UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Neue
Tagebuchsblätter.

G.
B9774n

Neue

Tagebuchsblätter

des Verfassers

von

„Graf Bismarck und seine Leute"

[Moritz Busch]

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1879

8595
22/11/90

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Erster Abschnitt.

Amerikanische Wanderungen und Verwandlungen.

Olmütz hatte mich nach Amerika getrieben — der Niedergang der nationalen Hoffnungen und Bestrebungen, die in den Jahren 1848 bis 1850 ihr Ziel erreichen zu wollen schienen. Nicht minder aber hatte mir den Aufenthalt daheim die Reaction verleidet, welche seit dem Frühling von 1849 über die demokratischen Freiheitsideale der Deutschen hereingebrochen war.

Schon auf der Dresdener Kreuzschule hatte ich einer Burschenschaft angehört, die nach der üblichen tränmerischen Weise, heute in Prosa, morgen in Versen, für jene Ideale schwärmte und sich für sie zu kämpfen vorbereitete. Ein früherer Leipziger Burschenschafter, Dietsch von Annaberg, damals Hülfsarbeiter bei einem Dresdener Sachwalter, später Mitglied der äußersten Linken in der Paulskirche, zuletzt Redacteur eines radicalen Blattes in St. Louis, nahm sich unserer bei diesen Bestrebungen an und vereinigte die Begabteren und Eifrigeren zu einem „Kränzchen", wo er sie auf seine Art zu bilden und aufzuklären versuchte. Alte Studenten von der „Kochei" in Leipzig und vom „Burgkeller" in Jena, die uns von Zeit zu Zeit besuchten, thaten in dieser Richtung ebenfalls das Ihrige. Die Schriften von

Rotteck und Welcker, dann Ruge's „Hallische Jahrbücher", die Brüder Bauer, Feuerbach, andere Junghegelianer, dazwischen Thomas Paine's „Menschenrechte", zuletzt, die flammenden Phrasen der Herwegh'schen Dichtungen förderten weiter. Unfähig, den Gedankenkreis, in den sie hineinführten, an der Erfahrung zu prüfen, schwor man auf die Worte der Meister, auch wo man sie nur halb oder gar nicht verstand, eignete sich ihre Redensarten an und „überwand Standpunkte" mit ihnen, was das Selbstgefühl steigerte und die Unklarheit des Gemisches, das aus allen jenen Einflüssen entstanden war, nicht verminderte. Nur radicaler war man geworden oder, wie es in diesen Tagen hieß, „gesinnungstüchtiger" und, wenigstens der Form nach, minder sentimental. Hatte es früher genügt, einen Politiker als pflichttreu zu verehren, wenn er der Regierung unter allen Umständen widersprach und Hindernisse in den Weg legte, so mußte er jetzt, wenn er Anspruch auf volle Hochachtung haben sollte, Republikaner sein und nebenbei von Princips wegen die Kreuze aus der Erde reißen und zu Schwertern umschmieden wollen. Hatte man sich anfänglich an „Freiheit, die ich meine", erbaut, dem „lieblichen Engelsbild", das „seinen Reigen nur am Himmelszelt führte", so sang man jetzt, freilich ohne sich Praktisches dabei zu denken: „Im Myrthenzweig will ich tragen das Schwert wie Harmodius und Aristogiton", und sah in Danton und Robespierre, freilich ohne deren wahren geschichtlichen Charakter zu kennen, Heroen, die als Vorbilder dienen konnten.

Auf der Universität hatte diese Verstandes- und Gemüthsverfassung keine wesentliche Aenderung erfahren. Neben meiner Fachwissenschaft und studentischem Sport trieb ich während dieser Jahre in der innern Verbindung der Leipziger Marcomannia ungefähr wie auf der Schule Politik und — eine Zeit lang unter der Leitung Wuttke's, des demokratischen Querkopfs —

Geschichte, lernte aus Broschüren und Zeitungen etwas mehr von den Verhältnissen draußen und von dem, was die Agitation für einen Umschwung derselben vorhatte, kennen, freute mich an den Siegen, welche die Liberalen in den kleinen deutschen Landtagen gelegentlich erfochten, und an den theatralischen Demonstrationen, die außerhalb derselben von den Führern in Scene gesetzt wurden, und erhoffte inbrünstig den baldigen Anbruch der Zeit, die uns vergönnen sollte, Größeres zu sehen und dabei zu helfen.

Nachdem ich meine Studien beendigt, war ich in Leipzig in Verbindung mit den Leuten geblieben, die vorher bei den Marcomannen als ältere Freunde und Mentoren gewirkt hatten. Allwöchentlich nahm ich an den Berathungen der famosen Sonnabendsgesellschaft in Stolpe's Restauration, wo Robert Blum und Ruge den Vorsitz führten und ihre politische Weisheit vortrugen, als lernbegieriger Zuhörer theil. Mit Jäkel, der sich St. Just zum Muster gewählt und sich durch seinen blauen Rock bei der Dresdener Cour einen Namen gemacht, schloß ich Freundschaft. Nach den Märztagen von 1848 genoß ich im „Vaterlandsvereine" weitere Ausbildung und hatte hier eines Tages die Genugthuung, enthusiastisch mitzujauchzen, als Georg Günther die bis dahin in diesem Kreise unerhörte Kühnheit besaß, öffentlich zu bekennen, daß die Republik zu erstreben sei, wenn es besser werden solle. Blum starb für mich als Märtyrer der nationalen Idee. Nur ein Zufall — vielleicht eine Fügung — verhinderte, daß ich mich am Dresdener Maikampf mit den Waffen betheiligte.

Die Reaction hatte mich nicht zu bekehren vermocht. Ich blieb vorläufig schwarzrothgoldner Republikaner, begriff aber allmählich, daß die hierzu gehörigen Ideale sich in Deutschland bis auf Weiteres nicht verwirklichen ließen, und da ich mich

von ihnen nicht zu trennen vermochte, reifte nach und nach der Entschluß, sie mit Abstreifung des Schwarzrothgold anderswo zu suchen. Diesseits des großen Wassers war es — so wähnte ich — mit der Hoffnung auf deutsche Einheit, die ich mir nur in rein demokratischer Form vorstellen konnte, für meine Lebenszeit aus; jenseits — so träumte ich — blühte wenigstens die Republik und trug gute Früchte, darunter auch goldene.

So reiste ich im Juni 1851 von Leipzig über Bremen nach der neuen Welt ab.

Ich dachte drüben mit einem Vetter, der den altenburgischen Gutsverwalter aufgegeben, sich in Ohio bereits nach landesüblicher Art in verschiedenen Stellungen und Gegenden, als Geflügelzüchter und Eierspekulant im Großen, als Gehülfe in einer Gerberei, als Commis eines Eisenwaarenhändlers, versucht, namentlich aber den dortigen Betrieb der Landwirthschaft auf praktischem Wege kennen gelernt hatte, Farmer im Hinterwalde zu werden und — des Vaterlandes zu vergessen.

Beides erwies sich in der Folge als schwerer, als ich gemeint, und ich muß hiervon fast unmittelbar nach meiner Landung in New-York wenigstens in Betreff meiner Anlagen zum Blockhüttenbewohner und Urwaldsbauer eine ziemlich klare Ahnung gehabt haben. Denn als ich eines Morgens im Parlour des Gasthofs beim Zeitungslesen auf eine Einladung zur Bewerbung um eine gut dotirte Pastorenstelle stieß, hing ich gelassen den Farmer an den Nagel und beschloß, wenn das Glück wohlwollte, statt der Weißeichen, Zuckerahorne und Hickorybäume in der Wildniß des Maumee oder Miami lieber geistiges Gestrüpp und Unkraut zu roden und statt irdischer Aecker himmlische zu pflügen und zu bepflanzen — eine Wandlung der Vorsätze, die, wie man sogleich erfahren soll, in Amerika unter Leuten weltlichen Gewerbes durchaus nicht ohne Vorgang war.

Die erwähnte Stelle war die des Pastors an der Paulus-kirche in Cincinnati, und über Cincinnati führte der Weg zu Vetter Theodor, der sich damals zu Dayton in Südohio aufhielt, wo er den Posten eines Clerk in einer Leder- und Schuhwerkhandlung und zugleich das Amt des Küsters an der dortigen anglikanischen Kirche bekleidete. Die pfarrersbedürftige Gemeinde war ferner eine deutsche. Ich konnte mich ihr endlich mit ziemlich gutem Gewissen widmen; denn ich hatte Theologie studirt, ich hatte sie sogar „mit heißem Bemühn" und — Beweis das bestandene Examen für die Erlaubniß zum Predigen — mit gutem Erfolge studirt. Freilich war der Candidatus pro licentia concionandi später auch in ein freundschaftliches Verhältniß zur Philosophie getreten, was manchem Gemüthe als keine Empfehlung erscheinen konnte. Indeß durfte ich vermuthen, es werde bei dem Kirchenrathe, dem ich mich vorzustellen hatte, insofern eine sein, als ich, wenn es an das Ausspielen meiner Karten ging, nach den theologischen Zeugnissen auch mit einem stattlichen lateinischen Doctor- und Magisterdiplom aufwarten konnte.

Wie gescheidt ich mir damals erschien! Und wie „grün" ich mir jetzt vorkomme, wenn ich mein vergilbtes Tagebuch nach diesen Dingen durchblättere!

Um auf das Folgende ganz vorbereitet zu sein, muß man noch wissen, daß in jener Zeit, abgesehen von den Methodisten und Baptisten, nur die orthodoxen lutherischen Gemeinden unter den amerikanischen Deutschen eine Organisation besaßen, welche sie unter einer Oberbehörde mit einander verband und sie und ihre Prediger den unsrigen einigermaßen ähnlich erscheinen ließ. Die übrigen — bei Weitem die Mehrzahl — waren nichts anderes als sich selbst regierende Klubs oder Kasinos, die sich ihren Pastor wählten, wie ein profanes Kasino, eine zu welt-

lichem Vergnügen bestimmte Resource sich den Kastellan wählt. Man baute, kaufte oder miethete sich eine Kirche, möblirte sie nach Kräften mehr oder minder elegant und besorgte sich einen Prediger, der nicht ordinirt zu sein, nicht einmal studirt zu haben brauchte, der in der Regel nach Verlauf eines Jahres entlassen werden konnte, und der vor Allem die Aufgabe hatte, die Kirche möglichst voll zu predigen; denn nur durch Vermiethen vieler Stühle wurden die Kosten gedeckt und wurde vielleicht noch ein profitables Geschäft gemacht.

Von welchen tausenderlei kleinen Ränken ein solcher abhängiger Seelenhirt umschlichen war, welche Rücksichten auf Geschmack und Laune seiner demokratischen Heerde er zu nehmen hatte, und was für eine Sorte von Amtsbrüdern er bei einer so gestalteten Lage der Dinge in nicht seltnen Fällen neben sich sah, kann der deutsche Leser sich schwerlich auch nur annähernd vorstellen.

Auch ich hatte von diesen Verhältnissen anfangs keine Ahnung. Ich war eben ein „Grüner". Erst nach und nach, gleichsam tropfenweise, erfuhr ich, wie die Sache in Wahrheit stand. Aber als ich einmal A gesagt, mußte ich wohl oder übel B sagen, trotzdem, daß ein Tropfen immer bitterer war und mir immer mehr Scham und Verdruß zu Gesichte steigen ließ als der vorige. Wie ich dann nicht weiter konnte im Alphabete, ließ ich das Weiterbuchstabiren als zwecklos schnell entschlossen sein, schüttelte den Staub von meinen Füßen und zog wieder von dannen. Ich war jetzt nicht mehr „grün", im Gegentheil, ich war recht roth geworden — über die Thorheit nämlich, ein paar Wochen gewähnt zu haben, ich passe in diese Zustände oder könne mich in sie hineinleben.

Und nun wollen wir unsere Geschichte selbst vornehmen,

indem wir die auf sie bezüglichen Stücke aus meinem Tagebuche lösen und mit einander verbinden.

12. September. Durch Weinhändler Pfiermann, einen Bruder von der „königlichen Kunst", mit dem ich gestern im Barroom Bekanntschaft machte, und der mir rasch gut geworden zu sein scheint wie ich ihm, wurde ich heute Morgen bei Pastor Kröll, dem Prediger an der Johanneskirche auf der sechsten Straße, eingeführt. Ehrwürden, ein großer schwerer Mann mit einem gutmüthigen Gesichte, saß eben, der Hitze wegen nur mit Hemd und Hosen bekleidet, in der Unterstube seines Häuschens, die als Empfangssalon und zugleich als Schulzimmer für die Konfirmanden der Gemeinde diente, im Gespräche mit einem Herrn Hertsch, der gleich mir erst vor Kurzem aus Deutschland angekommen ist. Als Confrater in spe vorgestellt, wurde ich freundlich aufgenommen, und der Pastor sagte auch mir recht wohl zu, obschon er eine etwas phlegmatische und hausbackene Natur zu sein scheint und nach einigen seiner Aeußerungen zu den Auguren gehören könnte, die sich anlächeln, wenn sie bei Amtsgängen einander begegnen. Wenn ich ihn recht verstehe, ist sein Evangelium der alte Röhr. Weniger behagte mir Hertsch, der „Rechtsgelehrter" — Advocat oder Richter blieb unbestimmt — in Magdeburg gewesen sein und sich zu der Uhlig'schen Partei gehalten haben will, und der sich jetzt, obwohl er an Krücken geht und Krüppel nach den alten Satzungen der Kirche nicht Priester sein sollen, um die Pfarre in Madison zu bewerben gedenkt, deren bisheriger Inhaber der Gemeinde „zwischen zwei Tagen" abhanden gekommen ist.

Verdunkelte das schon meinen Himmel ein wenig, so wurde

es noch düsterer, als nach einer Weile ein junger Mann hereinkam, der früher auf Hecker's Farm in der großen Looking-Glaß-Prairie beschäftigt gewesen, und der uns mit betrübter Miene erzählte, daß der geistliche Herr, den Hertsch mit seiner corpulenten Person zu ersetzen vorhatte — er hieß, wenn ich recht hörte, Klingler — und der die vorige Nacht mit ihm auf einem Zimmer geschlafen, ihm mit einer Brieftasche, die 63 Dollars enthalten habe, davon gegangen sei.

„Das sieht ja bös aus", dachte ich. Aber der Pastor schien es nicht so tragisch zu nehmen. Wußte er doch sofort von ähnlichen Geistern zu berichten. Da war einer, der in Brooksville als notorischer Trunkenbold und Landläufer gespukt, da war ein anderer deutscher Reverend, der eine fremde Uhr für die seinige angesehen und in der Zerstreutheit verkauft, da war ein dritter Unhold von der Zunft der fahrenden Theologen, der — „wohl auch aus Versehen", meinte der Pastor mild oder ironisch — gar als Liebhaber seines eignen Geschlechts Unfug verübt und, nachdem er dieserhalb von mehreren Stellen verjagt worden, jetzt doch in Kentucky wieder eine gefunden hatte. Und so mit Grazie weiter.

Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, daß mich Dieß in besonders hohem Grade in meinem Vorhaben ermuthigt und befestigt hätte; ja ich glaube fast, das Gegentheil war der Fall. Wenigstens sagte ich etwas der Art meinem guten Pastor, als ich diesen Abend, von ihm eingeladen, im Pfau ein Glas Rheinwein — vielleicht waren's auch zwei — auf das Gelingen meiner Bewerbung bei Sanct Paul und auf fleißige Mitarbeiterschaft an der von Kröll herausgegebenen kirchlichen Zeitschrift*)

*) Sie nannte sich „Protestantische Zeitblätter. Eine Wochenschrift zur Belehrung und Erbauung denkgläubiger Christen", und hatte zum Motto Joh. 8, 32: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen"

mit ihm trinken mußte, was wir beiläufig hinter einer spanischen Wand vollbrachten, die der rücksichtsvolle und vorsorgliche Wirth zwischen uns Kleriker und die profanen Gäste geschoben hatte. Ehrwürden tröstete mich indeß: das wäre doch am Ende nicht so gefährlich — was ich heut Morgen gehört, wäre Ausnahme, die sich aus den noch wenig geordneten Zuständen im Westen erklären ließe — ich würde in den hiesigen Geistlichen ganz angenehme Leute finden u. dergl. Genug, ich ließ mich trösten, zumal mir der Präsident meines Kirchenrathes, dem ich zwischen dem Besuch im Pastorat der Johanneskirche und dem im Pfau meine Aufwartung gemacht, nicht übel gefallen hatte.

Der Name dieses Kirchenrathspräsidenten war Riemeyer, sein Geschäft, abgesehen von den Angelegenheiten, die ihm jene Würde in die Hände legte, das eines Tischlers in Clawsons Bedstead Factory. Ich traf ihn gerade bei der Arbeit über dem Kopfende einer Bettstelle und vor einem Haufen von Hobelspähnen, der ihm bis über die Knie ging. Der Sprache nach ist er ein Plattdeutscher. Er war gegen den Kandidaten cordialer, als Präsidenten deutscher Kirchenräthe gewöhnlich sein sollen, rieth mir, ein schriftliches Gesuch mit Angabe meiner persönlichen Verhältnisse aufzusetzen, und versprach, es am Abend selbst bei mir abzuholen, was unsere Kirchenrathspräsidenten wohl auch nicht immer für ihre Schuldigkeit halten werden.

Ich entwarf, froh über so guten Anfang, die Eingabe, und um fünf Uhr stellte sich der Präsident ein, um sie mitzunehmen und mich zugleich auf die Walnutstreet zu führen, wo die Pauluskirche liegt. Er ließ sie aufschließen und zeigte mir das Innere. Sie ist äußerlich ein einfaches, ziemlich unscheinbares und schmuckloses Gebäude, das im Erdgeschoß die Schule der Gemeinde und eine Apotheke hat, im Innern aber

recht nett eingerichtet. Die Sitzbänke sind von polirtem schwarzem Walnußholz, die Gänge zwischen ihnen mit Teppichen belegt. Schiff und Emporkirchen mögen achthundert Personen fassen. Die Kanzel, an der Wand dem Haupteingang gegenüber angebracht, ist eine Estrade mit Pult, aber ohne Schalldeckel, zu der rechts und links Stufen hinaufführen. Das Ganze macht, gleich den meisten protestantischen Kirchen des Westens, die ich bis jetzt gesehen, einen nüchternen, aber freundlichen und behaglichen, ich möchte sagen, warmen Eindruck.

Während der Präsident mich herumführte, theilte er mir in der Kürze die neueste Geschichte der Gemeinde und die Gründe mit, welche zur Entlassung des seitherigen Pfarrers bewogen hatten. Derselbe heißt Göbel und ist aus der Stadt Hamilton hierher berufen worden. Er hat die Stelle vier Jahre innegehabt und anfänglich recht wohl gefallen. Aber schon bei der Entwerfung der Konstitution ist seine Herrschsucht hervorgetreten und von den demokratisch gewöhnten Leuten übel vermerkt worden, und bei späteren Gelegenheiten hat er eine ungebührliche Neigung zu Geldgeschäften verrathen.

„Er wollte Papst spielen", sagte Riemeyer, „und er hat sich seinen Gehalt voranszahlen lassen, um damit zu zwanzig Prozent zu wuchern. Bei Taufen und Traunngen konnte er gewöhnlich nicht genug bekommen, obschon er's nach der Konstitution eigentlich umsonst thun mußte. Dann hat er Leuten gerathen, das der Kirche geliehene Geld zu kündigen, weil es (die Gemeinde soll zwanzigtausend Dollars Schulden haben) nicht sicher stünde. Auch studirte er in der letzten Zeit nicht mehr gehörig auf seine Predigten, und so war's gewöhnlich liederliches Zeug, nicht gehauen und nicht gestochen. Das wurde so schlimm, daß verschiedene von uns wegblieben oder ganz austraten, geschweige

denn, daß sich neue Mitglieder gemeldet hätten, die wir recht gut gebrauchen könnten".

Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die Angel, um die sich die Angelegenheit dreht, der Geldpunkt ist. Stünde es damit nach Wunsche, so nähme man es vielleicht mit dem Papste nicht so genau.

13. September. Früh bei Rothert, dem Schatzmeister der Paulusgemeinde, Besuch gemacht, der ebenfalls Mitglied des Kirchenrathes und nach gestrigen Aeußerungen Krölls und Riemeyers besonders einflußreich ist. Er hat früher das Schlosserhandwerk betrieben, ist aber gegenwärtig Inhaber eines Eisenwaarengeschäfts auf der Western Row und offenbar in guten Verhältnissen. Langgewachsen, engbrüstig, nach Miene und Rede ein lebhafter und entschiedener Charakter, erinnert er durch seinen Dialekt wie sein Kollege Riemeyer daran, daß er aus plattdeutsch redenden Gegenden eingewandert ist. Ich gab ihm in kurzen Umrissen Aufschluß über meine Vergangenheit und überreichte meine Zeugnisse. Meine einfache Art und Weise schien seinen Beifall zu haben; denn er holte seine Familie herbei, um sie mir vorzustellen, desgleichen einen Nachbar Koch, der ebenfalls der Gemeinde angehört. Ueber einer Flasche Portwein, die wir in seiner guten Stube tranken, erfuhr ich die gestern vernommenen Klagen über den Pastor in breiterer Auseinandersetzung und noch ein ziemliches Bündel neue dazu. Doch scheint Göbel auch eine nicht ganz kleine Partei zu haben, die vorzüglich aus Brüdern vom Oddfellow-Orden besteht, welcher hier den Freimaurern Konkurrenz macht, und welchem der Pfarrer, wenn ich recht verstanden habe, vor Kurzem beigetreten ist. Man ist infolge dieser verschiedenen Ansichten in den letzten Tagen bei Berathungen hart aneinander gerathen, und der

Pastor hat sich dabei — wenn Rothert nicht übertreibt — nicht gerade als Gentleman betragen.

Im Laufe des Gesprächs mußte die günstige Meinung, die mein Auftreten bei dem Berichterstatter über diese Dinge erweckt hatte, gewachsen sein; denn er äußerte schließlich den Wunsch, ich möge, da Göbel nicht wieder auf die Kanzel solle, gleich morgenden Tags die Predigt übernehmen, was ich jedoch mit Hinweis auf meine noch nicht überwundene Ermüdung von der langen Eisenbahnreise von New-York bis Cincinnati, auf die Unmöglichkeit, in so kurzer Frist mich zu einem gediegnen Debüt zu rüsten, und auf die Nothwendigkeit, mich erst mehr zu orientiren, ablehnte.

14. September. Heute Morgen mit Vetter Theodor (der inzwischen auf Urlaub von Dayton eingetroffen war) in die Pauluskirche, um Göbel predigen zu hören. Man bot mir einen Sitz im Kirchenrathsstuhl unmittelbar vor der Kanzel an, ich zog aber einen bescheidneren Platz nicht weit von der Thür vor. Ein Viertel vor zehn Uhr wurde geläutet, die Kirche füllte sich nach und nach, die Orgel ging, und der Geistliche erschien — ein vollwangiges, rothes Alltagsgesicht auf etwa vierzigjährigen Schultern. Er trug einen schwarzen Frack; denn der Chorrock unsrer Seelenhirten ist hier wie in den meisten evangelischen Kirchen des Westens nicht erforderlich und daher selten. Nachdem man gesungen, las der Pastor ein Gebet aus Witschel vor, und dann gab es eine Predigt, die, wie ich meinem verschwiegenen Tagebuche wohl anvertrauen darf, in der That schwächer und confuser als billig war. An den Schluß derselben knüpfte der Redner einen erregten Protest gegen die freilich nicht von ungewöhnlichem Zartgefühl eingegebene Zumuthung des Kirchenrathes, nach welcher er dessen Beschluß, daß nächsten Sonntag Probepredigt sein sollte, von der Kanzel

zu verlesen hatte, und nun entstand Skandal. Rothert erhob sich und erklärte, das müsse er thun; wo nicht, so stiege er sofort selbst auf die Kanzel und besorgte die Ankündigung. Darauf erneute Weigerung des Pastors, Einwürfe und Drohungen von Seiten des gesammten Kirchenrathes, ärgerlicher Zank, wüstes Durcheinanderschreien, Aufstampfen mit den Füßen, zuletzt wie zum Dreinschlagen erhobene Hände — ein Auftritt, dem der zornübermannte Rothert die Krone aufsetzt, indem er dem ehrwürdigen Herrn mit lauter Stimme einen Lügner ins Gesicht wirft.

Die Frauen schüttelten die Köpfe. Von einem Theile der Männer erwartete ich jeden Augenblick, daß sie die Röcke ausziehen und einander in die Haare fahren würden, und da ich der Ansicht bin, daß derartige Kraftübungen besser in Schenken oder auf Tanzböden als vor Kanzel und Altar vorgenommen werden, so zupfte ich Vetter Theodor am Rockschoße, gab ihm einen Wink mit den Augen und machte mich mit ihm in der Stille von dannen.

Der Nachmittag bot ein freundlicheres Bild. Die verschiedenen deutschen Wohlthätigkeitsvereine Cincinnatis zogen in großer Prozession nach dem Mount Auburn zur Einweihung des dort von ihnen erbauten stattlichen Waisenhauses, neben das später ein Wittwenhaus zu stehen kommen soll. Vorreiter mit Schärpen führten den Zug, die Mitglieder der Vereine, ebenfalls beschärpt, und die Schulkinder im besten Putze folgten, letztere von Pastoren und Lehrern begleitet. Fahnen wehten, Musikchöre bliesen und trommelten. Eine dicke gelbgraue Staubwolke wirbelte über dem Ganzen.

Oben auf der Hochfläche angelangt, machte ich binnen zehn Minuten die Bekanntschaft von etwa zwei Dutzend andern Mitgliedern der Paulusgemeinde, mußte allen die Hände schütteln,

wurde gefragt, wie mir's geht, und hörte die Klagen über den bösen Pastor, mit vielen „well“ und „why“ und „anyhow“ gewürzt, zum zehnten und zwanzigsten Male. Dann waren wir Zeugen, wie die geistlichen Herren von der auf dem Dache eines niedrigen Hauses oder Schuppens improvisirten Rednerbühne zur Feier des Tages ihr Licht leuchten ließen: der fette orthodoxe Grassow, früher seines Zeichens ein Schneider, der würdige Suhr, der seine gewohnten zehn Abendschoppen heute schon zu Mittag zu sich genommen zu haben scheint, der redliche Hoffümmer, der ein Geberdenspiel wie eine Windmühle entwickelt. Müde dieser geistlichen Coulissenreißerei (man gewöhnt sich in Amerika rasch an starke Ausdrücke — wenn ich das Tagebuch jetzt schriebe, würde ich vorziehen, zu sagen: dieser Erregtheit ohne Inhalt), dieses salbungsvollen Schmachtens und Polterns, das nie bei der Stange blieb, sondern bald von der Schönheit der Wohlthätigkeit faselte, bald ohne Noth dem Atheismus einen Keulenschlag beibrachte, bald ein paar Schaalheiten über Tod und Unsterblichkeit heraus langte, zog ich mich nach einer Weile zurück und setzte mich ein Stück von den Rednern in den Waldesschatten, wodurch ich um den Vortrag Freund Krölls kam, der besser gewesen sein soll.

Ein schöner Zug, der mit Manchem versöhnte, war der, daß bei der Tellersammlung, die schließlich von den Pastoren für das Waisenhaus vorgenommen wurde, fast vierhundert Dollars eingingen. Gewöhnliche Handwerksleute sah ich Fünf-, ja Zehndollar-Noten auflegen. Bei uns hätten sie sich für generös gehalten, wenn sie fünf oder zehn Silbergroschen geopfert hätten.

Auf dem Rückwege erfuhr ich von Rothert Einiges über die Entstehung der hiesigen deutschen protestantischen Gemeinden. Die, deren Prediger jetzt Kröll ist, war die älteste. Zuerst waren

es meist Hochdeutsche, die zu ihr zusammentraten, und denen ein Kaufmann in einem Privathause zuweilen eine Predigt hielt. Dann mehrte sich die Zahl der Plattdeutschen, die nun Anspruch auf die Herrschaft erhoben, während die Hochdeutschen der Mehrzahl ihr Recht als Väter der Gemeinde gegenüberstellten. Die Folge waren lebhafte Streitigkeiten, die bei einer Versammlung in der mittlerweile von ihnen erworbenen Johanneskirche in Schlägerei ausarteten. Die Plattdeutschen wurden endlich durch allerhand Intrigen der wohlhabenderen Gegenpartei — man kaufte sich unter Anderm, wie mein Gewährsmann behauptete, um die Opposition zu stärken, förmlich Mitglieder zu ein paar Thalern per Kopf — dahin gebracht, daß sie sich für etliche tausend Dollars zum Austritt bestimmen ließen. Sie bildeten darauf eine neue Gemeinde und bauten die Walnutkirche, an der Suhr jetzt als Geistlicher fungirt. Hier starben ihnen bald nach einander zwei Prediger, und bei der Wahl eines dritten kam es wieder zu Zerwürfniß und Spaltung, und ein Theil der Mitglieder schied aus, um sich kurz nachher die presbyterianische Kirche zu kaufen und sich dort mit ihrem Kandidaten als Seelsorger einzurichten. Sie sind die jetzige Paulusgemeinde. Dieselbe hatte — gewiß zum guten Theil deshalb, weil es in ihr viel harte Köpfe gab — gleichfalls wenig Glück und Frieden und reichlich Noth und Verdruß mit ihren Pfarrern. Einer kündigte ihr zweimal ohne Weiteres den Handel, ein anderer wurde orthodox und am Ende gar katholisch. Der letzte, Göbel, war eine Zeit lang „ganz erträglich gewesen", jetzt machte auch er der Gemeinde schwere Sorge.

Abends ging ich zu Pastor Suhr. Er hatte mich eingeladen, war aber nicht zu Hause. „Die Schenke wird ihn nicht weggelassen haben", meinte eine böse Zunge im Gasthofe. „Jeden

Wochentag einen Rausch, des Sonntags zwei. Er hat eine hitzige Leber. Sonst ist nicht gar viel gegen ihn einzuwenden".

15. September. Nachmittags in Kröll's Kirche, wo es köstlich kühl und still war, einen Aufsatz für dessen theologisches Wochenblatt geschrieben, Abends mit ihm zu Biere gegangen in eine Wirthschaft, die ein „General" Mohr hält, und wo Pastor Grassow Stammgast ist.

16. September. Früh, wieder in der Johanneskirche, an meiner Predigt gearbeitet, in der ich den Text: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" behandele. Mittags beehrte mich Besuch von der Partei Göbels, für die ein gewisser Rohrkaß das Wort führte. Man kam vermuthlich, um mich auszuhorchen. Ich befriedigte ihre Wißbegierde in Betreff meiner Personalien, da ich nichts zu verhehlen hatte, ließ mich aber in Betreff des Streits in der Gemeinde nicht aus.

Nachmittags mit Kröll, dessen treuherziges Wesen mir immer mehr gefällt, Katawba-Wein getrunken, von dem auf den Bergen hinter der Stadt viel gebaut wird, und der nicht übel, aber mit Sprit versetzt ist und daher leicht zu Kopfe steigt.

Vom 17. bis 19. September vollendete ich meine Predigt und memorirte sie.

20. September. Besuch bei Rothert, der von Göbel beim Squire verklagt und von wegen des „Lügners" um zehn Dollars gestraft worden ist. Ich erhalte meine Zeugnisse zurück, von denen das Doctordiplom zwar Kopfzerbrechen gekostet, aber — vielleicht gerade deshalb — seine Wirkung als Daus in meiner Karte gethan zu haben scheint. „Nach dem, was wir jetzt wissen", sagte Rothert, „werden Sie unser Pastor. Und wenn darüber die Sonne im Westen aufginge, Sie müßten es werden". Meine Probepredigt soll morgen stattfinden; doch

erkläre ich mich nur unter der Voraussetzung dazu bereit, daß die Gegenpartei sich ruhig verhält.

Abends hörte ich von Rohrkaß, daß sie Dieß nicht zu thun gedenkt. Göbel will trotz alledem auf die Kanzel, da sein Advocat ihm dazu mit dem Hinweis gerathen hat, daß Zurückhaltung ihm den Anspruch auf vollen Gehalt bis zu Ende des Jahres verlieren lassen würde. Meine Antwort war, ich werde mich nach dem Willen des Kirchenrathes pünktlich einfinden, um zu predigen; träfe ich jedoch die Kanzel schon besetzt, oder würde sie mir vor Beginn der Predigt streitig gemacht so würde ich mich, um nicht Ursache zu Unschicklichkeiten zu geben, ohne Zögern zurückziehen. Dieß gefiel, und fast sah es aus, als ob ich damit einen Stein im Brete auch dieser Partei gewonnen hätte.

21. September. Am Morgen in ziemlicher Frühe schon stellte sich Rothert im Gasthofe ein, um mich zur Kirche abzuholen. Er hatte es offenbar sehr eilig. Ich war indeß noch im Ankleiden begriffen und bat ihn, voraus zu gehen. Bald nachher folgte ich ihm.

Vor der Kirche traf ich bereits eine Menge Menschen an, die augenscheinlich begierig waren, den neuen Prediger zu sehen, welcher frisch aus Deutschland gekommen war — begierig möglicherweise auch auf den Skandal, den der alte machen würde. Nicht ganz überflüssig möchte sein, zu bemerken, daß dieser neue Prediger keinen Talar und auch keinen schwarzen Frack, sondern einen braunen Rock mit schwarzer Sammetweste und blauen Beinkleidern trug, und daß, wie Kröll auf Befragen, lächelnd über so „grüne Vorstellungen" vorausgesagt, wirklich niemand daran irgendwie Anstoß nahm.

Die Glocke läutete, und drinnen präludirte die Orgel. In Begleitung zweier Kirchenräthe, die mich auf den Stufen vor

dem Eingange empfingen und sich dann — verdächtig genug — statt auf ihre gewöhnlichen Plätze, wie zwei Riesen, die das Zauberschloß bewachen, vor den Altar setzten, bestieg ich die Kanzel und schlug die Gebet- und Gesangbücher auf. Der Organist begann das erste Lied, während Schiff und Emporkirche sich rasch Kopf an Kopf füllten

Der letzte Vers war ziemlich zu Ende, und eben wollte ich mich zum Morgengebet erheben, als zu meiner nicht geringen Ueberraschung in der offenen Hauptthür mir gegenüber das Gesicht des Pastors erschien, dem einen Augenblick darauf Leib und Beine die Stufen herauf nachfolgten. Ich begriff jetzt die Eile Rotherts. Göbel war zu rechter Zeit und doch zu spät gekommen. Der Kirchenrath hatte den Gottesdienst um zehn Minuten früher, als sonst üblich, anfangen lassen.

Indeß Ehrwürden hatte eine eiserne Stirn. Gravitätisch schritt er den Mittelgang entlang auf die Kanzel zu, mit der nur zu deutlichen Absicht, den Fremden droben, koste es, was es wolle, von der Stelle zu verdrängen, die er selbst heute einnehmen mußte, wenn er nicht pecuniäre Verkürzung erleiden wollte. Da — er mochte noch drei Schritte von dem Geländer entfernt sein, das Altar und Kanzel von dem Schiffe abschloß — erhoben sich die beiden Riesen nach ihrer vollen Länge und vertraten ihm den Weg. Ein Parlamentiren, erst halblaut, dann vernehmlicher, zorniger, erfolgte. Ein lebhaftes Mienen- und Geberdenspiel ergänzte, was ich von den unten gewechselten Worten nicht verstand. Wenig fehlte, so brach der helle Zank wieder los, und von dem war es, wie ich jetzt wußte, nicht weit zum Handgemenge. Wie, wenn Rothert, der für die Riesen sprach und heftig dazu gesticulirte, sich in seinem Eifer und Aerger mit der erhobnen Hand ins Gesicht des Herrn Pfarrers verirrt hätte? Wie, wenn die andern Kirchenräthe diesen zuletzt

als starrköpfigen Störenfried beim Kragen gefaßt hätten, um ihn an die Luft zu setzen? Und wie, wenn die Göbelsche Partei mit Gewalt dagegen eingeschritten wäre? Tableau!

So war denn meinerseits ein Entschluß zu fassen und zwar ohne Zeitverlust, wenn der Gottesfrieden hier nicht abermals und möglicherweise ärger als am letzten Sonntage gebrochen werden sollte — ein Fall, den ohne Zweifel mehr als Einer auch mir zugerechnet hätte.

Ich griff daher — Aller Augen schienen auf mich zu warten — rasch fertig nach meinem Hute, ging hinunter von der Kanzel und schritt — die ganze Gemeinde stand, soweit sie sich nicht schon erhoben, rauschend auf, Einige traten auf die Bänke, über die Brüstung der Emporkirche hingen lauschende Köpfe — auf den Pastor zu, der wie ein Puter kollerte.

„Herr Pfarrer", sagte ich ihm bescheiden (desgleichen wohl auch ein wenig befangen, wie ich heute einschalte), „wenn Sie gekommen sind, um die Kanzel in Anspruch zu nehmen, ich für meinen Theil räume sie Ihnen ein, und zwar, um Störung im Gotteshause zu vermeiden".

Er antwortete nur mit einem Kopfnicken. Rothert und die Riesen wollten mich zurückhalten; ich aber erklärte entschieden, unter diesen Umständen nicht dableiben zu können, und entfernte mich, um zunächst nach meinem Gasthofe zu gehen und von da sogleich einen weiten Spaziergang nach den Weinbergen über der Stadt zu machen.

Als ich zurückkam, warteten einige Glieder der Gemeinde auf mich. Man ertheilte mir Lobsprüche über mein Verhalten in der Kirche und erzählte mir den weiteren Verlauf der Sache am Vormittag, der einfach damit geendigt hatte, daß Sr. Ehrwürden nach meinem Weggange trotz ziemlich energischen Widerspruchs seiner Anhänger vom Kirchenrathe unter heftigem

Trommeln und Stampfen der zu letzterem haltenden Mehrheit der Anwesenden nach der Thür hin complimentirt und diese darauf und nach allmählicher Entfernung der Versammlung geschlossen worden war.

Nachmittags sprach ich bei Rothert vor, wo ich den größeren Theil des Kirchenrathes und einige andere einflußreiche Mitglieder der Gemeinde versammelt fand. Die Gesellschaft billigte mein Benehmen dem Auftreten Göbels gegenüber ebenfalls. Nur der grimme Rothert selbst war damit nicht recht einverstanden.

„Sie mußten oben bleiben", sagte er. „Hinauf gekommen wäre er nimmermehr. Hätte er nur die Fußspitze auf die Kanzeltreppe gesetzt, auf der Stelle hätte ich ihn zu Boden geschlagen". Er sah darnach aus.

Alle sprachen ihren festen Entschluß aus, Göbel nie wieder die Kirche betreten zu lassen, und man redete mir dringend zu, mich sogleich zu vorläufiger Vollziehung aller geistlichen Geschäfte mit Einschluß der Taufen, Trauungen und Beerdigungen zu verpflichten, was ich indeß, da noch andere Kandidaten vorhanden waren, und ein Eingehen auf den Wunsch des Kirchenrathes mir als Vordringlichkeit und Wahlbeeinflussung ausgelegt werden konnte, mit dem Hinzufügen ablehnte, sobald als möglich nach Dayton reisen und dort bleiben zu wollen, bis die Reihe der Probepredigten am Schlusse angelangt sei, wo man mir die letzte gestatten möge. Nur ungern schien man nachzugeben, und namentlich Rothert willigte erst ein, als ich mich anheischig machte, falls der Kandidat, der nächsten Sonntag predigen soll, nicht einträfe, — er befindet sich derzeit in Philadelphia — auf telegraphische Benachrichtigung nach der City zu kommen und statt seiner zu predigen, zu welchem Zwecke ich die Adresse Theodors in Dayton zurückließ.

Unter allgemeinem Händeschütteln trennte ich mich von den wackern Leuten — wie ich dachte, für sechs bis acht Wochen. Man war mir offenbar gewogen. Ich hatte es verschmäht, nach der hier gebräuchlichen Methode, durch Herumgehen bei den einzelnen Gemeindegliedern und ähnliche Mittel mich zu empfehlen und mir für den Wahltag Stimmen zu werben. Ich hatte sogar der Einladung des Kirchenrathes, zu bleiben und provisorischer Pastor der Pauluskirche zu werden, der allmählich zum definitiven geworden wäre und meine Wahl zur bloßen Formalität gemacht hätte, eine Ablehnung entgegengesetzt. Das mochte nicht recht zu dem landesüblichen demokratischen Selbstgefühl meiner Freunde auf der Western Row stimmen und ein wenig zu stolz und unabhängig aussehen. Aber es hieß sich rar machen, es war augenscheinlich nicht selbstsüchtig, es nahm sich vornehm aus, und jene Freunde waren der vornehmere Theil der Gemeinde. Dem Tagebuche darf ich's gestehen, daß mein Verhalten noch mehr als durch diese mir überdieß natürlichen Betrachtungen dadurch bedingt wurde, daß ich täglich mehr bereue, mich auf den ganzen Handel eingelassen zu haben, und daß ich nur den Weg noch nicht sehe, auf dem ich mich anständig herausfinden könnte. Es wird doch kaum gehen mit dem Pfarrerwerden. Ich habe auf zu viel zu verzichten und wohl zu viel mit in den Kauf zu nehmen. Bleibe ich, so wachse ich unzweifelhaft fest. Gehe ich auf einige Wochen weg, so kann sich, um mit Micawber zu reden, im Verlaufe derselben „etwas begeben", was mich der Verpflichtung enthebt, den braven, aber immerhin nicht unbedenklichen Leuten auf der Walnutstreet weiter zu Willen zu sein. Auf alle Fälle ist durch die Abreise Zeit zu reiflicher Ueberlegung und Prüfung der unter ihnen bisher gesammelten Erfahrungen gewonnen.

22. September. Am Vormittag war ich bei Kröll, um ihm auf seinen Wunsch meine Predigt und noch einen Artikel für sein Blatt zu geben und dann Abschied zu nehmen. Er erwartete mich in Hemdärmeln — denn es ist noch immer sehr heiß — an der Ecke seiner Kirche. Im Laufe des Gesprächs erzählte er mir seine Geschichte. Aus dem Hessischen gebürtig, war er in Gießen ein flotter Student gewesen, der „Gefallen an der Stärke des Rosses gehabt" und fleißig auf Fechtböden und Mensuren verkehrt hatte. Wie ich von der Politik, so war er schließlich von der Liebe nach Amerika verschlagen worden. Nachdem er als Kandidat geheirathet und sich dadurch die Aussicht auf eine Pfarre verscherzt, war er nach Missouri gegangen, wo er sich unmittelbar vom Dampfboot aus in einer Wildniß am Mississippi als Squatter niedergelassen hatte.

„Ich brachte nicht mehr als zwanzig Dollars mit", erzählte er, „aber eine unerschrockene und geduldige Frau, einige Kenntniß der Landwirthschaft, ein Paar rüstige Arme und einen breiten Rücken. Wir bauten uns mit Hülfe gefälliger Nachbarn, denen ich später manchmal dafür predigte, auf geclaimtem Lande eine tüchtige Blockhütte. Ich schlug ein Stück Wald nieder, fenzte es ein, säete und erntete im nächsten Herbst und war in meiner Art ein gemachter Mann. Sechs Jahre haben wir da gelebt und glücklich gelebt. Meine Frau kriegte freilich das Fieber, und die Kinderchen, die mit der Zeit kamen, litten auch mitunter daran. Aber sie wurden wieder gesund, wir hatten, was wir brauchten, und im Ganzen waren es schöne Tage in Gottes grüner Natur".

Später jedoch hatte er sich trotzdem „der Kinder wegen" wieder in das städtische Leben zurückgesehnt und in Folge dessen die Pfarrersstelle bei einer deutschen Gemeinde zu Louisville in

Kentucky angenommen, die er nach einigen Jahren mit der an der hiesigen Johanneskirche vertauscht hatte. Er war hier pecuniär recht günstig gestellt und hatte nie Streit mit den seiner geistlichen Pflege und Führung Anvertrauten gehabt, erfreute sich vielmehr allgemeiner Beliebtheit selbst über den Kreis derselben hinaus.

„Und so wird es mit Ihnen auch werden", schloß er seine Rede. „Sie müssen Ihre europäischen Schrullen aufgeben, lieber Freund. Ihre Bedenken gegen Sanct Paul sind grundlos. Die Leute sind ein bischen geradezu, meinen es aber gut. Die große Mehrzahl, das weiß ich jetzt schon, wird für Sie stimmen, und man denkt nicht daran, einem Pfarrer gegenüber, der seine Schuldigkeit thut, nach Ablauf des Kontrakts mit ihm von seinem Kündigungsrechte Gebrauch zu machen. Es sind jetzt bewegte Zeiten, aber man darf sich dadurch nicht irreleiten lassen; es kommen auch ruhige Tage, und die wollen wir beide als gute Freunde mit einander genießen. Wenn Böcke unter den Schafen sind — ich meine unsere Collegen — so braucht Sie das nicht sehr zu bekümmern. Es liegt an den unfertigen Zuständen, und Sie haben ja nicht nöthig, mit solchen Leuten mehr als auf guten Tag, guten Weg umzugehen. Ueberdieß sehen wir neben ihnen besser aus, und unsere Gemeinden wissen recht wohl zu vergleichen. Auch daß Sie nützen können, daß Sie durch Ihre größere Bildung, durch Ihren noch nicht ganz gelösten Zusammenhang mit der Welt drüben über dem großen Wasser veredelnd wirken können, verdient, denke ich, daß man sich die Sache überlegt".

Ich versprach ihm mit Hand und Wort, mir sie zu überlegen, und wir schieden „auf baldiges Wiedersehen".

Den nächsten Tag reiste ich nach Dayton ab, nachdem mir vorher von einem in unserm Gasthofe*) wohnenden Kaufmann Clayton eine Empfehlung an den Vorstand der Methodistenconferenz zu Springfield, Prediger Nast, aufgenöthigt worden war, der mich in seinem Weinberg an die Arbeit stellen sollte. „Perhaps you may do much good by getting him into the German work", schrieb Herr Clayton an den methodistischen Reverend. Ich habe den Brief aber nicht abgegeben.

Auch in Dayton war die deutsche lutherische Gemeinde auf ihren Pastor, einen gewissen Hardorf, nicht gut zu sprechen, und ich befand mich noch keine drei Tage dort, als mir schon von der ihm feindlich gesinnten Partei, an deren Spitze ein Kaufmann Drehbein und die Doctoren der Medizin Egry und Langstedt standen, Anträge gemacht wurden, sein Nachfolger zu werden. Indeß war ich noch in Cincinnati verpflichtet, auch hatte — wohl in Folge der Erzählung Krölls von seinem glücklichen Squatterleben in Missouri — der Farmer in meinem Gemüth wieder Oberwasser bekommen, und so ging ich auf diese Vorschläge nicht ein, sondern fuhr zunächst mit Vetter Theodor nach Springfield, in dessen Nähe wir uns nach verkäuflichen Farmen umsahen, aber nichts Passendes fanden, da das, was uns gefiel, zu hoch im Preise stand.

So kehrten wir denn unverrichteter Sache nach Dayton zurück, wo ich in der Vorstadt Macpherson Town nicht weit von der Covingtonbrücke bei dem aus Sachsen eingewanderten Schuhmacher Sperling in einem allerliebsten weißen Häuschen, das Pfirsichspaliere und wilde Rosen umspannen, Wohnung gefunden hatte.

Und nun soll das Tagebuch wieder zu Worte kommen.

*) Kopfs „Farmers and Traders Tavern" auf der Ninth Street zwischen der Main- und der Sycamore-Street.

27. September. Wir saßen eben auf dem Altan vor der Vorderthür beim Morgenkaffee, als Theodor mit einem Telegramm von Rothert kam: „We want you here. Come quick". Also doch, Micawber! Es war mir nicht lieb. Aber es mußte Wort gehalten werden. Ich ließ antworten: „I am coming", repetirte den Vormittag meine Predigt und fuhr zwei Uhr Mittags mit der Stage, einem häßlichen, unbequemen Rippenbrecher, nach der City ab, wo ich neun Uhr Abends, entsetzlich zerschüttelt und mit dem Kothe von Miamisburg und Hamilton bespritzt, ankam. Der Kirchenrath empfing mich hocherfreut im Barroom des Gasthofes, wo ich sofort mit Rothwein „getreatet" wurde, den man mit der Mittheilung zu würzen glaubte, daß Pastor Göbel wegen Störung des Gottesdienstes vom Friedensrichter um zehn Dollars gestraft und daß seine Appellation vom Court zurückgewiesen worden ist.

28. September. Früh halb zehn Uhr wurde ich vom Präsident Riemeyer zur Kirche abgeholt, um dießmal in ruhiger Luft zu predigen. Die Versammlung war trotz des Regens, der vom Himmel goß, zahlreich, und ich scheine gefallen zu haben — wie Rothert behauptet, allgemein, jedenfalls aber der von ihm geführten Partei. Wieder macht man mir den Antrag, die Obliegenheiten des Pfarrers — zunächst soll es eine Trauung geben — bis zur Beendigung der Probepredigten, von denen auch ich noch eine, und zwar aus dem Stegreife, zu halten habe, zu versehen. Der Polyp will mich nicht fahren lassen, und ich mußte — er sah mich dazu mit gar so wohlmeinenden, vertrauensvollen Augen an, der böse Polyp — zuletzt einwilligen, schon nächsten Donnerstag nach Cincinnati zurückzukehren.

29. September. Heute Morgen bei Freund Kröll, der mich zu der gestrigen Predigt beglückwünscht, und von dem ich

höre, daß sich inzwischen zu der Stelle nicht weniger als dreizehn Bewerber gemeldet haben. Darunter befinden sich ein gewisser Gerwig, der im Badenschen Pastor und später Präsident der dortigen revolutionären Ständeversammlung gewesen sein will, ein Doctor Bleken aus Louisville, der dort als Pfarrer die geistlichen und als Arzt zugleich die leiblichen Interessen einer Gemeinde wahrnimmt, und der, wenn ihn die Wage Sanct Pauls zu leichtfertig in Betreff des andern Geschlechts und somit zu leicht für beide befinden sollte, in die andere Schale sein Gewicht als Plattdeutscher legen könnte, ferner ein Schulmeister Breitfeld, ein beredter Bauer Hermann und schließlich — wer hätte an den gedacht? — der lahme Rechtsgelehrte, den ich bei meinem ersten Besuche in der Pfarre der Johanneskirche kennen gelernt hatte. Aerzte, Schullehrer, Bauern, Juristen — was weiß ich noch? Aber warum denn nicht? Petrus war ein Fischer, Paulus, der Patron der Kirche auf der Walnutstreet, ein Teppichweber. Wahr und schön, indeß die „europäischen Schrullen" wollen vor dieser Betrachtung doch nicht weichen, und ich glaube fast, ich passe am Ende doch nicht hierher, ich passe vielleicht überhaupt nicht nach Amerika.

30. September. Gestern Abend mit der Eisenbahn nach Dayton und in mein stilles, behagliches Häuschen am blauen Miami zurückgekehrt, besuchte ich heute mit Theodor eine Betstunde der deutschen Methodisten. Es war nach Dunkelwerden. Wir traten in den von mehreren hübschen Lampen beleuchteten Saal ihres Meetinghauses. Die Kanzel, der Thür gegenüber, war eine einfache Estrade, unter welcher auf einer kleinen Erhöhung vor einem Tische ein Mann in gewöhnlicher Kleidung stand, der mir als der „Claßleader" bezeichnet wurde, und der den Versammelten, etwa dreißig Frauen und sechs oder sieben Männern, ein Kapitel aus dem Briefe an die Römer vorlas.

Wände und Decke waren einfach weiß getüncht. Auf der einen Seite hing ein Kruzifix, sonst war von Bild- und Schmuckwerk nichts zu sehen. Nach der Vorlesung folgte eine kurze Betrachtung im Stil des gemeinen Mannes, deren Gedanken und Redensarten sich immer und immer wiederholten. Dann gab es einen Vers, der recht munter klang, und in dessen raschem Tempo ich unser altes Studentenlied: „Lasset die feurigen Bomben erschallen" — zur Steuer der Wahrheit sei bemerkt, ohne das „Piff, Paff, Puff, Viderallerallera" — überrascht wiedererkannte. Dann Aufforderung eines der Männer zum Beten, der ohne Verzug, geläufig und reichlich entsprochen wurde. Wie das Wasser aus einem Röhrenbrunnen, so flossen die Worte eintönig und ohne Absatz, Komma und Punkt, nur zuweilen von leisem Stöhnen und Wimmern unterbrochen oder von unartikulirten Ausrufungen einer andächtigen Baßstimme begleitet, wohl zehn Minuten lang fort. Als der Brunnen nach einem Amen versiegte, sang man wieder eine lebhafte Arie. Darauf Gebet eines andern Bruders, dann nochmals Gesang der Gemeinde, Gebet einer Schwester, Liedervers und so abwechselnd fort eine oder anderthalb Stunden, sodaß mir, da Alles beim Beten niederzuknieen hatte, schließlich die Knie schmerzten.

Probe eines solchen Gebetes:

Mann auf der Erhöhung: „Schwester L.", (scil. beten Sie!)

Schwester L.: „Ach, Du lieber, lieber Heiland, der Du Dein theures Blut am Kreuzesstamme vergossen hast für unsere Sünden, segne uns doch in dieser Abendstunde!"

Baßstimme: „Ja, ja, Herr Jesus!"

Schwester L. fährt fort: „Ach, Du Erlöser und Seligmacher, hilf mich doch, daß ich meine Sünden recht einsehe, daß ich

mich bessere, damit ich dermaleinst zu die Gerechte zu stehen komme bei das große Strafgericht".

Baßstimme: O Herr, hilf, o Herr Jesus!"

Schwester L.: „Und daß ich mir in Acht nehmen thue vor die Stricke des bösen Feindes und ein zerknirschtes Herz habe, und daß ich die Lüste des Fleisches fliehe".

Wimmernde Mädchenstimme: „Ach, Herr und Heiland!"

Schwester L.: „Und daß ich immer nach dem Himmelreiche strebe. Amen".

Baßstimme dröhnend: „Amen!" U. s. w., u. s. w.

Bei den Liebesfesten, wo die besonders Heiligen ihre Bekehrung — Paulus und Saulus sind Lieblingsworte dabei — zu erzählen pflegen, und wo es erbauliche Krampfanfälle, Verzückungen und Hallucinationen giebt, soll es noch erheblich wunderlicher zugehen. Theodor hat z. B. Weiber in ihrer Aufregung über Tische und Bänke springen und an den Wänden emporstreben sehen, um eine ihnen dort leuchtende Christusgestalt zu umarmen.

Abends spät noch Besuch bei dem Methodisten Weckel, wo zwei Prediger der Sekte sich einfinden, von denen der eine erst Küfer, der andere Kanalarbeiter gewesen ist, was nicht hindert, daß sie jetzt recht selbstbewußt auftreten. Nach ihnen stellte sich ein dritter ein, der Schwiegersohn Weckels, der, weil seine junge Frau zu früh in die Wochen gekommen, von der Conferenz des Predigtamts entsetzt, nun aber, nachdem er bereut und Buße gethan, wieder zu Gnaden angenommen worden ist.

1. October. Heute in Krölls „Protestantischen Zeitblättern" Folgendes gelesen:

„Aus Baltimore wird gemeldet, daß unter den Mitgliedern der deutschen Lutheranerkirche eine offene Rebellion ausgebrochen

ist. Es haben sich zwei Parteien gebildet, und beide sprechen den Besitz der Kirche an. Eine hat von der Kirche Besitz genommen, und da die andere Miene macht, ihre Feinde mit Gewalt aus dem Heiligthume zu vertreiben, so hat die erstere den Stadtmayor um Hülfe angerufen, nämlich um eine Anzahl Polizeidiener, welche sie im Besitz ihrer Kirche schützen soll".

Also allenthalben Parteiung, Streit und Gewaltthätigkeit! Sollte ohne Verzug an Rothert schreiben, daß — nun meinetwegen, daß ich krank geworden bin und fürchte — was fürchte? — schreiben wir, erst in einigen Wochen nach der City zurückkehren zu können, weshalb man auf mich nicht mehr rechnen solle. Nothlüge erlaubt — vergleiche Schleiermacher.

2. October. Die Gegner des Pastors Hardorf lassen nicht nach. Ich werde bewogen, dem Doctor Langstedt einen Besuch zu machen, und hier wird nach einigen Umschweifen rundheraus das Verlangen an mich gestellt, als Hebel bei der Beseitigung des Verhaßten zu dienen. Ich solle, so schlug man vor, in diesen Tagen bei dem Pfarrer vorsprechen, mich ihm als Theologe vorstellen und um die Erlaubniß bitten, am nächsten Sonntag auf seiner Kanzel zu predigen. Gestatte er's, so werde man durch die Zeitung zum Besuch meiner Predigt einladen und diese ihn, der nichts Genießbares leiste, ohne Zweifel zu Falle bringen. Lehne er's ab, so würde das einen Grund mehr zu Klage über ihn geben, und ich solle dann meinen Vortrag in der reformirten oder der Rosenmüllerschen Kirche halten, wohin man die mit Hardorf Unzufriedenen citiren werde. Selbstverständlich hatte ich Mühe, auf die Zumuthung nicht mit einer kurz angebundenen unhöflichen Weigerung zu antworten. Ich überwand indeß meine Entrüstung, zwang mich, die Sache lediglich als weiteres Symptom dessen anzusehen, woran die kirchlichen Zustände in diesem demokratischen

Lande kranken, und erwiderte dem Herrn Doktor nur, ich werde mir seinen Vorschlag überlegen — was ich denn auch that und noch ein paar Dutzend Jahre thun zu können hoffe.

Vielleicht fände sich inzwischen zur Ausführung des Planes der junge Prediger bereit, dessen Bekanntschaft ich auf der Fahrt von Cincinnati hierher machte, und der mir mit größter Unbefangenheit gestand, daß er, wenn es ihm an Zeit zur Vorbereitung auf den Sonntag fehle, am Sonnabend eine Predigt von Röhr oder Bretschneider hernehme und dann als seine Arbeit vortrage. „Was wissen die Leute davon", sagte er. „Indeß benutze ich für gewöhnlich nur Predigtentwürfe, von denen ich mir ein paar Sammlungen aus Deutschland habe besorgen lassen".

3. October. Wenn ich nicht so voll von Zweifel und Verdruß wäre, würde ich Raum und Zeit haben, stolz zu sein. Ich bin offenbar eine recht begehrte Waare. Heute bei Tisch erfahre ich, daß gestern zwei Leute im Auftrage des hiesigen reformirten Pfarrers Frieß nach mir gefragt haben, und daß letzterer mich zu sprechen wünscht. Ein Nachbar Meister Sperlings, ebenfalls ein Schuhmacher und zugleich Küster an der reformirten Kirche, bringt mich zu dem Framehause, in welchem der Pastor wohnt. Ich treffe da einen ältlichen Mann mit wohlwollenden Gesichtszügen, der mit untergeschlagnen Beinen schneidernd auf einem Tische sitzt und sich eine Weste baut. Er kaute Tabak dazu und spuckte in regelmäßigen kurzen Pausen als guter Schütze durch ein Loch in der Fensterscheibe der ärmlich eingerichteten Stube. In zweifelhaftem Deutsch — er ist zwar in New-York von deutschen Eltern geboren, hat aber erst vor acht Jahren die Sprache seiner Mutter sich anzueignen begonnen — eröffnete er mir, daß er zu viel zu thun habe, indem er jeden Sonntag zweimal englisch und einmal deutsch predigen

müsse. Seine Gemeinde sei geneigt, einen deutschen Pfarrer neben ihm anzustellen. Ob ich wohl Lust habe, darauf einzugehen und das nächste Mal für ihn zu predigen? Ich verneinte den ersten Theil der Frage und versprach in Betreff des zweiten, den übernächsten Sonntag die Predigt für ihn zu übernehmen. Es war das reine Mitleid, das mich dazu bewog; denn ich fühle mich seit dem Briefe an Freund Rothert recht herzinniglich wieder als freies Weltkind. Das Verhältniß zu Sanct Paul ist, wo nicht gelöst, doch, wie man denken sollte, erheblich gelockert.

Ich verfolgte jetzt einen neuen Plan. Die amerikanischen Sekten sollten auf Grund eigner Beobachtung studirt, es sollte Material zu einer Geschichte und zu einem Abriß der Glaubensbekenntnisse wenigstens der interessantesten unter ihnen gesammelt werden, und dazu boten Dayton und dessen unmittelbare Umgebung mit etwa fünfzehn verschiedenen „Denominations" allein schon fast hinreichende Gelegenheit. Ich stattete den Shakern im nahen Watervliet wiederholte Besuche ab, lernte durch Augenschein ihre kommunistischen Einrichtungen kennen, hörte ihre Lehre von der Wiederkunft Christi in Gestalt eines Weibes aus dem Munde ihrer Elders, wohnte ihren gottesdienstlichen Tänzen bei und erwarb ihre sämmtlichen bedeutenderen Religionsschriften: Dunlavys „Manifesto", Philemons Stewarts „Sacred Roll", „The Testimony of Christs Second Appearing" und „A summary View of the Millennial Church", die neueste Darstellung des Entstehens, der Entwickelung und der Glaubenssätze dieser Gesellschaft wunderlicher Heiligen. Ich feierte mit den wiedertäuferischen Tunkern in einem Meetinghause der Sekte, das im Walde an der Salem Road lag, bei Nacht das heilige Abend-

mahl, das beiläufig ein wirkliches Essen mit Messer, Gabel und Löffel, Suppe und Braten ist, und ließ mich von Farmer Mead, einem ihrer Bischöfe mit ihrem Kredo und ihrer leider dürftigen Geschichte bekannt machen, wobei sich ergab, daß der gute Bischof nicht einmal eine Vorstellung von der Bedeutung des Ausdrucks „Geschichte" hatte und erst zum Begreifen gelangte, als ich ihm durch Zerlegung desselben in rise and progress auf die Sprünge half. Ich disputirte mit Methodisten und Baptisten der verschiedensten Gattungen und Schattirungen, besuchte eine kleine Gemeinde von Swedenborgianern, nahm an einem Meeting der Albrechtsleute Theil und wurde in Schuhmacher Winthrop Graves und Farmer Faraways Hause mit den ersten Mormonen bekannt, die mich an ihren „Highpriest" Meryweather in Cincinnati empfahlen, von welchem ich später das „Book of Mormon" und andere Hauptschriften der Sekte sowie mehrere Zeitungen derselben bekam.

In der dritten und vierten Woche des Octobers wurde, nachdem ich dem armen Pastor Frieß die versprochne Predigt geleistet, noch einmal der Versuch unternommen, als Bauer im Hinterwalde Wurzel zu fassen. Es geschah auf einem zu diesem Zweck unternommenen Ausfluge nach dem nordwestlichen Ohio. Mein Vetter und ich durchzogen den noch wenig besiedelten „Black Swamp" am Maumee die Kreuz und die Quer, trafen aber nicht, was wir suchten, dagegen fast alles Mögliche, was geeignet war, von der Ansiedelung in der Wildniß zurückzuschrecken: Unwegsamkeit, weite Entfernung von Eisenbahnen und Kanälen, Fieberluft, rohes, dürftig lebendes Volk und Aehnliches. Ich hatte keine Neigung mehr zum Pfarrer, ich hatte nicht die mindeste Lust mehr zum Farmer — ich hatte Heimweh!

Von diesem begleitet kam ich nach Dayton zurück, um — zu meinem nicht geringen Schrecken — auf der Post einen

Brief von Rothert in Empfang zu nehmen, der mich einlud, sobald als irgend thunlich nach Cincinnati zurückzukehren und meine zweite Probepredigt zu halten.

Himmel, wie zäh! sagte ich damals — zäh, wie ein Schleswig-Holsteiner! würde ich später gesagt haben.

Und nun blättern wir wieder im Tagebuche.

---

29. October. Heute Morgen acht Uhr von Dayton abgereist, um nicht wiederzukehren. Nachmittags bei Kröll und Rothert Besuch gemacht. Ich erfahre da zu meiner Ueberraschung, daß ich eigentlich Advocat und schon drei Jahre in Amerika bin, aber merkwürdigerweise nicht, daß ich die Angewohnheit habe, silberne Löffel zu stehlen und gelegentlich kleine Kinder zu frühstücken. Ich höre ferner, daß sich noch einige seltsame Käuze als Kandidaten zu den Füßen Sanct Pauls eingefunden haben, daß die gesammte Bewerberschaft eifrig bemüht ist, zu „elekscheniren", d. h. sich durch allerlei Manöver eine Partei für die Wahl zu machen, und daß mein Fernbleiben leider nicht die Wirkung gehabt hat, die ich erhoffte, ich vielmehr alle Aussicht habe, gewählt zu werden, falls die Stegreifpredigt, die ich nun noch zu halten habe, nicht mißglückt.

1. November. Ich bekomme in Redacteur Schlüter aus New-York, der im Interesse seines Blattes, des „New-York Demokrat", den Westen bereist, einen neuen Stubengenossen, der eine ungemein ausgebreitete Kenntniß wie der bürgerlichen so auch der kirchlichen Verhältnisse der amerikanischen Deutschen zu besitzen scheint und namentlich über fast alle hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten Auskunft zu geben weiß. Er erzählt allerlei Anekdoten von fahrenden Pastoren, unter

andern, wie auf seinem Comptoir ein Schauspieler einem gewissen Klingsöhr ein Zeugniß ausgestellt, daß er das theologische Examen rühmlich bestanden habe. Der Mensch hat nie eine Universität, geschweige denn ein Auditorium der Gottesgelahrtheit gesehen. Aber das Zeugniß hat ihm eine recht gute Stelle verschafft, ob auf die Dauer, wollte Schlüter nach seinem Charakter und seiner Vergangenheit mit Grund bezweifeln. Auch von Hertsch, der inzwischen gepredigt hat, aber nicht auf die engere Wahl gestellt werden soll, hatte mein neuer Bekannter unerfreuliche Dinge zu berichten. Nach ihm hätte der würdige Herr Jura studirt, wäre dann Auscultator bei Magdeburg gewesen und hätte darauf, nachdem er an den Klippen des zweiten Examens Schiffbruch gelitten, eine Stelle — der Erzähler sagte, als Actuar — in Calbe bekleidet, die er einige Jahre nachher — Schlüters boshafter Witz bezeichnet die Ursache als „Kaffenconfecte“ — mit einer weniger angenehmen im Zuchthause der Provinz Sachsen vertauscht hätte. Zuletzt wäre er Lederhändler gewesen, was ich nach dem Urtheile Rotherts und Krölls über seine Probepredigt für nicht unglaubwürdig halte, während wir uns die übrigen biographischen Notizen nur als ein Beispiel der üblen Nachrede merken wollen, die hier hinter jedem Bewerber um eine kirchliche Stelle im Sattel sitzt.

2. November. Früh in der Kirche, um der Probepredigt des Kandidaten Kuch, eines württembergischen Flüchtlings, beizuwohnen, die eine Art Leipziger Allerlei aus Hegelschen Phrasen, Schleiermacherschen Definitionen, rationalistischen und orthodoxen Redensarten war und durch den Dialekt des Redners, in welchem der Infinitiv kein N hatte, der Geist sich in Gaischt, die Finsterniß sich in Finschterniß verwandelte, Christus sich

Chrischtus nannte und die Rs wie Spinnräder schnurrten, nicht genießbarer wurde.

Nach Tische halte ich für Kröll, der diesen Nachmittag eine Trauung und vier Taufen zu besorgen hat, in der Johanneskirche die Kinderlehre ab, wobei ein Lied gesungen und eine Stelle aus der Bergpredigt erklärt wird. Die Kinder waren sauber, wohlgesittet und aufmerksam, und die meisten zeigten bei ihren Antworten auf meine Fragen Aufgeweckheit und gutes Begriffsvermögen.

Abends muß ich an die Stegreifpredigt, die Sanct Paulus den Kandidaten zumuthet, welche unter seiner Aegide Pastoren sein wollen. Mir graute ein wenig vor diesem Kelch, aber ich weiß nicht, wie es kam, es ging viel besser, als ich erwartet hatte. Mit Bibel und Gesangbuch bestieg ich die Kanzel und ließ ein Lied von drei Versen singen. Beim zweiten kam einer vom Kirchenrath zu mir herauf und hielt mir — so will es der Brauch hier — ein Körbchen mit Zetteln hin, die auf kleine Holzstäbe wie Spulen gewickelt waren, und von denen jeder einen Text enthielt. Ich hatte mir einen davon aufs Gerathewohl zu nehmen, mir den Inhalt, bis der letzte Vers ausgesungen war, zu überlegen und dann vorzutragen, was ich darüber zu sagen wußte. So geschah es denn auch, und das Wagniß schlug befriedigend aus. Ich hatte aus jener Lotterie ein Loos gezogen, das eine Stelle aus dem Timothensbriefe enthielt. Der zweite Vers verklang und bald auch der letzte. Was ich dann, erst stockend, unter Herzklopfen, nichts von der Gemeinde sehend, nach einigen Minuten geläufiger, zuletzt fließend, geredet habe, weiß ich nicht. Es war in der That ein Wagniß. Ich war nie Improvisator, brachte kaum je auch nur einen leidlichen Toast, wie so Manche ihn aus der Westentasche greifen, zu Stande und glaube nicht, daß es dießmal viel Gutes

gegeben haben wird. Aber, wie gesagt, geläufig war die Rede, und Freund Kröll, der zugehört hatte, wollte sie sogar schön und inhaltreich finden. Doch möchte ich dießmal seinem Urtheile nicht trauen; denn was findet ein guter Mensch, wenn er von der vierten Taufe kommt und, bei keiner von allen vieren umhin gekonnt hat, mit den Eltern und Pathen ein Glas, bei besonders braven mehrere, auf das Gedeihen des Täuflings zu leeren, nicht alles schön und inhaltreich! Rothert lobte auch, aber ich mußte ja durchaus sein Pastor werden. Andern soll die Predigt nicht rührend genug erschienen sein, und das wollen wir eher für richtig halten.

4. November. Heute Nachmittag wurden Henry Hansemann und Sophie Schwartz, nachdem sie mir durch Vorzeigung der „License" dargethan, daß sie von der Civilbehörde die Gewährung erlangt, sich zu heirathen, vor dem Altar des heiligen Apostels Paulus von mir durch eine stattliche Rede — ich weiß nicht, ob ich sagen soll, getraut oder eingesegnet. Hoffe, daß es ihnen nicht schaden und mir an jenem Tage nicht zu hoch angerechnet werden wird, wenn ich das auf Verlangen des Kirchenrathes besorgte, ohne ordinirt zu sein.

Daß die Gesetze Ohios übrigens keine eigentliche Civiltrauung, sondern nur die Nothwendigkeit der Erlaubniß zur Heirath von Seiten der bürgerlichen Behörde und zwar einer der kirchlichen Trauung vorhergehenden Erlaubniß, kennen, scheint aus dem Wortlaut der License hervorzugehen. Nur das „solemnize" macht Dieß zweifelhaft. Das obenerwähnte Dokument lautet:

State of Ohio, } S. S. Nr. 3120.
Hamilton County }

Be it Known, that License and Permission of Marriage are hereby granted unto (folgen die Namen der Brautleute).

And any Minister of the Gospel, Justice of the Peace or other person legally licensed to solemnize Marriages, is hereby authorized to join them in Marriage, according to Law.

In Testimony whereof I have hereunto set my hand and affixed the seal of the Court of common Pleas, at Cincinnati, this 1. day of November A. D. 1851.

(Siegel des Gerichtshofes.)

(Name des Clerks des Gerichtshofes und seines Stellvertreters.)

Abends mit Kröll in die Kirche, um Kuchs Stegreifsermon zu hören. Das Urtheil des Pastors lautete: „Ein guter, lieber Mensch, aber ein schlechter Fechtmeister", was ich nicht in Abrede nehmen möchte. Indeß könnte unser ehrlicher Schwabe doch gewählt werden, da die Partei des abgesetzten Pfarrers entschlossen sein soll, dem Schlechtesten ihre Stimme zu geben, um dann sagen zu können: „Seht Ihr's, Nachbarn, aus dreizehn Bewerbern haben wir uns mit Euch den vorzüglichsten herausgesucht, und der reicht dem schnöde vertriebenen Göbel das Wasser nicht". Heißt es doch, selbst der Schulmeister Breitfeld, ein Orthodoxer, der bei seiner Probepredigt den Kampf Michaels mit dem Drachen so drastisch gemalt hat, daß selbst dem Trockensten das Wasser verhaltenen Lachens in die Augen getreten ist, habe einige Aussichten.

Nur über einen der Kandidaten scheint man von vorn herein sich klar gewesen zu sein, daß er nicht zu brauchen sei. Sein Ruf war aber freilich eben nicht hochfein. Herr Le Marle, in den ersten vierziger Jahren Buchhändler in Leipzig und, wenn ich nicht irre, Mitglied der dortigen deutsch-katholischen Gemeinde, war nach den Vereinigten Staaten ausgewandert und dort nach verschiedenen, meist widrigen Schicksalen Prediger einer „denkgläubigen" Gemeinde zu Buffalo und

Redacteur des „Lügenfeindes“ geworden. Von da nach einigen Unterlassungssünden, die wir mild als Symptome eines schwachen Gedächtnisses für eingegangene Verbindlichkeiten bezeichnen wollen, bei Nacht und Nebel verschwunden, war er von seinem Stern oder Unstern nach Chicago geführt worden. Hier hatten sich jene Symptome noch deutlicher und bedenkenerregender gezeigt, und die Folge war gewesen, daß er abermals hatte unsichtbar werden müssen. Zu Fuß — so hatte er selbst erzählt — war er die über vierhundert englische Meilen weite Strecke von Chicago bis Louisville herabgepilgert, indem er sich seine Nahrung durch Betteln erworben und die Nächte in Scheunen und Tabaksschuppen zugebracht hatte. Daß davon sein Anzug gelitten und sein Schuhwerk nicht besser geworden, glaubte ich ohne ausdrückliche Versicherung derer, die ihn gesehen hatten. Zerrißnen Rockes, zerdrückten Hutes, mit Stiefeln, aus denen die nackten Zehen herausfahen, war er zuletzt in Cincinnati eingetroffen, um sich als Kandidat für die Pfarre von Sanct Paul zu melden. Hunger macht Muth, und wer wagt, hat halb gewonnen; hier aber hatte es der armen wandernden Vogelscheuche nur ein Almosen eingebracht.

11. November. Abends erfahren, daß gestern bei der Vorwahl — bei welcher es sich um Gerwig, Bleken und mich gehandelt, die übrigen Kandidaten sind als beseitigt zu betrachten — die erhitzten Gemüther so schlimm aneinander gerathen sind, daß man sich schließlich beim Halse genommen und Faustschläge ausgetheilt hat. Beschädigte Röcke und Hemden, geschwollne Backen, zerbrochne Bänke — die Prügelei hat in der Kirche stattgefunden — sollen die Stärke der Ueberzeugungen, die dort mit einander gerungen haben, bezeugen. Das schlägt dem schon lange lecken Fasse den Boden aus. Ich lasse meinem Gönner Rothert, der bei der Schlacht in hervorragender Weise

mitgewirkt hat, mit vielem Danke für das mir von ihm bewiesene Wohlwollen wissen, daß ich nach dem, was vorgefallen, auf die Stelle verzichte.

12. November. Auch Pastor Kröll meinen Entschluß, von der Wahl zurückzutreten, mitgetheilt. Er mißbilligt ihn, aber „wir bleiben Freunde". Höre jetzt von ihm, daß gewisse Herren, die ich andernfalls in einigen Tagen als Amtsbrüder zu begrüßen hätte, doch einige Flecken mehr auf dem Rocke haben, als es Anfangs schien. Pastor Suhr ist nicht nur ein arger Trunkenbold, sondern prügelt auch die Frau Pastorin gelegentlich. Reverend Grassow, der ursprünglich (nicht Schneider, sondern) Schuster, dann Schlächter gewesen ist und jetzt in seinen Mußestunden mit Farmen und städtischen Häusern handelt, hat dieser Tage beim General Mohr zum Barkeeper sich geäußert: „Glauben Sie denn, daß ich all meine Lebtage pfarrern will. Behüte Gott, Sir; wenn ich eine hübsche Summe beisammen habe, lege ich einen Viehhandel an".

Daran knüpften sich andere wenig erbauliche Historien. Da haben wir zum Exempel einen Pfarrer Memminger, der bei drei oder vier Gemeinden nach einander sich durch stetes Angeheitertsein und häufige Betrunkenheit unmöglich macht, und der sich zuletzt in einem Anfall des Delirium tremens im Walde draußen alle Kleider vom Leibe reißt und nackt, wie ihn Gott erschaffen, umherstreift, bis mitleidige Bauersleute ihm mit einem alten blauen Flaus und Hosen ohne Boden die Blöße bedecken, in welchem Aufzuge er Kröll durch die Hinterthür seinen Besuch abstattet. Da haben wir ferner einen Herrn Kabienzl, der, nachdem er alle Welt mit rührendem Schwindel bethört, überall Unterstützungen einkassirt und sich schließlich in oder bei Saint Louis ein Pfarrämtchen erschlichen, eines schönen Tages als Dieb einer goldnen Taschenuhr entlarvt wird. Die Gemeinde

deckt, um Skandal zu vermeiden, den Schaden des Bestohlenen und jagt den Missethäter mit einer Tracht Schläge von dannen, worauf er sich in den Schooß der katholischen Kirche flüchtet und sich — wenn ich recht verstehe, bei den hiesigen Jesuitenvätern — die Weihen ertheilen läßt, mit denen der geriebene Schlingel seit einigen Monaten in einer Vorstadt Cincinnatis die Messe liest.

Da haben wir endlich noch ein anmuthiges Exemplar dieser landstreichenden Prediger, das meine Sammlung zu einstiger Characterisirung dieser Species vom Genus Strolch mit einem neuen Zuge bereichern mag. Die Geschichte spielte bei Besetzung einer Vacanz an der hiesigen Walnutstreet-Kirche. Einer der Bewerber um diese Pfarrerstelle, Namens Böttcher, war gewahr geworden, daß seine Anstrengungen hier — „von wegen praktischen Ketzereien im Punkte des sechsten Gebotes", sagte Kröll — verlorene Mühe sein würden. Er beschloß deshalb, bei der Stegreif-Probepredigt löblichem Kirchenrathe einen Schabernack zu spielen. Auf der Kanzel angelangt, verkündigte er der andächtigen Versammlung, der von ihm gezogene Zettel weise ihm das Thema: „Fürchte Gott und halte seine Gebote" zu, und darüber sollten sie jetzt eine Predigt zu hören bekommen, wie sie hier noch nicht gehört worden sei. Er redete darauf eine Weile von der Furcht, dann ein Weniges von Gott und kam zuletzt auf die Gebote zu sprechen, die er einzeln hersagte. Beim sechsten stellte er sich, als müsse er sich besinnen, senkte den Kopf, griff sich mit der Hand an die Stirn und fuhr alsdann heiter fort: „Nun, meine Andächtigen, was soll ich sie alle miteinander herbeten? Ihr wißt sie ja doch wohl auswendig. Aber haltet Ihr sie denn? Nein, gewiß nicht; denn ich thu's ja selber nicht. Amen!"

Sprachs und entschwand mit flüchtigem Fuß der verblüfften Gemeinde.

Die Moral hieraus zu destilliren, überlasse ich den Lesern. Der eine wird dabei dieß, der andere jenes spezielle Ergebniß gewinnen.

Für mich war die Moral der Sache die Ueberzeugung, daß die unbeschränkte Selbstregierung, die reine Demokratie, wie sie sich in Amerika ausgeprägt hat, der Kirche und namentlich dem Stande der Geistlichen nicht gesund ist, und die Ahnung, daß meine bisherige Ansicht, nach welcher die Republik die allein seligmachende Staatsform war, sich auch vom weltlichen Standpunkte aus am Ende anfechten lassen könne, wenn man mit Menschen gewöhnlichen Schlags und nicht mit Idealen rechnete.

Es war der Anfang zur Aufklärung und zur Bekehrung zu realistischerer Auffassung politischer Dinge.

Ich füge nur hinzu, daß Freitag, den 14. November, Gerwig von Philadelphia zum Pastor der Paulusgemeinde gewählt wurde, mit dem hoffentlich nach dem Sturm Friede und Sonnenschein in die Gemüther eingezogen sind.

Einige Tage später reiste ich nach dem Innern Kentuckys ab, wo sich am obern Licking eine gute Gelegenheit zur Gründung einer deutschen Niederlassung finden sollte. Natürlich ging ich nicht, ohne herzlichen Abschied von meinem guten Pastor Kröll genommen zu haben. Ich sah ihn später, vor Ausführung des jetzt langsam reifenden Entschlusses zur Heimkehr nach Deutschland, noch einmal. Dann schieden wir für immer. Er zählt zu meinen angenehmsten Erinnerungen. Lebt er noch — ich stelle mir ihn als stattlichen silberhaarigen Greis vor — und liest er diese Blätter, so sei ihm über das Meer und die

achtundzwanzig Jahr, die uns seitdem getrennt haben, die Hand freundschaftlichen Andenkens geboten, und ich denke, er wird einschlagen.

Die Umwandlung meiner Vorstellungen von dem Segen, den eine Republik über ihre Bürger verbreiten sollte, machte weitere Fortschritte an andern Erfahrungen. Ich lernte die englische und die deutsche Presse verschiedener Staaten des Westens kennen, und begegnete dabei wiederholt mit Verdruß und Widerwillen Proben des niedrigen Bildungsstandes, des verläumderischen Geistes und des ordinären Tones, die namentlich die Blätter charakterisirten, welche die öffentliche Meinung unsrer Stammgenossen in Ohio und Missouri vertraten. Zum Erschrecken roh waren die Demonstrationen bei den Aufzügen, welche die demokratische Partei während der Wahlen in Cincinnati veranstaltete. Bei der Fackelparade, die am Abend des sechsten November durch die dortigen Straßen zog, trug man ein Transparent herum, auf welchem ein gehenkter König oder Kaiser in weißer Uniform dargestellt war; als Strick dienten die Eingeweide, die aus dem aufgeschnittnen Leibe eines über ihm befindlichen Geistlichen herabhingen, welcher nach der Tiara, die er trug, ein Papst sein sollte. Gar nicht angenehm empfand sich ferner die Anwendung des Grundsatzes der Gleichheit Aller von Seiten der niedern Schichten der Gesellschaft, die Unverfrorenheit und Anmaßung, mit der sich Leute dieser Klasse dem ihnen völlig fremden an öffentlichen Orten, im Eisenbahnwagen und in der Kajüte des Dampfbootes aufdrängten. In mehr als einer Beziehung sah die Freiheit, wie sie von der herrschenden Majorität in der Legislatur verstanden wurde — ich denke hier unter Anderm an die Gesetze in Betreff der

Sonntagsheiligung und des Verkaufs geistiger Getränke — der ärgsten Tyrannei aufs Haar ähnlich. Selbst wenn man von dem, was den Parteiführern und Landesvertretern in den Zeitungen und Volksversammlungen nachgesagt wurde, die Hälfte als Uebertreibung oder Erfindung ihrer Feinde abrechnete, blieb an ihnen noch ein reichlicher Rest von Untugend und Schande aller Art, Ränkesucht, Heuchelei, Verlogenheit und Bestechlichkeit hängen, und selbst die Reden und Handlungen der vornehmsten unter ihnen unterlagen dem Verdacht selbstsüchtiger Beweggründe. Der durchgehende Wechsel in der Besetzung aller Beamtenstellen endlich, welcher die Folge jeder Wahlschlacht auf dem Gebiete der oberen Regierungs- und Verwaltungsbehörden war, machte die Republik auch nicht zum Gegenstande der Verehrung. Der kurze Dienst konnte nicht zu genügender Routine und Erfahrung verhelfen. Ein ungeheurer Schwarm von Strebern und zünftigen Politikern, die einer Partei nur angehörten, um ein Amt zu gewinnen, war erzogen worden. Die geringe Dauer der Anstellung veranlaßte zu rascher Ausbeutung derselben nach dem Sprichworte: Wer im Rohre sitzt, schneide sich Pfeifen. Gewiß, es war nicht die ideale Republik, der vollkommene Staat, was ich vor mir sah, es war nicht die Bändigung und Beschränkung des Egoismus und dessen Nutzbarmachung zum Heile Aller, es war ungefähr das Gegentheil davon, und wenn ich anfangs im Hinblick auf die ungeheure materielle Entwickelung der Union die moralischen Mängel ihrer Zustände entschuldigte und von der Zukunft Besseres hoffte, so schwand die Neigung hierzu vor neuen Beobachtungen und Erlebnissen mit jeder Woche mehr.

Auch die Erfahrungen, die ich unter den deutschen Flüchtlingen von 1849 machte, gefielen mir wenig. Die einen von diesen Herren, welche damals in Frankfurt, in Baden und

Sachsen die Republik aufrichten gewollt, waren im Grunde Particularisten, die ihren Kantönligeist hinter der Phrase „Vereinigte Staaten von Deutschland" verbargen, die andern Kosmopoliten, denen das Vaterland weit unter dem stand, was sie Freiheit nannten, wieder andere eingestandenermaßen Anarchisten, die nur verneinten, und denen die Revolution Selbstzweck war. Kaum Einer hatte sich die Fähigkeit bewahrt, die Verhältnisse, wie sie sich nach seiner Entfernung von daheim in Deutschland und in Frankreich, ihrer Haupthoffnung, gestaltet hatten, einigermaßen zu würdigen und in seiner Berechnung der nächsten Zukunft zu veranschlagen. Es paßte ja nicht in die Doctrin und Theorie, die sie mit über die Grenze genommen und getreulich bewahrt und gepflegt hatten. Die Meisten nahmen es übel, wenn man ihnen andeutete, daß die Lage der Dinge drüben sich inzwischen vollständig verändert hatte und die Stimmung der großen Masse der Bevölkerung gleichfalls. Manche wurden darüber sogar mißtrauisch gegen den, welcher, wenn sie ihre Chimären von baldiger triumphirender Rückkehr nach Europa entwickelten, Zweifel äußerte, und ihr Argwohn verstieg sich dann zuweilen zu grober Bedrohung des vermeintlichen Sendlings der reactionären Regierungen. Beinahe überall endlich begegnete man Leuten, die sich selbst und das, was sie geleistet, erheblich überschätzten.

In New-York hatte ich bald nach meiner Ankunft durch Zufall Blenker kennen gelernt und von ihm sofort den Rücken gesehen, als ich mir einen leisen und unmaßgeblichen Einwurf gegen seine Meinung erlaubt, daß es noch in diesem Jahre zu einer neuen Revolution in Süddeutschland und zur Eroberung auch des Nordens für die Republik kommen werde. Struve, den ich dort als Curiosität besuchte, war noch mehr oder, wenn man will, noch weniger als der komische Sanguiniker und der

in Schrullennebeln umherfahrende Geist, den ich in ihm erwartet hatte. Der Zank zwischen ihm und dem maßlos eingebildeten Heinzen hatte den höchsten Grad der Widerwärtigkeit erreicht. Im „Kaiser Napoleon" zu Cleveland sprach ich Barrikadenmänner aus Sachsen, welche der Ueberzeugung lebten, daß auch der Yankeerepublik eine Revolution bevorstehe. In der ersten Woche des November erschien in Cincinnati Gottfried Kinkel, um als Kossuth en miniature das Volk für die „intervention for non-intervention"*) zu stimmen und nebenher im Auftrage der Londoner Emigration Beiträge zu sammeln, mit denen die Spesen einer neuen deutschen Revolution bestritten werden sollten. Er durchzog mit diesen Absichten und offenbar in der Meinung, jene Londoner Emigration und die amerikanische repräsentirten das deutsche Volk, einen großen Theil der Union und kam auch nach Missouri und Illinois, wo ich ihm in St. Louis und Belleville wieder begegnete. Eine stattliche Erscheinung, ein formgewandter Redner, augenscheinlich überzeugt und begeistert von der Möglichkeit der Unmöglichkeiten, die er vortrug, fand er bei den deutschen Gemeinden im Westen viel Beifall und Zulauf, und selbst eine Anzahl von Amerikanern schien sich für ihn und seine Sache zu interessiren. Doch erkannte man mit guten Augen bald, daß die Theilnahme der letzteren entweder auf dem Gefallen des Yankees an allem Sensationellen und Aufregenden oder auf der Absicht beruhte, ihn für ihre Parteibestrebungen zu benutzen, die Gelegenheit, sich selbst auf das Piedestal zu stellen, die sein Auftreten bot, zu ergreifen und sich den deutschen Mitbürgern durch Mitsprechen in derem Sinne für die nächsten Wahlen zu empfehlen.

*) Einspruch der Vereinigten Staaten gegen jede Einmischung der monarchischen Nachbarn einer Europäischen Nation, die bei sich die Republik einzuführen gewillt.

Die „Intervention für Nichtintervention“ war eine Phrase und blieb das selbstverständlich. Die Kasse, welche Kinkel und sein Begleiter Hillgärtner zum Empfang von opferwilligen Beisteuern für eine große Revolution mit sich führten, sah solcher Opfer — ebenfalls selbstverständlich, nicht einmal so viel, daß man davon einen Putsch im Schweizerstil hätte ins Werk setzen können.

„Die Kinkeliade“, so schrieb ich in Cincinnati in mein Tagebuch, „ist im vollen Gange. Alle Hebel sind in Bewegung gesetzt, alle Hähne aufgedreht, alle Register gezogen. Laut brüllen die Zeitungslöwen. Ein sinnebetäubendes Debattiren, Organisiren, Poculiren und Bramarbasiren klingt durch die deutschen Bierhäuser. Meetings männlichen und weiblichen Geschlechts beschließen, daß Germanien frei werden muß wie ‚Columbien, das glückliche Land‘. Schon hat Apotheker Rehfuß baare hundert Dollars auf den portabeln Altar des Vaterlandes gelegt, den der Sekretär des Agitators im Koffer mitgebracht. Drei amerikanische Literaten haben sich für die zukünftige deutsche Republik erklärt und werden alles, was in ihren Kräften steht, zu ihrer baldigen Errichtung thün. Der Mayor von Porcopolis*) hat sie durch eine Visite bei Kinkel stillschweigend im Voraus anerkannt. Das Gerücht verbreitet sich, daß dreizehn von den Theilnehmern an dem Fackelzuge, der gestern zweitausend Mann stark durch die staunenden Straßen paradirte, sich zu einer Compagnie zusammengethan und auf der Stelle die nöthigen fünf Offiziere gewählt, auch bereits die große Trommel bestellt haben, die ihnen als Regulator ihrer Schritte bei der Eroberung Deutschlands für den Londoner Revolutionsverein und die Rugesche Philosophie vorangetragen werden soll. Alles ist so weit im

*) Spitzname Cincinnatis, hergenommen von seinen großen Pökelschweinefleisch-Fabriken.

besten Zuge. Der Berg kreist — auch die Maus, die er gebären wird, steckt schon den Kopf aus dem Loche".

Aehnliche Ketzereien vertraute ich meinem Notizbuche in St. Louis und in Belleville an. Am Besten nahm sich bei dem Redeschmaus, der im Courthause des letztgenannten Städtchens veranstaltet wurde, Hecker aus, welcher sich von seiner Farm auf der benachbarten Prairie dazu eingestellt hatte. Weniger behagte mir Tags darauf mein alter Freund und Lehrer in der Staatskunst, Dietsch von Annaberg, mit seiner Antwort auf die Bemerkungen, die ich in Betreff dieser Bestrebungen gegenüber den damaligen deutschen Zuständen und Stimmungen fallen ließ. Sie waren nicht ermuthigend, liefen vielmehr auf den bescheidnen Rath hinaus, man möge lieber seinen Frieden mit der Wirklichkeit machen, als ferner Träumen nachhängen. „Höre 'mal", so erwiderte er, „weißt Du wohl, daß Du mir verdächtig vorkommst? Dieser Tage haben wir die Namen und das Signalement von sechs Spionen und Werbern veröffentlicht, welche die Reaction, wie uns aus London gemeldet wird, hierher geschickt hat, um unter uns zu Kundschaftern und die Leute zu entmuthigen. Ich traue nicht, Du bist am Ende auch so einer. Aber nimm Dich in Acht, es kostet mich nur drei Zeilen in der ‚Tribune', und an demselben Tage noch wirst Du in Deinem Hotel in bester Form gemobbt".

So erzählt mein Tagebuch, wo auch verzeichnet ist, daß seine Drohung kein Scherz war, daß es mir vielmehr einige Mühe kostete, ihm seinen wunderlichen Argwohn auszureden.

Die Republik, in die ich ausgewandert, sah im Leben wesentlich anders und viel weniger einladend aus, als in den Büchern, die mich zu ihr geführt hatten. Und diese Flüchtlinge, diese Pseudopolitiker mit ihren Illusionen, ihrem engbegrenzten Gesichtskreise, ihrem unpraktischen Wesen, ihrem unduldsamen

Fanatismus, diese Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umstürzen das Zeug zu haben schienen, auf die Frage, was dann, aber nur unbestimmte Antwort zu geben wußten, und die überdieß unter einander in arger Spaltung und bitterem Hader lebten, hatten die Geschicke Deutschlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran! In der That, so sagte ich mir, die Republik, die sie geschaffen hätten oder schaffen würden, wäre das Chaos und könnte ohne schweren Schaden für Alle nicht vier Wochen Bestand haben, sie wäre die Karrikatur der amerikanischen.

Ich hatte in Amerika den Glauben an das eine meiner politischen Ideale verloren, und damit war der an das andere wieder aufgelebt. Das Vaterland konnte auch, es konnte besser unter nicht republikanischer Form einig und groß werden. Dieser Glaube, noch unklar zwar, aber doch schon bestimmend, wies mich nach Hause, und im Februar 1832 folgte ich der Weisung.

Zweiter Abschnitt.

In den Kreisen der Gothaner.

Zu den Blättern, in denen ich nach der Rückkehr in die Heimath meine amerikanischen Beobachtungen verwerthete, traten zuletzt, im Spätherbst 1852, auch die „Grenzboten", mit deren damaligen Herausgebern, Gustav Freytag und Julian Schmidt, ich später näher bekannt wurde, und in deren politische Anschauungen ich mich allmählich hineinlebte. 1853 brachte ich, von Freytag dazu veranlaßt, sechs Monate in Schleswig-Holstein zu, studirte, das Land mit guten Empfehlungen im Zickzack durchwandernd, die dortige Dänenwirthschaft und die Stimmung des Volkes und erzählte dann in „Schleswig-Holsteinischen Briefen", die zuerst in den „Grenzboten" erschienen, dem Publicum im Süden der Elbe davon. Im Jahre darauf übernahm ich, auf Freytags Wunsch, die Redaction des Blattes, dem ich mich indeß zuerst nur mit Unterbrechungen widmen konnte, da die Direction des Oesterreichischen Lloyd, durch mein Buch „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi" auf mich aufmerksam geworden, mich beauftragte, für literarische Zwecke der Anstalt den Orient zu bereisen.

Von der letzten der drei Touren, die ich dahin machte, kam ich kurz nach Beendigung des italienischen Krieges von 1859 zurück, um mich nun ganz den Redactionsgeschäften zu widmen. Sie wurden mir immer geläufiger und lieber, und sie waren mir nicht blos eine Ehre und Freude, sondern auch eine Schule. Ich lernte mich gewählter, vorsichtiger und gesetzter ausdrücken, und ich gewöhnte mich mehr und mehr an rein verständiges Urtheilen in politischen Angelegenheiten. Mit jedem Jahre der Wehen, die der großen Geburtszeit von 1863 bis 1866 vorausgingen, erkannte ich klarer, daß die nationale Frage derjenigen nach den Freiheiten, welche die liberalen Parteien auf ihre Fahne geschrieben hatten, vorgehen müsse, und daß nur von Preußen das Heil kommen könne. Wesentlich trug dazu der freundschaftliche Umgang mit Schmidt bei, der uns indeß schon 1861 nach Berlin entführt wurde, wo er die Leitung des Preßorgans der Vinckeschen Partei übernahm. Auch sonst gewann ich durch meine Stellung bei den „Grenzboten" angenehme und nützliche Bekanntschaften, und die meisten derselben fanden sich um das letztgenannte Jahr zu einem Kreise zusammen, der, ebensoviel gemüthliche Befriedigung als geistige Anregung und Förderung gewährend, zu den besten Erinnerungen meines Lebens gehört.

In einer der zahlreichen Trinkstuben, welche die Höfe und Durchgänge der alten Meßstadt Leipzig bergen, versammelte sich in der Zeit, wo der Nationalverein Bedeutung erlangte und die Beisteuern für die preußische Flotte begannen eine Anzahl von politischen Glaubensverwandten zu einer Gesellschaft, die selbst in dem vielfältig angeregten, gescheidten Klein-Paris in mehrfacher Hinsicht einzig in ihrer Art war. Genauer gesprochen war ihre Geburtsstätte der Offizierstisch der Kitzingschen Bierwirthschaft im Petrinum. Zuerst nur aus drei Mitgliedern

bestehend, unter denen Schmidt war, bald aber verstärkt, auch unter den sächsischen Marssöhnen nicht ganz am rechten Orte, zog dieselbe, um mit dem komischen Dichter der Genossenschaft zu reden:

„Wie Israel, als es gewachsen,
Aus der Aegypter Mitte schwand",

nach einigen Wochen hinüber zum zweiten runden Ecktische des Zimmers. Dienstags und Freitags war es, wo man sich Abends zwischen sieben und neun bei dem schweren Gerstensaft des Wirthes einzufinden pflegte, um nach des Tages Last und Arbeit über allerlei Dinge seine Gedanken auszutauschen. Namentlich aber besprach man die politischen Fragen und Sorgen der Zeit, und nach dem Geiste, in dem Dieß geschah, hielt die böse Welt sich für berechtigt, diese Tafelrunde deutscher Patrioten „die preußische Verschwörung" zu taufen. Sehr leichtfertig, schon wenn man sich an den ebengemeldeten Ursprungsort der Vereinigung erinnerte. Nicht viele Männer waren es, die sich hier zu zwangloser Unterhaltung und gegenseitiger Erbauung trafen, etwa so viele, wie ein rechtschaffner runder Tisch von Mittelgröße, wenn die Gäste artig zusammenrücken, zuläßt. Aber es war eine angenehme Mischung der verschiedensten Stände, Kräfte und Erfahrungen, und es gab unter den Mitgliedern der Gesellschaft Namen vom besten Klange. Man hörte manche kluge Rede, manch warmes Wort. Gute Laune würzte das Gespräch mit ergötzlichen Einfällen. Wir hatten da unter uns, wie der humoristische Poet behauptete:

„Geistvollste Blicke, Glanzmomente,
Gemüth, Charakter und Verstand".

Alle Berufsarten und viele deutsche Landschaften hatten dem „Kitzing", wie wir unsern Klub nannten, werthe Theilnehmer gestellt. Die Schule war da und die Universität, die Rechtsge-

lahrtheit, die Botanik und die Geschichtschreibung, Kaufmannschaft und Buchhandel, Verwaltung und Vertretung der Stadt, der „hohe" Landtag, die dramatische und die epische Poesie, Kritik und Publicistik; auch das Handwerk fehlte nicht. Selbst die Diplomatie glänzte im System der Genossen, und sogar durch ein Doppelgestirn. Die Mehrzahl der Freunde waren Leipziger; unter ihnen befand sich der frühere zweite Bürgermeister der Stadt und dessen späterer Nachfolger. Andere waren Dresdener, darunter Heinrich v. Treitschke, der damals seiner glänzendsten Periode als streitbarer Redner und Essayist nahe war. Wieder Andere gehörten ihrer Heimath nach einer weiteren Ferne an wie Schmidt, der Ostpreuße, und Freytag, der Schlesier. Die Schweiz hatte Salomon Hirzel, den Goethekenner gesandt. England hospitirte in der Person seines Generalconsuls Crowe, des vielgewanderten, auf den Schlachtfeldern der Krim und Italiens ebenso wie in den friedlichen Stätten niederländischer und romanischer Kunst bekannten Schriftstellers. Es war in der That ein Kreis, in dem sichs gut Hütten bauen ließ, anregend, wohlthuend wie wenige. Jeder trug sein Theil zu der Summe guter Gedanken bei, welche in leichtem Geplauder über dem Glase sich begegneten, der Eine scharfes Urtheil, der Andere Erlebnisse und Erfahrungen eines vielbewegten Lebens, wieder ein Anderer Ergebnisse seiner Wissenschaft. Alle waren gute Kameraden, Eins in Liebe und Haß, Eins im Zusammenklang der Ueberzeugungen von dem, was der Nation allein frommen könne; nur in Betreff der Wege, die dahin führten, bildeten sich mehr und mehr verschiedene Meinungen aus. In Einem aber waren und blieben wir alle einig, in der Verehrung vor dem Haupte der Gesellschaft, vor dem, dessen Geist und Wesen sie vorzüglich zusammengeführt hatte, und dessen Liebenswürdigkeit das ganze Rund vor Allem erwärmte, wie die Sonne die Planeten ihres Systems, in der

tiefen, aufrichtigen Verehrung vor Karl Mathy, dem damaligen Director der Creditanstalt in Leipzig, dem nachmaligen Ministerpräsidenten in Baden.

Nicht häufig geschieht es wohl, daß ein Süddeutscher rasch heimisch wird im Norden, zumal wenn er in gereiftem Alter steht, und nicht oft wird sichs begeben, daß wir Verstandesmenschen von der norddeutschen Ebene einem Volksgenossen aus dem Süden schnell unser Herz zuwenden. Beide Theile der Nation haben ihre besondern Vorzüge, die zu ihrer Annäherung führen, beide aber auch Eigenschaften, die sie für den ersten Augenblick einander fernhalten. Der Süden ist dem Norden zu idealistisch, zu gemüthlich, zu laut, dieser jenem zu sehr auf das Thatsächliche gerichtet, zu zugeknöpft, zu karg mit Aeußerungen dessen, was er empfindet, vielleicht zu vornehm.

Nichts von dem Allen paßte auf das Verhältniß der Gesellschaft im Leipziger Petrinum zu ihrem Mittelpunkt und Häuptling. Ein Fränke seiner Herkunft nach, vereinigte er in seinem Wesen alle Vorzüge der Stämme diesseits und jenseits der Mainlinie schon gewissermaßen durch seine Geburt. Ein heller Verstand und ein reiches Gemüth, beide in einem ereignißvollen Leben, in sehr verschiedener Stellung, in Kämpfen aller Art, in Arbeiten für das Wohl des Volkes, bald in der Kammer als Redner, bald in der Dorfschule als Erzieher, bald als Unterstaatssecretär im Handelsministerium des deutschen Reichs von 1848, geläutert und gestärkt, hoben ihn weit über die allgemeine Anlage seines Stammes hinaus. Ohne die Ideale seiner Jugendzeit zu verlieren, hatte er sich schon durch sein ursprüngliches Studium, die Cameralwissenschaften, auf Geringschätzung der landläufigen Redensart, der politischen Stubenweisheit und der theatralischen Parteitaktik hingewiesen gesehen und den Grund zu der in seiner weiteren Thätigkeit zu seltenem

Grade ausgebildeten Erkenntniß gelegt, daß nur der die Welt seinen Idealen dienstbar macht, welcher mit den Thatsachen rechnet. Ein heißes Herz, über dem ein kalter Kopf, glichen sich in ihm aus zu einem jener Menschen, wie wir Deutschen sie vor Allem brauchen können. Nicht oft brach das heiße Herz hervor, dann aber mit schneidender Energie. Für gewöhnlich war er in Geschäften ein kühler, stiller, rastloser Arbeiter, im Freundeskreise ein anspruchsloser, einfach liebenswürdiger Gesellschafter, und nur ein gewisser Zug leiser Ironie, der bisweilen seine Erzählung oder sein Urtheil umspielte, verrieth den vornehmen Geist, den der Zuhörer vor sich hatte. In ganz vertrautem Umgange gab er sich in allen Stücken, wie er war und dachte. Eine Freude war es, ihn erzählen zu hören, und er erzählte gern, vorzüglich aus seinen jüngeren Jahren. Die Aufzeichnungen, die ich mir davon dann und wann machte, enthalten manches charakteristische Bild aus seinem Lebensgange. Ich finde darunter sein Säbelduell mit einem Heidelberger Commilitonen, der später einen hohen Posten in der badischen Verwaltung bekleidete, seine Fußwanderung nach Frankreich hinein, der Anziehungskraft nach, welche die Julirevolution auf junge Gemüther ausübte, die ersten Versuche des Cameralpracticanten Mathy, seiner Regierung in der Presse Opposition zu machen, einige noch unbekannte Züge der Dorfgeschichte, deren Held er als Schulmeister von Grenchen war, Charakterköpfe von Hecker und Struve, von Mazzini und seinen Genossen, seinen Bericht über die Art und Weise, wie er Fickler verhaftet, und mancherlei anderes Anmuthige und Lehrreiche.

Wir alle lernen, wenn wir uns nicht „principientreu" vor der immer werdenden Welt die Augen zuhalten, wir alle überwinden uns, vertagen und schließen Compromisse, wenn wir uns nicht mit einer Doctrin der Vergangenheit gegen die Lehren

der Gegenwart verstockt haben. Die Jugend schwärmt für Ideale, und auch Mathy war davon nicht ausgenommen. „Es wird", so schrieb ich nach einem in engerem Kreise mit ihm verbrachten Abend in mein Tagebuch, „Jahre gegeben haben, wo seine politischen Ziele von denen der Radicalsten nicht eben weit entfernt gelegen haben können, wo er die Marseillaise nicht blos als prächtige Melodie mit erhabenem Texte verehrt, wo ihn selbst die Carmagnole begeistert haben muß. Stimmte der alte Herr doch gestern, als Rouget de l'Isles Schlachtlied erklungen, keineswegs rein ironisch lächelnd, den Jacobinergesang von „Madame Capet, die versprochen, ganz Paris erwürgen zu lassen", an. Mathy ist in seinen Jünglingsjahren in Phantasie und Glauben, dann während seines Aufenthalts in der Schweiz in voller ganzer Wirklichkeit mehr als liberal, er ist Republikaner gewesen. Er hat dann gelernt an den Menschen und Dingen, daß die Welt unter dem Monde das Vollkommene nicht verträgt, und daß sein altes Ziel sich nicht für deutsche Zustände schickt, und er hat im Frankfurter Parlamente und anderwärts mit der ihm eigenen rücksichtslosen Entschlossenheit darnach gehandelt. Er ist ein Politiker, der, wie sehr ihm auch liberale Reformen am Herzen liegen, wenn er zur Macht gelangte, stramm wie ein Preuße auf Maß und Ordnung nach den Gesichtspunkten des zur Zeit Möglichen halten würde. Wie er, obwohl im Allgemeinen freihändlerischen Ideen zugethan, nach seinen gestrigen Aeußerungen entschieden für Einführung des Tabaksmonopols stimmt, so weiß er sein Bedürfniß nach Freiheit auch sonst der Wirklichkeit zu unterwerfen. Aber die Erinnerung an sein einstiges Ideal ist ihm geblieben, und vielleicht mehr als die Erinnerung. Er bewahrt es, wenn ich mancherlei Aeußerungen von ihm nicht unrichtig deute, in einem warmen Winkel seiner Seele wie das Bild einer Jugendgeliebten. Die

Sehnsucht nach ihr hat sich nicht erfüllt. Auf sie zu hoffen war ein Traum, aber ein Traum voll beglückender Gluth. Eine der Wirklichkeit vergessende Stunde läßt ihn wieder aufleuchten. Dann versinken seine Gestalten wieder, um den Pflichten Raum zu geben, die der Verstand uns auferlegt".

Aeußerlich war Karl Mathy eine gedrungne Gestalt von etwas über Mittelgröße, ein schöner Kopf mit spärlich gewordenem, früh ergrautem Haar, unter hoher breiter Stirn ein Paar großer, leuchtender, hellblauer Augen, der Ausdruck der Züge Milde mit Festigkeit gepaart und ein wenig Schelmerei dazwischen. Die Oberlippe trug einen kurz gehaltenen grauen Schnurrbart, das mäßig geröthete Gesicht rahmte ein ebenfalls kurz geschnittner Bart von der Art ein, wie man sie früher in Süddeutschland Demagogenbärte nannte. Seine Haltung war in der Regel stramm und gerade. Der Gang ein wenig einknickend. Im gewöhnlichen Verkehr klang seine Rede an den badischen Dialekt an, der wie alle südwestdeutschen das N beim Infinitiv und beim Particip der Vergangenheit so wie beim Plural der Hauptwörter wegläßt und im Perfectum erzählt. Bei öffentlichem Auftreten — er hielt unter Anderem in Leipzig einen Vortrag bei der im Mai 1862 vom „Kitzig" im Schützenhause veranstalteten Fichtefeier — fielen diese Anklänge weg. Wohlüberlegt und darum klar und fließend, gedankenreich, phrasenlos wirkte sein Wort dann mächtig, zumal es eine sonore Stimme, ruhige, mannhafte Haltung, die nichts von den Theaterkünsten anderer Sprecher hatte, und jene leuchtenden Augen unterstützten, die so prächtig die Ueberzeugungstreue wiederspiegelten, welche ihn erfüllte.

Mathy hatte, als er zu uns kam, schon Jahre im Norden gelebt, erst in Gotha, dann in Berlin, und er hatte dort allenthalben Freunde zurückgelassen und nützlich gewirkt. In Leipzig

war ihm dazu ebenfalls Gelegenheit geboten. Seine Berufung zum Director der Deutschen Creditanstalt setzte ihm eine Aufgabe, die einem tüchtigen Manne bis auf Weiteres genügen konnte. Er hatte die Freude, zu sehen, daß seine Reformpläne von der Mehrzahl der Interessenten gebilligt wurden und sich gedeihlich entfalteten. Seinen Bemühungen dankte das Institut vor Allem die Abwickelung von Unternehmungen, mit denen eine phantastische Speculation es in Verbindung gebracht hatte, und das Wiederemporkommen zu solidem Stande und allgemeinem Vertrauen.

Auch der Freundeskreis, den ich oben schilderte, war ihm eine Verschönerung seines Aufenthalts bei uns. Kaum zwei oder dreimal, wenn nicht durch Reisen entfernt, fehlte er in den drei Jahren, die er in Leipzig lebte, bei den Dienstags- und Freitagsabenden der runden Tafel auf der Petersstraße. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr kam er Punkt zehn Minuten nach sieben. Nicht immer mit derselben Regelmäßigkeit ging er, nachdem er sein ein für alle Mal feststehendes Maß von Kitzing's dunklem Safte genossen. Aller Augen erwarteten ihn, wenn er im Dampfe des ersten Zimmers hinter den Scheiben der Glasthür erschien, Alle hingen an seinem Munde, wenn er sprach. Der Geschichtsschreiber unterbrach sich in einer Auseinandersetzung über das persische Sonnenjahr oder sonst eine entfernte Herzensangelegenheit, der Botaniker vertagte eine begonnene Belehrung über Pilzsporen oder Pflanzenzellen, der Komiker brachte rascher als gewöhnlich einen neugebornen guten Einfall an den Mann, wenn — Er sich zu einer längeren Erzählung oder zur Abgabe seiner Meinung über eine auf die Tagesordnung gebrachte Frage anschickte. Mathy hätte nicht die gesellige Natur, nicht der Mann von Herz sein müssen, der er war, wenn ihm diese stille und doch so deutliche Huldigung

nicht wohlgethan, er wäre nicht der Patriot gewesen, der er war, wenn es ihm nicht zur Befriedigung gereicht hätte, sich als den Grundpfeiler eines Kreises von Gleichgesinnten betrachtet und behandelt zu sehen. Er gab viel, aber er empfing auch. Er war unser Stolz, aber er hatte auch keine Ursache, die am runden Tische zugebrachten Stunden für verlorene anzusehen.

Leipzig war ihm augenscheinlich werth geworden. Und doch konnte hier nicht seines Bleibens sein. Die Sehnsucht nach der schöneren Heimath im Süden, nach den altgewohnten Verhältnissen war ihm niemals erloschen. Sein Reformationswerk in der Creditanstalt war allmählich in Zug gekommen, was weiter zu thun, keine Arbeit für ihn. Vor der Reaction in Baden hatte er den Staub von den Füßen geschüttelt; jetzt, wo dort guter Wille auf dem Throne saß und die Sonne einer neuen Epoche aufging, wo wichtige allgemeine Fragen und nicht weniger bedeutungsvolle Fragen seines besondern Faches zur Entscheidung kommen sollten, verlangte es ihn heim und verlangte ihn auch die Heimath. Eine größere Wirksamkeit, neue politische Thätigkeit winkte. Das Ministerium v. Roggenbach war gebildet worden, keineswegs ganz aus Staatsmännern von Mathys Ueberzeugung und noch weniger aus solchen von seiner Charakterstärke. Er konnte ihm neue Kraft, raschereu und kühneren Entschluß zuführen, ihm, wie ichs nennen möchte, mehr Rückgrat geben. Es war etwas von Bismarck in Mathy, nur daß jener von der rechten, dieser von der linken Seite auf den wahren Weg zum Ziele gelangt war. Es lag schon im Sommer 1862 etwas von großen Dingen in der Luft, und da hätte es sein Pfund vergraben und nichts von dem berechtigten Ehrgeiz besitzen heißen, der die Geschichte machen hilft, wenn Karl Mathy an der hohen und einflußreichen Stelle hätte

fehlen wollen, an die ihn ein nationaldenkender und freisinniger Fürst berief.

Mit einer Mischung von Trauer und Freude vernahm der Klub die Nachricht: „Der Staatsrath geht fort". Der Stuhl neben der Ecke, den er so oft eingenommen, und auf dessen Stelle jetzt Bismarcks Bild herabsieht, sollte leer stehen fortan. Wir hatten uns verwaist gefühlt, wenn eine Reise ihn für eine kurze Zeit uns entführt, jetzt war es eine Abreise für immer. Noch wehmüthiger waren die gestimmt, die sich wie ich näheren Umgangs mit ihm erfreut hatten, aber sie wußten auch noch mehr, daß die Berufung einen Lieblingswunsch von ihm erfüllte, und daß ein Geist wie er dahin gehörte, wo Gelegenheit war, dem Vaterlande in großem Stil und nicht blos mit gutem Wollen und Reden, sondern mit Thaten zu dienen.

Am 20. September gaben wir ihm ein Abschiedsmahl, bei dem ihm der Humorist der Genossenschaft die letztere in Gestalt eines Albums mit den Photographien der Mitglieder zur Begleitung in die Ferne überreichte. In den ersten Strophen ein Muster launiger Gelegenheitsdichtung, nahmen die Verse, die der Darbringer dazu sprach, zum Schlusse eine ernste Miene an. Jedem Original der Portraits war es aus der Seele geredet, wenn er endigte:

„Und jedes Bild, es soll Dir danken
Für jenes Bild, das Du uns ließ'st,
Das Du uns ließ'st aus Ernst und Scherzen,
So fest und frei, so klar und mild.
Du gehst, — doch uns im tiefsten Herzen
Bleibt eines deutschen Mannes Bild".

Wo die Sonne aufgeht, verbleichen und schwinden die Sterne. Manche glänzende Persönlichkeit, die ich kennen lernte, ist mir in den letzten zehn Jahren weniger hell als vordem erschienen, manche in Vergessenheit versunken. Der Name

Karl Mathy steht am Himmel meiner Erinnerungen leuchtend wie der Morgenstern — trotz der Sonne.

Der Klub des „Kitzing" bestand nach Mathys Weggang fort und betheiligte sich wie während dessen Anwesenheit in Leipzig lebhaft an den politischen Fragen, die in den ersten sechziger Jahren die deutsche Welt bewegten, so wie an den Demonstrationen, die zur Förderung der einen und der andern und überhaupt zur Verwirklichung der nationalen Idee ins Werk gesetzt wurden. Man fand sich jetzt zur Besprechung solcher Angelegenheiten auch an andern Orten zusammen, wo ungestörter und in mehr geregelter Form discutirt werden konnte.

Einige von uns waren dem Nationalverein beigetreten und arbeiteten mit Eifer für ihn. Andere verhielten sich von Anfang an kühler zu ihm. Auch ich vermochte mich mit ihm nicht recht zu befreunden; denn obwohl ich damals Gutes von ihm hoffte, glaubte ich nach einigen Notizen zu schließen, die ich mir im Jahre 1862 machte, bei ihm einer juristischen Auffassung der Sachlage zu begegnen, die mir, ich wußte noch nicht klar, warum, unpraktisch vorkam, auch scheint mir das Streberthum, das sich in ihm oft in recht fataler Weise regte, nicht gefallen zu haben.

Die neue Aera in Preußen hatte Hoffnungen erweckt, aber bald getäuscht; die Berliner Politik war, wie man an ihrem Verfahren in der Oeffentlichkeit erkennen mußte, in schwachen, wenigstens noch nicht in den rechten Händen. Das Verhalten Preußens während des italienischen Kriegs war correct gewesen, und auch die Art und Weise, wie die Krisis des Zollvereins in Berlin überwunden worden, hatte befriedigt. Anderes ließ zu wünschen übrig.

Die Berufung Bismarcks zur Ministerpräsidentschaft erschreckte; denn man kannte weder ihn noch seine Ziele. Was man von ihm gefürchtet, schien sich in den nächsten Jahren zu erfüllen. Der Verfassungsconflict trieb uns alle für längere Zeit auf die Seite seiner Gegner. Wir haßten ihn, auch als wir seine bedeutenden Eigenschaften mehr und mehr gewahr wurden, ja je mehr wir sie gewahr wurden, als Verderber der Sympathien, die Preußen im übrigen Deutschland sich erworben hatte. Er war uns der Hauptfeind des Liberalismus, und nur ein liberales Preußen konnte nach unsrer Meinung die Führerschaft der Deutschen mit Recht beanspruchen. Daß bis zu dem Sturze des „reactionären" Systems, den wir zuversichtlich erwarteten, der Gedanke solcher Führerschaft festgehalten werden müsse, stand uns ebenso fest, als daß sich einstweilen nicht viel zu dessen Empfehlung thun lassen werde.

So schwamm man im Fahrwasser einer unklaren liberalnationalen Politik, die sich „Volkspolitik" nannte, weil sie von einer Erhebung des Volkes für die Freiheit und Einheit der Nation allein das Heil erwartete, und weil sie auf die Erziehung des Volkes zu dieser Erhebung hinarbeitete. Die öffentliche Meinung, d. h. die Meinung einer Anzahl von Zeitungen, Gelegenheitsrednern, Parlamentariern und Wählern, galt als Großmacht. Neben dem Nationalverein hatten sich Schützengesellschaften gebildet und zu einem Bunde zusammengeschlossen, der in Frankfurt ein Nationalfest im Schweizerstil feierte. Neben den Schützen traten die Turner zusammen und demonstrirten in gleicher Weise. Gerüchte gingen von einer geheimen Gesellschaft in Gotha, die, gestützt auf diese Verbände, bei Gelegenheit ein liberal organisirtes deutsches Reich in die Welt zu setzen gedenke, wobei auch ein liberales fürstliches Haupt ins Auge gefaßt sei. Die geheime Gesellschaft und ihr Plan haben, wenn

ich recht informirt bin, existirt und bei dem fürstlichen Haupte Anfangs nicht an Preußen und zuletzt wenigstens nicht an dessen König gedacht, so komisch es auch sein mag, ernsthafte Leute phantastische Allotria der Art treiben zu sehen.

Wenn es in unserm Kreise Leute gab, welche diese Politik nicht komisch fanden, so gehörte ich nicht dazu. Dagegen erwartete ich damals von der Bewegung, welche die Schützen- und Turnervereine geschaffen, für die Zukunft Deutschlands gute Resultate, wobei mir unter Anderm Garibaldis Freiwillige und Erinnerungen an 1848 und 1849 vorschwebten. Daß auch Dieß ziemlich komisch war, wurde ich erst viel später inne, und so war ich mit Begeisterung Zeuge von den Festen, wo jene Vereine ihre Zahl und ihre Kunst zur Schau stellten und für die deutsche Idee demonstrirten und warben. Indeß bewahrte ich bei aller Berauschtheit, welche diese und andere patriotische Leistungen hervorriefen, wenigstens einen Rest von Nüchternheit.

So nannte ich zwar in einer Schilderung des großen Leipziger Turnfestes vom August 1863 das letztere „das Fest der werdenden Einheit der Deutschen, die Versammlung der Genossenschaft, die vorzugsweise zur Gewöhnung an stramme Haltung, feste Zucht und strenges Selbstregiment verbunden ist".

So meinte ich, daß es „nicht verfehlen könne, heilsame Wirkung auf alle auszuüben, welchen die Freude beschieden worden, an ihm theilzunehmen. Die deutschen Jünglinge und Männer, die sich", so hoffte ich weiter, „bei ihm zusammenschaarten, haben nicht blos mit einander geturnt und gezecht, gesungen und gejubelt, sie haben auch manches gute Wort zu hören bekommen. Sie haben eine echt bürgerliche deutsche Stadt kennen gelernt, deren Tüchtigkeit weit größeren und vornehmeren zum Vorbilde dienen kann. Sie haben gesehen, wie Deutschland wächst, und was es vermag. Sie haben in der großen

demokratischen Strömung geschwommen, welche durch die Nation geht, und die selbst hochgestellten Widersachern dieser Bewegung für Freiheit und Einheit Beachtung und Rücksichtnahme abnöthigt.*) Die Disciplin, die das Fest ihnen auferlegte, um sich würdig entfalten zu können, hob und adelte auch die Geringen unter ihnen. Das Wohlwollen, welches ihnen überall entgegenkam, das treuherzige Wesen, welches sie allenthalben begrüßte, wird von ihnen tief und warm empfunden worden sein. Sie werden, als sie heim fuhren, das Gefühl mitgenommen haben, nicht blos einem großen, sondern auch einem guten Volke anzugehören, das Besseres verdient als Unfreiheit und Zerrissenheit. Mehr wie jedes andere Fest dieser Tage wird die nationale Feier in Leipzig das Ineinanderwachsen der deutschen Völker gefördert haben. So viel heimkehrende Festgenossen, so viel mehr oder minder klare und beredte, mehr oder minder eifrige Apostel des unitarischen Gedankens. Ueberschwänglichkeiten, prunkvolle Phrasen und andere Kinder der Weinlaune werden verschwinden, wenn nach dem Feste die nüchterne Arbeit wieder in ihr Recht tritt. Die Gesammtwirkung der schönen stolzen Feier aber wird bleiben und als ein guter Same in den Gemüthern aufgehen zu heilsamen Entschlüssen".

So schrieb ich zwar ferner über die Leipziger Augusttage: „Unzweifelhaft hatten sie wie alles Menschliche ihre Mängel, aber ebenso sicher ist, daß das Gute bei Weitem überwog. Diese Feste mit ihrer bunten Pracht sind nur Blüthen am neuergrünten Baume des deutschen Lebens, aber der Geist, der sich in diesen Frühlingszeichen kundgab, ist uns Bürge dafür, daß es nicht taube Blüthen sind. Der Sommer wird kommen und

*) Der Minister v. Beust ließ sich bei der Feier in diesem Sinne neben Treitschke hören, und nicht Allen fehlte der Glaube an seine Worte.

die Frucht nicht fehlen. Die Kraft, die sie erzeugt, ist vorhanden, auch das Gefühl, sie zu haben. Noch mangelt vieler Orten der Wille, sie zu brauchen, und die Erkenntniß, sie recht zu brauchen. Aber immer weiter und weiter dringt Beides durch die Adern und Nerven der Nation. Wenige Jahre von außen nicht gestörter Entwickelung noch, und die Fahne, welche wir über den beim Feste versammelten Massen wehen sahen, wird auch ihr Heer haben. Rastlos arbeitet die Zeit an großen Dingen, scheidend und verschmelzend, ebnend und bauend, vor Allem aber bemüht, den individuellen Hang der Deutschen in straffe Zucht zu fassen. Diese disciplinirende Arbeit trägt in sich selbst die Gewähr, daß sie nicht vor der rechten Stunde ihr Werk für gethan halten wird, und so wird sie glorreich vollendet werden. Wer sich ihr nicht fügen will, wird sich ihr fügen müssen, gleichviel, wie hoch er stehe, und wie stark er sich dünke. Wir werden ihn sehen, den Siegeslohn jenes Heeres, den Schlußstein jener organisirten Thätigkeit, die Krone der Genossenschaften, die jetzt auf allen Gebieten die Deutschen zusammenfassen: den deutschen Staat".

Indeß gingen neben solchen Illusionen zuweilen auch Ahnungen her, daß das Eine und das Andere bei den Nationalfesten Täuschung, zu günstige Auffassung und falsche Berechnung sei.

So, wenn ich bei Gelegenheit der Leipziger Augustfeier schrieb: „Sehr wohl weiß ich, daß deutsche Fahnen zeigen und Deutschlands wahres Interesse kennen und dafür handeln oder gar sich dafür opfern wollen, sehr verschiedene Dinge sind".

So fand ich an einer der Festreden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, auszusetzen: „Dieselbe denkt, wenn sie die Turnerei als ‚Bildungsschule von Charakteren preist, die das einmal für recht und wahr Erkannte auch bekennen und ver-

theidigen, welche ihre Meinungen und Grundsätze nicht wie ein Kleid je nach der Witterung wechseln, wie manche sogenannte praktische Staatsmänner' (Beust war gemeint), offenbar zu hoch von den guten Kindern Vater Jahns. Die Turnkunst wird uns erst beweisen müssen, daß sie nicht blos zu äußerer, sondern auch zu innerer Selbständigkeit erziehe, daß sie granitne Charaktere, politische Helden bilde. In Sachsen wenigstens ist ihr das bisher nicht gelungen, obwohl sie hier ihr Erziehertalent in mehr Vereinen und seit längerer Zeit hätte zeigen können, als irgendwo anders, und obwohl es hier mehr noth gethan hätte als in vielen der übrigen Landschaften deutschen Bodens. Wäre sie, was der Redner sie sein ließ, so hätte die Praxis des ‚praktischen Staatsmanns' in Dresden schon längst Feiertage bekommen oder mindestens andere Bahnen einschlagen müssen".

So schloß ich endlich ein ausführliches Referat über das Leipziger Octoberfest von 1863 mit den Worten: „Wieder hat der Chronist unserer guten Stadt eine Feier von den größten Dimensionen in deren Annalen zu verzeichnen, und wenn er die vom August über Erwarten gelungen nennen konnte, so wird er von der gestrigen zu berichten haben: wider Erwarten glanzvoll verlaufen. Aber nun Sela, ihr Herren Sänger, und Amen, ihr Herren Redner. Wir haben unsere Großthaten hinreichend gefeiert und wohl ein wenig auch solche, die noch nicht gethan sind. Nicht Siege feiern, sei fortan die Parole, sondern Siege gewinnen".

In diesen und andern Fragen der Zeit waren die Mitglieder unseres Klubs einverstanden, auch in der schleswigholsteinischen, die damals den deutschen Bund ein wenig lebhafter als in den Jahren vorher beschäftigte, aber ohne vom Flecke zu rücken. In einer nur kam es zu Meinungsverschieden-

heiten, die indeß bald nach ihrem Auftauchen ausgeglichen wurden. Ich meine das Bundesreformproject, das Oesterreich 1863 den deutschen Fürsten vorlegte.

In der zweiten Woche des August schrieb ich Folgendes nieder: „Wir wissen jetzt dem Wortlaut nach, was Beust in seiner Rede beim Turnfeste gesagt hat oder gesagt haben will, und seine Aeußerungen lauten beträchtlich nationaler, als man nach mündlichen Referaten annehmen mußte. Neu und unerwartet ist jedoch nur die Versicherung, daß ‚die Fürsten Deutschlands und ihre Regierungen den Aufschwung, den das allgemeine deutsche Bewußtsein mehr und mehr gewonnen hat, nicht allein erkennen und begreifen, sondern auch aufrichtig sich damit befreunden, weil sie in dieser Entwickelung des deutschen Gefühls den besten Stützpunkt für ihre eignen Bestrebungen erkennen lernen'. Soso! Hm! — Aber wie stimmen dazu die Nachrichten, die in den letzten Wochen aus München, Hannover und Darmstadt einliefen? Was mag die Dresdener Excellenz mit den Ausdrücken ‚deutsches Bewußtsein', ‚deutsches Gefühl' gemeint haben? Sollte man das, was man darunter versteht, für geeignet zur Ausbeutung für die Triasidee halten, sich des liberalen Elements der Bewegung zur Herstellung eines ‚reinen Deutschland' mit liberalisirenden Einrichtungen, das neben und zwischen Oesterreich und dem feudal regierten Preußen den Dritten bei der Partie machte, bedienen wollen? Möglich, aber dann danken wir schön und warten lieber, bis es in Preußen besser wird".

Am nächsten Tage fügte ich hinzu: „Unrichtige Vermuthung, totale Veränderung der Sachlage. Kaiser Franz Joseph nimmt die Umgestaltung Deutschlands in die Hand, sicher, nachdem er die Höfe vorher sondirt hat. Die Fürsten sind von ihm eingeladen worden, sich um ihn in Frankfurt, der Kaiserstadt von

ehedem, zu einem Congreß zu sammeln, um unter seiner Aegide zu berathen, wie der deutsche Bund ‚zeitgemäß' zu reformiren. Dort wird man also erfahren, was Beust mit seiner Rede neulich angedeutet hat. Bis dahin werden wir wohlthun, es mit dem Doctor Heyner zu halten,*) der, wie erzählt wird, dem Minister, als dieser ihm mit der ihm eignen und oft so wirksam gewesenen treuherzigen Leutseligkeit in der Festhalle die Hand auf die Schulter legte und sich erkundigte, wie ihm sein Vortrag gefallen, mit gewohnter Biederbigkeit erwiderte: ‚Ja, Herr Minister, die Worte waren recht schön, aber das Volk will Thaten sehen'. Und was den Frankfurter Fürstentag angeht, so wird sich ohne Zweifel der Spruch an ihm erfüllen: Selig sind, die nichts erwarten; denn sie werden nicht getäuscht werden".

Wieder einen Tag später notirte ich mir: „F., der augenscheinlich von hoher Stelle in Gotha her informirt und gestimmt ist, hat sich eine andere Ansicht von dem österreichischen Manöver gebildet, er hält es für mindestens discutirbar, er hofft von ihm, weil er an Preußen verzweifelt, er freut sich der bevorstehenden Demüthigung Preußens, weil er glaubt, sie werde für die ‚innern Conflicte in diesem Staate ein Agitationsmittel sein', werde die von ihm erhoffte Revolution und den Sturz der Feudalen herbeiführen. ‚Mit Freude', so schreibt er, ‚sehen wir jetzt alte Gegner für unsere politischen Ideen besser arbeiten, als jemals die vermocht haben, die unsere Führer hätten sein sollen'. Die Antwort des Berliner Kabinets auf das kaiserliche Einladungsschreiben ist ihm ‚weder Annahme noch Ablehnung, sondern die reine Rathlosigkeit'. Das österreichische Project wird, wie er denkt, weder von den Fürsten noch von dem Abgeordnetentage, welcher

*) Einer von den Liberalen im sächsischen Landtage.

deren Zusammenkunft folgen soll, so kühl aufgenommen werden, wie die großen Berliner Blätter meinen".

‚Auch die deutschen Souveräne der Mittelstaaten', so fährt er fort, ‚erkennen und die festlichen Volksdemonstrationen der letzten Wochen haben diese Einsicht verschärft, daß sie etwas Ernstes thun, sogar Opfer bringen müssen, um den lauten Forderungen des Volkes einigermaßen Genüge zu thun. Wie gebrochen auch die Lichtstrahlen des deutschen Liberalismus in ihrer Nähe wirken, nicht wenige von ihnen fühlen doch eine innere Verpflichtung, sich patriotisch und volksthümlich zu erweisen. Sie wissen sehr wohl, daß sie beim Anschluß an Oesterreich weniger für theure Rechte ihrer Souveränetät zu besorgen haben, als in einem preußischen Bundesstaate. Sie empfinden ferner, daß die gegenwärtige Zeit äußere Gefahr, Ohnmacht Preußens, Aufstreben Oesterreichs, demokratische Stimmungen im Volke, die Nothwendigkeit auferlegen, energisch ans Werk zu gehen. Und nicht weniger mächtig wirkt in ihnen — Wenige ausgenommen — die Abneigung gegen das preußische Wesen, einmal, weil sie in der nationalen Partei Preußens, jetzt sogar in einer künftigen Regierung, die Anfänge einer neuen Zeit sehen, welche ihnen höchst gefährlich werden kann, dann aber, weil auch die letzten preußischen Regierungen durch ihre jahrelange thatenlose Negation beim Bunde in der That manches Gute verhindert und dabei überreichlich die Unkraft bewiesen haben, Besseres zu schaffen, endlich weil man der Regierung des Herrn v. Bismarck jeden außerordentlichen Einfall zutraut, und aus gelegentlichen renommistischen Aeußerungen desselben auf eine rücksichtslose Begehrlichkeit schließt. Der Fürstencongreß zu Frankfurt wird also, nur Baden, Oldenburg, Weimar und Reuß jüngerer Linie ausgenommen (Coburg-Gotha also nicht), den kaiserlichen Vorschlägen im Ganzen guten Willen entgegen-

tragen, und was unter solchen Umständen zu Stande gebracht werden kann, das wird begonnen werden'. — ‚Ferner aber ist es eine Täuschung, daß durch das Ausbleiben Preußens das ganze Project Oesterreichs vereitelt werde. Zwar sollen die Reformen auf dem Boden des deutschen Bundesrechts vor sich gehen, und das Bundesrecht fordert für Verfassungsänderungen Einstimmigkeit der Vota. Aber provisorische Einrichtungen gestattet das Bundesrecht per majora. Und was hindert Oesterreich an einer provisorischen Einführung? Warum soll dieselbe Ehrlichkeit, womit die preußische Regierung ihrem Volke die neue Heeresorganisation als eine provisorische Maßregel dargestellt hat, jetzt nicht von der österreichischen Partei gegen Preußen geübt werden?

Es ist kein Zufall, daß der Fürstencongreß unmittelbar vor dem deutschen Abgeordnetentage angesetzt wurde. Vielleicht hoffte man die Beschlüsse desselben zu influiren, die Versammelten wohl gar zu einem günstigen Entschlusse fortzureißen. Diese Hoffnung zwar, wenn sie überhaupt in Wien gehegt wurde, wird sich als eine irrige erweisen. Aber die Stimmung auf dem Abgeordnetentage wird sich den österreichischen Propositionen, welche, wie verkündet ist, Directorium, Parlament, deutsche Farben, Flaggen, Flotte bringen, nicht so ungünstig erweisen, als man im Norden annimmt. Einmal ist in Süddeutschland im Volk eine große Wärme für dieses Vorgehen Oesterreichs, das Wort Parlament übt dort eine mächtige Wirkung, und auch die süddeutschen Abgeordneten stehen unter dem Einflusse dieser Stimmung. Dann aber wird auch ein Theil der Nationalpartei geneigt sein, Abschlagszahlungen auf die Wünsche des Volkes anzunehmen und das Parlament als ein großes demokratisches Agitationsmittel gegen die deutschen Regierungen zu benutzen. In der Hauptsache ist dem Abgeordnetentage der

Weg, den er zu gehen hat, bereits vorgezeichnet. Er hat sich auf den Boden der Reichsverfassung von 1849 gestellt, und er wird diese gute Stellung nicht aufgeben, er wird also entschieden gegen alles protestiren, was diese Grundlage beeinträchtigen könnte, gegen den Zutritt außerdeutscher Staaten Oesterreichs, gegen eine nur consultative Mitwirkung des Parlaments, gegen ein Directorium, welches die nützlichen Kleinstaaten (sic. Coburg-Gotha, der Hort des Nationalvereins und — anderer Vereine?) zum Besten einiger Mittelstaaten säcularisirte'.

Wie der Verfasser dieses Exposé hofft, wird der Abgeordnetentag weitergehen und ‚durch einen männlichen Entschluß die Initiative der Regierungen überholen. Denn die deutsche Frage wird nicht durch Gnade der Fürsten, sondern nach dem Willen des Volkes zu entscheiden sein. Aber unleugbar wird auch der Abgeordnetentag sich selbst den Rücken decken müssen; denn er ist in der Lage, sich daran zu erinnern, daß die Landesregierungen selbst in einigen Staaten, in denen seine Mitglieder die Majorität der Volksvertreter umfassen — beide Hessen, Nassau, Braunschweig, Hannover — im Nothfalle Minoritätswahlen veranlassen und durch diese ein Parlament beschicken können.

Man darf deshalb gar nicht für unmöglich halten, daß der Fürstencongreß das positive Resultat hat, eine Volksvertretung des Bundes einzuleiten, welche das Bewilligungsrecht über etwa sieben Millionen Bundesgelder und Mitwirkung bei der Bundesgesetzgebung auch mit dem Rechte der Initiative hat. Wie die deutsche Nation sich zu diesen Reformationsideen der Fürsten schließlich stellen wird, das wird zumeist davon abhängen, wie in dem preußischen Staate der Verfassungskampf sich stellt. Nicht mehr die preußische Regierung hat die Hauptstimme bei der Frage über die Zukunft Deutschlands, wohl aber das preußische Volk".

Das war — auch eine Ansicht, aber nicht die meinige. Sie wurde später von F. in unserm Klub mündlich vertreten und ausführlich besprochen. Treitschke widerlegte sie in glänzender Rede, die, wie es schien, die große Mehrzahl von uns überzeugte, daß der Vertheidiger des Projectes nicht auf dem rechten Wege gehe. Mich aber brachte der Vorfall auf Gedanken, die der Anfang zu einer neuen Wandelung meiner Ueberzeugungen wurden. Das durch Bismarck herbeigeführte Scheitern der Frankfurter Reform bestärkte mich darin. Doch bedurfte es noch weiterer Erfahrungen, bevor ich an ihn mehr glaubte als an die alten Freunde.

Dritter Abschnitt.

Im schleswig-holsteinischen Kriege und unter dem Augustenburgischen.

Der 16. November 1863 brachte uns die Kunde vom Ableben des Königs Friedrich von Dänemark. Welche Bewegung sich daraus entwickelte, welche Stellung die deutschen Großmächte, die Mittel- und Kleinstaaten, die liberalen Parteien und der Herzog von Augustenburg zu dem Ereigniß und der dadurch, wie es schien, endlich in die Entscheidungsstunde getretenen schleswig-holsteinischen Frage Anfangs einnahmen, ist bekannt. Losreißung der Herzogthümer von Dänemark auf Grund des Erbrechts der Augustenburgischen Familie war das Nächste, was uns Nationalliberalen als Ziel vorschwebte, enger Anschluß des befreiten Landes und seines Fürsten an Preußen unsere daneben hergehende Voraussetzung. Vertraut mit den Rechten und Verhältnissen Transalbingiens, in den letzten zehn Jahren in der Presse vielfach für Aufklärung über die dortigen Zustände thätig gewesen, meinte ich während der Krisis am Mittelpunkt derselben nützlich sein zu können. Als früherer Augenzeuge der Noth und Bedrängniß Schleswig-Holsteins empfand ich überdieß jetzt lebhaft den Wunsch, aus der Nähe zu sehen,

wie ihm die Sonne besserer Zeiten aufging. Jene Meinung schien von Sammer, dem intimen Rathe der Augustenburger, getheilt zu werden. Einige Tage nach dem Sechzehnten wurde ich von ihm nach Gotha berufen und dem Herzog Friedrich vorgestellt, und es war die Rede davon, mich als Berichterstatter und zu sonstigem literarischen Beistand nach den Herzogthümern zu schicken, zu welchem Zwecke ich mir von den Besitzern der „Grenzboten" Urlaub verschaffen sollte. Dieß verzögerte sich. Inzwischen gingen der Herzog und Sammer nach Kiel, und die Sache schien in Vergessenheit gerathen zu sein, als sich mein Wunsch, einige Zeit unmittelbar unter dem Morgenroth jenseits der Elbe zu leben, dennoch erfüllte. Hofrath Freytag, gegen den ich ihn wiederholt geäußert, gewährte ihn im Interesse des Blattes, zu dessen Besitzern er gehörte. Ich machte mich bereit, den „Grenzboten" etliche Wochen als Berichterstatter vom Kriegsschauplatze zu dienen, wie ich ihnen früher als solcher in den „Schleswig-Holsteinischen Briefen" und mit Reisebildern aus Aegypten, Griechenland und Jerusalem gedient hatte.

Am Morgen des 2. Februar verließ ich Leipzig, um über Magdeburg und Hamburg zunächst nach Kiel zu gehen. Am Abend vor meiner Abreise war die große Nachricht eingetroffen, daß der Rubicon überschritten worden. Preußen und Oesterreicher waren in das Herzogthum Schleswig eingerückt, ungeduldig wünschte man sich mitten in ihre Heersäulen hinein, und so war die Langsamkeit der Eisenbahnzüge zwischen Magdeburg und Wittenberge doppelt verdrießlich.

In Leipzig hatte, abgesehen vom Zeitungspapier, der tiefste Friede geherrscht. Auf der Fahrt zeigten sich allmählich Spuren, daß Krieg im Lande. Mit jeder Station wurde das Gespräch im Waggon militärischer. Mit jedem neuen Passagier

stieg, namentlich nördlich von Magdeburg, ein neues blutiges Gerücht ein. Dort schon hatte ein Schaffner oder Packer den Kollegen eine Mittheilung gemacht, die, aus dem Volksthümlichen übersetzt, besagte, daß es zwischen den Dänen und den Deutschen zum Zuschlagen gekommen sei. Zwei oder drei Stationen weiter wußte man bereits, daß fünfundzwanzig Ulanen dabei gefallen seien, und noch ein Stück höher hinauf nach Norden waren es Perleberger Ulanen — natürlich, da Perleberg die nächste Stadt war, wo solche Cavallerie garnisonirte. In Wittenberge wurde dieses Mißgeschick durch einen Berliner bestätigt, was einem Hamburger Reisegefährten Veranlassung gab, seine Befriedigung über diesen Anfang des Feldzuges laut werden zu lassen.

„Ist ihnen ganz gesund, diesen Preußen", meinte der Patriot; „warum lassen sie die Dänen nicht in Ruhe. Ich bin sonst ein guter Deutscher, aber die mit den Pickelhauben — nein, ist ihnen schon recht, wenn sie was Tüchtiges abkriegen".

„Wenn die alle so gestimmt sind", flüsterte mein Nachbar, ein anderer Berliner, „so ist das ja ein wahres Groß-Krähwinkel".

So gings weiter, aber während unser biederer und friedliebender republikanischer Pfefferſack noch in seinen vergnügten Empfindungen über die erlegten fünfundzwanzig Störer von Handel und Wandel schmunzelte, kam die nächste Station, die es, als dem Orte des Blutvergießens weniger fern, besser wissen mußte, und siehe da, jetzt waren's nur zwei Todte, und zwar sollten es nunmehr Pioniere sein, die eine Brücke über die Treene schlagen gewollt. Gegen meine Erwartung erklärte sich der Vertreter Groß-Krähwinkels auch mit dieser gelinden Strafe der Preußen einverstanden.

Der Freund Preußens beklagte die Gefallenen. Dennoch

war die Nachricht auch ihm eine frohe Botschaft. Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen. Der kleine „Hannemann" war entschlossen, sich zu wehren — natürlich im Vertrauen auf Gönner von größerer Leibeslänge — es war Blut geflossen, es war Ernst geworden.

Nachdem ich in Altona die Ehre gehabt, in einem Hotel nicht weit vom Bahnhofe mit dem Befehlshaber der hannoverschen Executionstruppen die Nacht zuzubringen, sah ich am Morgen, aus dem Fenster meines Dachstübchens blickend, zum ersten Mal in der Nähe das erwachte und bis auf Weiteres befreite Schleswig-Holstein und daneben das Uniformgewimmel des Krieges. Unmittelbar vor mir die Front des Bahnhofs mit deutschen und schleswig-holsteinischen Tricoloren. Davor auf dem Platze hannoversche Jäger und Reiter, preußische Helme, Nachzügler der Garden, die Tags vorher durchpassirt, österreichische Offiziere und Gemeine der verschiedensten Waffengattungen, Husaren, Dragoner, Infanterie, Artillerie, Trainsoldaten, Krethi und Plethi, allerlei Volk von allerlei Zungen und Gesichtstypen.

Früh sieben Uhr begab ich mich mit dem Zuge nach Kiel. Die meisten Passagiere des gedrängt vollen Coupés trugen die blaurothweiße Kokarde, mehrere das kleine Eisenkreuz, welches den ehemaligen Soldaten der schleswig-holsteinischen Armee bezeichnete und jetzt aus dem Versteck vor den dänischen Gensdarmen hervorgeholt worden war, alle größeren Ortschaften, an denen uns der Zug vorüberführte, prangten im Schmucke der deutschen und der Landesfarben. Ueberall auf den Bahnhöfen Detachements von Bundestruppen, blinkende Bayonnette und Säbelgerassel. Bei Elmshorn die ersten Schanzen der Dänen, jetzt natürlich verlassen und theilweise zerstört.

Wieder saß das mythenbildende Princip bei uns im Wagen,

unsichtbar zwar, aber um so eifriger und lauter. Bei Pinneberg hatte es das Gerücht gesponnen, daß Herzog Friedrich diesen Morgen nach Altona kommen werde, um über zweitausend Mann des neuen schleswig-holsteinischen Heeres Revue zu halten. Bei Neumünster schickte es uns den Schaffner an den Wagenschlag, um uns mit der wohl verbürgten, soeben warm mit einem Zuge von Kiel uns entgegengekommnen Kunde zu überraschen: „Meine Herren, der Herzog ist anerkannt — er hat bereits eine preußische Ehrenwache!"

Helle Freude auf allen Gesichtern, lautes Hurrah, selbst die öde rostbraune Heide draußen vor dem Fenster schien, als wir weiter fuhren, ein paar Augenblicke zu leuchten und zu lächeln. Der nächste Moment freilich führte aus der Erfüllung in die Hoffnung zurück. Die Nachricht war zu gut gewesen, um kritischen Gemüthern lange gefallen zu können.

Nicht so imponirend, wie auf den ersten Blick diese prächtigen Seifenblasen erschienen, war eine Meldung, die bald nachher durch Neueinsteigende zu uns gelangte. Doch hatte dieselbe dafür den Vorzug, keine Seifenblase zu sein. Der dänische Vogt in Eckernförde, Polizeimeister Leisner, von Schleswig her schon berüchtigt, dann durch allerhand Willkürakte in seiner neuen Stellung und namentlich durch die grausame Züchtigung eines zwölfjährigen Knaben mit polizeilichen Ruthenhieben in Aller Mund gekommen, war nach dem Einmarsche der Preußen von der Bürgerschaft aufgefordert worden, sein Amt und die Stadt zu räumen und hatte nach vergeblichem Sträuben gehorchen müssen. Auf der Fahrt nach Hamburg war ihm, da Telegramme ihm voraus eilten, an einigen Orten ein Empfang bereitet worden, der ziemlich warm, aber durchaus nicht schmeichelhaft war, und der auf einer der Eisenbahnstationen darin bestand, daß dreißig bis vierzig Knaben ihn erwarteten und ihm

Ruthen ins Coupé warfen. Schlimmeres war glücklicherweise verhütet worden. Das Beste an der Sache aber schien uns allen zu sein, daß der preußische Commandeur, Major v. Zimmermann, die Vertreibung des dänischen Beamten nicht gehindert hatte. Als Leisner — so wurde erzählt — ihn um Schutz ersucht, hatte er erwidert, er sei Militär und kümmere sich nicht um Communalangelegenheiten. So berichteten einfache und anscheinend glaubwürdige Leute, und es klang recht befriedigend und vertrauenerweckend. Frau Fama aber hatte es doch nicht für völlig genügend angesehen. Es mußte pathetischer und grandioser klingen, und so wußte denn auch ein anderer Erzähler der Affaire, der Preuße habe dem Polizeimeister auf seine Bitte um Beistand entgegnet: „Der beste Schirm des Mannes ist die Achtung seiner Mitbürger". Mich wunderte, daß der tapfere Major nicht lieber gleich in tragischem Versmaß oder in einer alcäischen Strophe geantwortet haben sollte.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir Kiel, wo ich bei meinem alten Bekannten Kegel im Eisenbahnhotel abstieg, und von wo an die Blätter meines Tagebuchs weiter berichten mögen. Es werden auf den ersten derselben hier und da Anschauungen und Urtheile sein, über die ich jetzt lächle. Man wird mich an Dinge und Personen glauben sehen, denen ich mit der Zeit aus guten Gründen mißtrauen lernte. Der Leser wird finden, daß ich Leute wenigstens gelind verehrte, deren Egoismus unter patriotischer Maske, deren advokatenhaftes Wesen, deren schillernde Politik und deren arge Verblendung wirklich national Gesinnten bald für alle Zukunft eher alles Andere als Verehrung einflößen sollten. Und ebenso das Gegentheil: man wird Stellen begegnen, die Zweifel und Abneigung in Betreff der preußischen Politik und ihres leitenden

Staatsmannes aussprechen und an Ton und Melodie der Klagelieder anklingen, welche die damalige Opposition über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit von Seiten des Berliner Kabinets jahrelang erschallen ließ.

Aber man soll sich nicht klüger machen, als man gewesen ist. Wir alle können lernen an der Erfahrung, uns wandeln und fortschreiten, und wohl uns, wenn wir das wollen. Ich habe es gewollt und freue mich dessen. Wie die Erfahrungen in Amerika mir allmählich aus einem republikanischen Traumleben heraushalfen, so bekehrten mich meine Erlebnisse in Kiel und die dann folgende Beobachtung des Verhaltens der meisten Liberalen mehr und mehr von dem Glauben an die Doctrinen und Phrasen der Fortschrittspartei und ihrer Verwandtschaft, und geraume Zeit schon, bevor die Erfolge Bismarcks weithin leuchtend die Welt über die ungeheuerliche Thorheit seiner Gegner aufklärten, hatte sich diese Umgestaltung meines Denkens und Wollens in der Hauptsache vollzogen.

---

3. Februar. Das gute alte Kiel ist nicht wiederzuerkennen. Die friedlichen Straßen von 1855 schnauben Krieg, und Alles starrt von Waffen. Vor dem Hotel und die halbe Holstenstraße hinauf ein Getümmel von requirirten Wagen, welche der Armee Vorräthe nachschaffen sollen, von Ordonnanzen und Staffetten, von vorbeimarschirenden Regimentern, Gewehrläufe, Bayonnette, Helmbeschläge, Metall bei Metall. Commandorufe, Hornsignale, die Trommeln und schrillenden Querpfeifen, die Trompeten der Reiterei lassen sich hören. Dazwischen Säbelgeklirr auf dem Pflaster und gelegentlich das Hufgetrappel einer Schwadron oder eines Zuges von Küirassieren. Das gesammte Militär trägt um den rechten Arm eine weiße Binde, und der

Messingschmuck der Pickelhauben ist in diesem Feldzuge nicht überschwärzt, was mir nicht recht praktisch vorkommen will, aber um so ritterlicher aussieht, namentlich im Vergleich mit den Tschakos der Kameraden aus Oesterreich, die durch keinerlei glänzende Auszeichnung den feindlichen Schützen ein Ziel bieten.

Im Uebrigen sind die Preußen vortrefflich ausgerüstet. Die Bekleidung ist geschmackvoll, solid und der Jahreszeit angepaßt, das Fußzeug derb und tüchtig. Auch die Pferde der Kavallerie und des Fuhrwesens verdienen Lob; doch ist man freilich erst am Anfange des Krieges.

Im Ganzen machen die Truppen König Wilhelms, mit dem, was ich bisher von den Oesterreichern sah, verglichen, mehr den Eindruck des Gediegenen als des leicht Beweglichen. Ihre Mannschaften sind beinahe durchweg kräftiger gebaut, aber, wie es scheint, auch stärker belastet als die der Alliirten aus dem Südosten. Die Zündnadelgewehre, über zehn Pfund schwer, wie ich höre, wiegen jedenfalls erheblich mehr als die österreichische Muskete. Wäre ich der Däne, so würde ich sagen: Der Himmel bewahre uns vor der Nothwendigkeit eines Angriffs auf ein preußisches Quarré und vor einer Bayonnetattacke oder einer Verfolgung von Seiten der Oesterreicher. Indeß sind das Laienurtheile, und es wird gerathen sein, das Weitere abzuwarten.

Bei den Bekannten, die ich besuchte, hörte ich zu meiner innigen Freude nur Gutes über die Preußen. Man hatte sie öffentlich nicht wie die Bundestruppen mit frohen Mienen, Fahnen und Zurufen empfangen können, obwohl sie vielleicht Besseres zu vollbringen berufen sind als jene, war ihnen aber im Hause um so freundlicher entgegengekommen und hatte dafür bei ihnen Verständniß gefunden. Ueberall lobt man das bescheidene, anspruchslose Betragen und die intelligente Art der

Leute, und auch sonst scheint Preußen durch die Ereignisse der letzten beiden Tage in der öffentlichen Meinung wesentlich gewonnen zu haben. Zwar von Herrn v. Bismarck erwartet Niemand Erfreuliches, und die österreichische Begleitung nimmt sich entschieden bedenklich aus. Aber die Ansprache des Prinzen Friedrich Karl an das Heer, welche rasche Action in Aussicht stellte, der Uebergang über die Grenze Schleswigs, die ersten Schüsse, das schnelle Vorgehen der Preußen bis an die Schlei, der Oesterreicher bis hart vor das Dannewerk, die Ankunft des preußischen Thronerben im Lager der alliirten Armee „für Schleswig-Holstein", die bekannte Thatsache, daß derselbe den Herzogthümern wohlwill und überdieß mit dem Herzog Friedrich befreundet ist, die Annahme, daß man den zukünftigen König nicht wohl für eine antinationale, für eine unreine, für eine faule Sache kämpfen lassen könne, alle diese Dinge wogen jene Bedenken bei überlegsamen Leuten reichlich auf, und was etwa blieb, wurde durch den ersten Kanonendonner und den blutigen Zusammenstoß bei Missunde zerstreut.

Der Himmel verzeih's, und etwaige Leser dieser Aufzeichnungen werden's hoffentlich von vornherein richtig deuten: ich freute mich, von gutunterrichteter Seite zu hören, daß die Verluste der Preußen dort größer gewesen, als Andere hatten Wort haben wollen, und Leuten außer mir scheint es ebenso gegangen zu sein. Denn wie man auch über die Opportunität des Angriffs auf die Missunder Schanzen urtheilen mag, Alles ist wenigstens darin einig, daß es seit gestern keinen Scheinkrieg mehr gilt, und daß es den trotzigen Dänen jetzt wirklich und wahrhaftig an den Kragen geht. Wie man das hier allgemein empfindet, zeigt der Flaggenschmuck der Straßen. Eins mindestens ist nunmehr über allen Zweifel hinausgehoben: die Absicht ist vorhanden, die Anmaßung, die Gewaltherrschaft der Fremden

aus Schleswig hinauszuwerfen. Ob für immer, ob zu Herzog Friedrichs Gunsten, ist damit freilich noch keineswegs festgestellt.

Einiges zu einer günstigen Entscheidung werden die Schleswiger selbst beitragen können. Wenn sie überall wie in Eckernförde und Gottorf in den frischen Fußtapfen der flüchtenden dänischen Bataillone die dänischen Beamten vertreiben und den Herzog, die Verkörperung des Prinzips der absoluten Trennung von Dänemark, ausrufen, so werden vollendete Thatsachen geschaffen, die sich nicht im Handumdrehen, vielleicht gar nicht, wenigstens nicht ohne den Samen zu einer Revolution in die Gemüther zu streuen, rückgängig machen lassen. Eine Eroberung der Herzogthümer zum Zwecke einfacher Annectirung an Preußen, die der Eine und der Andere von Bismarck beabsichtigt glaubt, wünscht hier, soweit ich hören und beobachten kann, niemand, ja es soll das Wort umlaufen: lieber dänisch als preußisch, was mir, wenn es wahr wäre, einfach schändlich vorkommen würde. Uebrigens könnte ein solcher Versuch, dem der Rechtssinn des Königs Wilhelm jedenfalls fern steht, bei jetziger Lage der Dinge, wo er den außerdeutschen Großmächten, der Bevölkerung Schleswig-Holsteins, den Regierungen und der öffentlichen Meinung in den Mittelstaaten, ja einem nicht kleinen Theile der Preußen selbst in gleich unerhörter Weise ins Gesicht schlagen würde, nur von einer Anschauung eingegeben sein, die lediglich für die allerdings sehr bedeutende Stärkung, welche die feudale Partei in Preußen durch Einverleibung eines Landes wie die Herzogthümer gewinnen würde, für alle übrigen Rücksichten irgendwelcher Art aber keine Augen hätte. Wollte man Derartiges, so mußte man es seit Jahren vorbereiten durch eine andere innere Politik, seit Jahren aber und namentlich in den beiden letzten Jahren ist nicht weniger als alles geschehen, um

den Schleswig-Holsteinern wie allen übrigen Deutschen das Gegentheil von der Neigung einzuflößen, dem preußischen Staatsverbande anzugehören. Unter solchen Umständen annectiren wollen, wäre, so dünkt mich, Ungeschick und Brutalität zugleich. Ich denke hier im Sinne der Umgebung des Herzogs und seiner sonstigen hervorragenden Anhänger, soweit ich sie durch Sammer bis jetzt kennen gelernt habe, dem ich als altem Bekannten bald nach meiner Ankunft einen Besuch machte, und der mir wieder zuredete, wenigstens einige Monate in Kiel zu bleiben und seine Politik in der hiesigen und in der südlichen Presse zu unterstützen. Ich konnte nicht zusagen, da ich den „Grenzboten" gegenüber die Verpflichtung hatte, wenigstens etwas vom Kriege zu sehen und darüber zu schreiben, versprach aber später zu versuchen, was sich thun ließe.

Herzog Friedrich scheint hier nicht blos als Träger des Landesrechts, sondern auch persönlich beliebt und verehrt zu sein. Nicht wenig wird dazu die Einfachheit und Schlichtheit beigetragen haben, mit der er hier aufgetreten ist und sich eingerichtet hat. Das Haus, welches er seit seinem Wegzuge aus dem Bahnhofshotel bewohnt, liegt auf der früheren Neuen Straße, die jetzt Friedrichsstraße genannt worden ist, und ist ein hübsches kleines Privathaus von vier Fenstern Fronte und zwei Stockwerken, einem Erdgeschoß und einer Bel-Etage. Zwei hohe Flaggenstangen und Schmuck von Kränzen zeichnen es in der Zeile aus, in der es steht. Das Parterre hat vornheraus zwei einfach möblirte Zimmer, in denen der Herzog Audienz giebt, und wo man nach der Tafel eine Cigarre raucht, hinten einen Speisesalon, in welchem circa zwanzig Personen essen können. Im ersten Stock sind die Wohnstuben des Herzogs, vier an der Zahl, darunter ein Arbeitskabinet, Alles elegant, aber keineswegs reicher als die Wohnung eines wohlhabenden

Privatmannes ausgestattet. Ein Anbau enthält Domestikenstuben, Küche und sonstiges Zubehör. Wie ich höre, hatte vor dem Herzog der dänische Professor Molbech das Haus inne. Die Dienerschaft ist wenig zahlreich: ein Jäger, ein Lakai in Livree, zwei Lohnbediente in Schwarz sind alles, was man davon gewahr wird. Von Equipage, Läufern, Kutschern, Kammerhusaren und dergleichen Volk ist vorläufig nicht die Rede. Die Geschäfte des Ceremonienmeisters und Hofmarschalls versieht der Major Schmidt von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee. Auch die Räthe des Herzogs wohnen für jetzt sehr einfach: Sammwer und Du Plat einige Thüren von ihrem Herrn und Gebieter, Franke im Eisenbahnhotel.

Noch kommen, wie man sagt, fast jeden Tag Huldigungsdeputationen an, und heute Nachmittag sah ich selbst eine solche sich zur Audienz begeben. Es waren biedere Schleswiger aus dem Dänischen Wohld, geschmückt mit hohen Cylinderhüten und bewaffnet mit stattlichen Tabackspfeifen, welche erst aus dem Munde genommen und in die Brusttasche versenkt wurden, als die Herren vor der Thüre des Herzogs angelangt waren.

4. Februar. Die Stellung der Dänen am Dannewerk und östlich von da wird ohne Zweifel in diesen Tagen angegriffen. Schon sind gestern oder vorgestern die Boote der Ellerbecker Fischer in Beschlag genommen und auf Wagen nach Schwansen abgegangen, um zum Brückenschlagen beim Uebergang über die Schlei zu dienen. Sehr willkommen war mir daher das Anerbieten des frühern schleswig-holsteinischen Kriegsministers Jakobsen, mir einen Platz in dem Wagen abzutreten, in welchem er heut Morgen nach Eckernförde abfuhr. Das Wetter war schön, die Luft ruhig, eine helle Sonne sah auf die weiße Winterlandschaft hernieder, als wir über die Kanalbrücke ans Holstein nach Schleswig hinüberfuhren. Die Straße war belebt

von Fußgängern, welche mit umgeschnallten Decken und in hohen Wasserstiefeln der Gegend zuwanderten, welche jetzt der Kriegsschauplatz war. Gelegentlich sprengte ein Dragoner oder Kürassier als Ordonnanz an uns vorüber. Wiederholt trafen wir lange Züge mit Heu, Stroh, Mehl, Brot und andern Vorräthen, die nach Norden gingen, einmal auch eine Anzahl von Fuhrwerken, welche Kranke und Verwundete nach Süden bringen sollten. Zwischen Gettorf und Altenhof passirten wir eine Wagenburg von mehreren hundert Achsen, welche eine weite Koppel einnahm und mit den Gruppen von bunten Reitersleuten, weißen Kürassieren, hellblauen Dragonern, rothen Husaren und dunkelblauen Ulanen und mit den Kochfeuern und Rauchwölkchen in ihrer Mitte ein recht originelles kriegerisches Bild darbot.

Eckernförde fanden wir überfüllt mit preußischem Militär. In allen Hausthüren standen Blauröcke, die Gasthöfe waren voll Offiziere. Ein Mittagsessen zu erobern war äußerst schwierig, fast unmöglich. Noch weniger erreichbar schien es, ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Doch schaffte die Gastlichkeit eines alten und eines neuen Bekannten für Beides Rath.

Während ich im Hause des Kaufmanns Timm bei Tische saß, brachten preußische Reiter fünf Bursche in Civilkleidern ein, welche mit Stricken an einander gebunden waren. Ein ungeheures Hallo der Straßenjugend vor dem Fenster und allerlei Stimmengewirr meldeten, daß es „Spione" seien. Bald nachher neues Rennen am Fenster vorbei und neues Geschrei: „Auf dem Mühlenberg wird Blaunfeld erschossen!" Blaunfeld senior war damit gemeint. Man hatte ihn, einen der verhaßtesten dänischen Vögte in Schleswig, Tags zuvor gefangen in die Stadt transportirt, weil er von den Bauern angeklagt worden, eine preußische Husarenpatrouille durch falsche Weisung in die

Gefangenschaft der Dänen gesandt zu haben. Anderen Angaben zufolge hatte er die Stellung der Preußen zwischen Louisenlund und Missunde ausgekundschaftet und an den Feind verrathen. Jetzt sollte er, so hieß es, den Lohn für solchen Späherdienst erhalten, und das Gerücht hiervon hatte Massen von Soldaten und Volk um die Koppel versammelt, wo die Hinrichtung stattfinden sollte. Indeß blieb es bei dem Gerücht, und allmählich verlief sich die Menge. Dagegen vernahm man von zwölf bis gegen drei Uhr eine lebhafte Kanonade von der Gegend Schleswigs her, bei welcher auch sehr schwere Geschütze mitzuwirken schienen. Es war, wie wir später erfuhren, der Artilleriekampf zwischen den Oesterreichern und den am westlichen Ende der Schlei stehenden Dänen, durch welchen die Batterien der letzteren auf dem Mövenberg und der Freiheit bei Schleswig stumm gemacht wurden.

Nach Tische wurde ein Versuch unternommen, die anderthalb Stunden entfernte äußerste Postenkette der Preußen bei Kosel und Ornum zu besuchen und einen Ueberblick über die dänischen Verschanzungen bei Missunde und über den Schauplatz des letzten Gefechts zu gewinnen, das hier stattgehabt hatte. Vergeblich. Schon auf der Hälfte des Weges erfuhr ich, daß die Wachen Civilisten nur in das Dorf Kosel, aber nicht mehr auf den hochgelegnen Kirchhof desselben ließen, und bei Ornum mein Heil zu versuchen, erschien noch bedenklicher, nachdem mir ein Eckernförder, dessen Bekanntschaft ich zwischen Altona und Kiel gemacht, und dem ich jetzt zu meiner Freude wieder begegnete, die wenig angenehmen Abenteuer erzählt hatte, welche er in der Machtsphäre des Majors v. Krohn erlebt haben wollte.

Wieder nach Eckernförde zurückgekehrt, hörte ich auf dessen Friedhofe die letzten Worte der Rede, mit welcher der Feldpater

eines westphälischen Regiments einen Kanonier der reitenden Artillerie, welcher in dem Treffen bei Missunde gefallen war, ins Grab legte. Der Todte — es war der erste, den ich in diesem Feldzuge sah — lag in seinem Soldatenmantel auf einem Brete. Eine Stückkugel hatte ihm die ganze rechte Brust eingeschlagen, sodaß die Lunge zu sehen war. Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine standen um die offene Grube. Ich hörte die Worte des Geistlichen: „Du, unser Bruder, liegst nicht in fremder Erde, sondern in deutschem Boden, und Du bist für die Befreiung deutschen Landes gefallen". Ein Unteroffizier sah sich nach mir um und sagte, Thränen in den Augen: „Hörten Sie das? War das nicht eine schöne Rede?" — Ich nickte, nahm seine Hand und drückte sie. — „Ja", fuhr er fort, als wir dem Todten seine drei Würfe Erde mitgegeben, „dießmal wird's anders, das mögen Sie glauben. Unsere Prinzen werden sich nicht mißbrauchen lassen, und auch unser König ist der guten Sache gewogener, als die Holsteiner meinen".

Abends waren wir im großen Saale der „Stadt Hamburg", wo ein buntes, fröhliches, zuletzt etwas wildes Treiben herrschte. Allerlei preußische Uniformen, jüngere und ältere Offiziere beschäftigten sich mit der Einnahme von Flaschenbatterien, Champagnerpfropfen knallten statt der Kanonenschüsse, Rothwein floß statt des Blutes. Verschiedene Civilpersonen, unter andern Rittmeister Hansen von der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee, Kabinetsrath Tempeltey aus Coburg oder Gotha, D. Mahler, Correspondent der „Nationalzeitung" vom Kriegsschauplatze, saßen unter den Herren Militärs, erzählten und ließen sich erzählen. Hauptthema war natürlich noch immer der Angriff auf die Missunder Schanzwerke, der allen Berichten nach nicht die Erstürmung dieser Befestigungen, sondern nur eine Demonstration zur Ablenkung der Aufmerksamkeit des

Feindes von der Stelle, wo die Entscheidung gesucht werden sollte, zum Zwecke gehabt hatte. Details in Menge wurden berichtet, alle aber vereinigten sich darin, daß diese jungen Soldaten, die bisher noch keine ernstlich gemeinte Kugel pfeifen gehört und noch kein Schlachtenblut gesehen, sich mit lobenswerther Unerschrockenheit geschlagen und jede ihnen anbefohlene Bewegung trotz heftigen feindlichen Feuers mit schulgerechter Präcision ausgeführt hatten.

„Superb"! sagte mir ein entzückter Premierleutnant, „das stärkste Feuer von den Schanzen — aber wie auf dem Exercierplatze, versichere ich Ihnen, wie auf dem Exercierplatze".

Genommen worden waren die dänischen Batterien freilich nicht, und für einen bloßen Stoß nach dieser Seite hin wollten Manchem die preußischen Verluste etwas zu groß vorkommen. Auch sonst regte sich die Kritik in Betreff einzelner Anordnungen.

„Wir haben stark verloren", hörte ich einen Offizier von den Sechzigern äußern, „und doch haben wir keinen Schuß gethan, ja den Feind nicht einmal gesehen".

„Ein Anderer fand es ärgerlich, daß Batterien, welche nicht zum Feuer gelangt waren, Pferde und Mannschaften eingebüßt hatten, und wollte vor Allem die Aufstellung von Geschützen längs der Straße tadeln, weil die Dänen die Distanz letzterer von ihren Schanzen genau wissen gekonnt.

Wieder eine andere Stimme meinte, vierundsiebzig Kanonen zu einer bloßen Demonstration oder Finte wären ein wenig reichlich, wenn nicht mit losem Pulver geschossen würde.

Ich lasse die Begründung dieser Reflexionen dahin gestellt und verzeichne sie nur beiläufig als leichte Schatten in dem Bilde und in der Meinung, daß Offiziere von weiterem Blick als ihn der Subalterne haben kann, vielleicht an jenen Dispositionen nichts auszusetzen gewußt hätten.

An Quartier im Gasthause war kaum zu denken. Doch war für mich, wie bereits notirt, anderweitig gesorgt. Die neuen Bekanntschaften setzten sich, als die Gesellschaft im Saale sich nach Mitternacht allmählich verzogen, Stühle zusammen, construirten sich aus ihnen, dem Reisesack, der als Kopfkissen dienen mußte, einem Pelz oder einem Mantel, der zum Unterbett ernannt wurde, und einer wollnen Decke, wie man sie im Winter auf Eisenbahnen mit sich führt, eine Schlafstätte. Einer der Herren, welcher ein Stübchen mit Bett für sich erlangt, hatte dafür drei Thaler zu zahlen, etwa das Sechsfache des gewöhnlichen Preises.

7. Februar. Daß Freitage unglückliche Tage sind, wußte ich. An irgend einem Freitag meines Lebens aber quasi Kriegsgefangner zu werden, hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch greifen wir der Entwickelung der Dinge nicht vor.

Aus den Gesprächen der Offiziere vom Donnerstag Abend und noch mehr aus der Wegschaffung der Eckernförder Fischerboote in der Richtung nach Kappeln hin, welche nach Einbruch der Dunkelheit stattgefunden, war zu entnehmen gewesen, daß am Tage nachher der Uebergang über die Schlei versucht werden würde, welcher der Uneinnehmbarkeit der Dannewerksstellung ein Ende machen sollte. Diesem Uebergang beizuwohnen und dann der Armee durch Angeln nach Flensburg zu folgen, war für uns kaum möglich. Wir beschlossen daher vorgestern, zunächst die Tour nach Missunde von neuem zu versuchen, und, wenn sie wieder verwehrt sein sollte, uns nach dem linken Flügel der alliirten Armee zu begeben.

Der Morgen war ziemlich rauh, die Tags vorher zu tiefen Kothbächen aufgethauten Straßen waren wieder gefroren, und zu dem Schnee, der rings die Felder bedeckte, fiel in großen Flocken neuer vom Himmel. Es mochte gegen neun Uhr sein,

als wir, zwei Eckernförder Bekannte, D. Tempeltey und ich, die Stadt auf der nach Schleswig führenden Chaussee verließen. Ein fünfter Begleiter kehrte an den letzten Häusern plötzlich um, entweder, weil ihm die Erzählung der Schicksale, die unsere beiden Eckernförder bei dem gestrengen v. Krohn betroffen hatten, Bedenken erweckte, oder weil er eine Ahnung von dem hatte, was uns bevorstand. Wir andern mußten bald Halt machen, da uns eine lange Colonne preußischer Truppen und Geschütze entgegenkam, welche die ganze Breite der Landstraße füllte. Die kräftigen Gestalten, die blinkenden Pickelhauben und Bayonnette, das ganze frische Wesen der Leute gefielen. Sehr hübsch putzte der Schnee, der an ihnen haftete, diesen Ausschnitt aus dem eigenthümlichen Bilde eines Winterfeldzugs. Singend, zum Theil grüßend zogen sie vorüber und verschwanden zwischen den Hecken, welche den Weg nach Kappeln zu beiden Seiten einfassen.

Wir schritten munter in der Richtung von Schleswig weiter, erfuhren in der Nähe von Grasholz, daß jetzt nicht blos der Zutritt zum Kirchhofe von Kosel, sondern auch der Eingang ins Dorf selbst von den Preußen gesperrt, also an einen Abstecher in der Nachbarschaft von Missunde nicht zu denken sei, und setzten unter diesen Umständen den Weg auf der Chaussee nach Schleswig fort, um den Oesterreichern bei Oberselk und Fahrdorf einen Besuch abzustatten.

Zwischen Schnab und Birkensee trafen wir rechts von der Straße ein kleines Lager preußischer Infanterie. Auf einer schneebedeckten Koppel brannten ein paar Dutzend Feuer, um welche auf Stroh Gruppen von Soldaten saßen oder lagen. Die Gewehre waren zum Theil in Pyramiden zusammengestellt. An einer Stelle schenkte ein Marketender Kaffee aus. Wir erfuhren, daß diese Mannschaften schon die dritte Nacht im Freien

bivouakirt hatten. Weder die gute Laune noch die Gesundheit der Leute schien darunter gelitten zu haben, dagegen waren die Knicks, die Koppelthore, die Scheuerpfähle und anderes zur Feuerung verwendbare Eigenthum der benachbarten Höfe übel dabei gefahren.

In Fleckeby, dem nächsten größeren Orte, zeigte man uns links von der Chaussee in einem geschmackvoll gebauten Landhause die bisherige Wohnung des Hardesvogts Blaunfeld. Die Vorhänge waren niedergelassen, mehrere der Fenster mit Läden geschlossen. Knaben brachten mit Jubelgeschrei die Rudera der weiß und roth angestrichnen Stange geschleppt, auf welcher bisher vor dem Hause zum Aerger der Ortsbewohner der Dannebrog geweht hatte. Ein Stück weiterhin, vor dem Gasthofe des Dorfes, flackerte ein Feuer. Wir fragten, was es bedeute.

Die Antwort der Jungen war: „Blaunfeld syn däniſche Stange werd afbrennt".

Es war wirklich so. Ein Mann zersägte emsig die von den Knaben herbeigeschafften Stücke des Flaggenmastes und erwiderte, als ich meinte, der große Holzhaufen brauche am Ende nicht so verwüstet zu werden, und man könne sich drei Wochen lang seine Suppe dabei kochen: von solchem Holze wolle er keine Suppe gekocht haben, und das „Tüg" müsse öffentlich und unter freiem Himmel verbrannt werden „as en Schand und Swinerie". Wischte sich darauf mit der verkehrten Hand den Schweiß von der Stirne, schob einen neuen mit Theer getränkten Strohwisch unter die Fragmente der Fahnenstange und sägte dann tapfer weiter, als ob es die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark zu zersägen gälte.

Der hier stationirte preußische Dragoneroffizier sah dem Autodafé gleichgültig zu, die Soldaten zündeten sich daran ihre Pfeifen an, und wir folgten mit unseren Cigarren ihrem Beispiel.

Im Gasthause wurde gefrühstückt. Dann brachen wir auf, um nach dem Rathe des Wirths nicht, wie bis dahin unser Plan, auf der Chaussee bis Fahrdorf, sondern, beim letzten Hause Fleckebys links abbiegend, nach Esprehm und von dort nach Oberselk zu gehen. Der Dragoneroffizier erwiderte auf unsere Frage, ob es erlaubt sei, weiter vorzudringen, das könne er nicht sagen; wir möchten getrost bis zu den letzten Vedetten gehen und zusehen, ob die uns durchließen.

Die letzten Vedetten — es waren zwei preußische Dragoner, die beim Chausseehause von Fleckeby postirt waren — ließen uns ohne Einspruch weiter gehen. Wir wanderten, die große Straße verlassend, auf dem von Knicks eingeschlossenen Wege nach Esprehm weiter. Nachdem wir ungefähr vierhundert Schritte zurückgelegt, kam uns ein österreichischer Offizier zu Pferde, hinter dem drei Windischgrätz-Dragoner in weißen Mänteln ritten, entgegen, der uns fragte, wie weit es noch bis Fleckeby sei. Wir erwiderten: einen Büchsenschuß, und er hatte sonst nichts zu erinnern. Noch einige hundert Schritte weiter erschienen vor uns auf der Höhe des bergan führenden Weges plötzlich die Bayonnette und Federhüte österreichischer Jäger, erst einige, dann mehr, bis wir endlich inne wurden, daß wir ein ganzes Bataillon vor uns hatten, und daß dem Bataillon ein Regiment Linieninfanterie, eine Batterie und mehrere Schwadronen Dragoner folgten — eine Truppenkolonne, die sich wie eine lange graue Schlange, von Bayonnetten blinkend, lautlos zwischen den schneebedeckten Hügeln und über dieselben hinwand. Es war die Brigade Dormus, ein Theil der großen Truppenbewegung von Westen nach Osten, durch welche die Stellung der Dänen am Dannewerk umgangen werden sollte.

Nachdem wir an den ersten Jägern vorübergeschritten, be-

gegneten wir einem zweiten berittenen Offizier. Derselbe fixirte uns einen Augenblick und fragte dann:

„Wo kommen die Herren her?“

„Von Fleckeby“, war unsere Antwort.

„So bringen Sie“, hieß es darauf zu unsrer nicht geringen Verwunderung, indem der Offizier sich an einen Korporal wandte, „die Herrschaften dahin, wo die andern sind“.

Der Korporal führte uns, nachdem er zwei Mann hinter uns postirt, in den Zwischenraum zwischen dem Jägerbataillon und dem Musikchor der Linieninfanterie, wo wir vier andere Herren vom Civil antrafen, welche ein Stück weiter westlich angehalten und mitgenommen worden waren. Sie lächelten verlegen, als sie unsrer ansichtig wurden, und wußten so wenig wie wir, was das bedeuten sollte.

Ich dachte zunächst, man wolle uns als Wegweiser benutzen; denn ich fand, daß die kaiserlichen Offiziere nicht genügend mit Karten versehen waren. Dann präsentirte sich aus der Erinnerung das Bild der Tags vorher in Eckernförde eingebrachten Spione, dahinter der Schatten eines schnurrbärtigen Kriegsgerichts und weiterhin ein Sandhaufen. Doch nur für einen Augenblick. Wir hatten, wenn wir gefehlt, jedenfalls unwissentlich gefehlt. In Fleckeby würde man uns — so stellte ich mir die nächste Zukunft vor — in das Gasthaus bringen, uns nach Namen und Herkunft befragen, — die schöne sächsische Paßkarte in meiner Brusttasche würde ihre Wirkung thun, auch die Begleiter würden sich ausweisen, und man würde uns mit einer Entschuldigung, so respektable Leute einen Augenblick angezweifelt zu haben, in Gottes Namen gehen lassen.

Ungefähr das Gegentheil von dem Allem war der Fall. Das Jägerbataillon — es war das 22. — marschirte durch

Fleckeby hindurch und bis in die Nähe von Holm, wo es Halt machte und in eine Koppel ging, um ein paar Stunden zu rasten. Die Infanterie — es war das Regiment Khevenhüller — blieb in der Nähe von Fleckeby zurück. Uns ließ man mit unsrer Wache auf der Chaussee neben dem Ackerstück stehen, auf welchem die Jäger sich gelagert. Die Wache, die jeden unsrer Schritte im Auge hatte, deutete an, der General werde über uns entscheiden.

Ein Offizier, an den sich einer von unsern Eckernfördern wandte, um ihm seine Unschuld auseinander zu setzen, erwies sich als der unrechte Ort für solche Appellation. Es wäre, so erwiderte er, freilich etwas unbequem, in dem schneidenden Winde lange auf der Straße stehen zu müssen, aber sie hätten drei Tage desgleichen gethan. Es gäbe viele Spione in der Gegend — erst gestern hätten sie etliche erschossen, und man könnte nicht wissen — — übrigens wäre es zwar recht löblich, wenn die Herren „Zuschauer" (die Schlachtenbummler waren damals noch nicht erfunden), wie der Frager behauptet, sich durch Wegtragen von Verwundeten bei Gefechten nützlich machen wollten, aber es gäbe auch ein Sprichwort: „Wos deinis Omts nicht ist, do loß deinin Vorwitz". Im weiteren Verlaufe seiner Rede setzte der witzige Leutnant diesem neuen und artigen Sprichworte noch das ebenso neue, artige und tröstliche: „Wer sich in Gfohr begiebt, kommt holt dorin um", passend zur Seite und überließ uns dann unsern Betrachtungen. Ein recht „gemüthlicher" Oesterreicher!

Ich gelangte durch Meditiren jetzt bald zu dem Resultate, daß man uns nicht als verdächtig, sondern nur deshalb festhielt, damit wir nicht zur Verbreitung der Kunde von der großen Bewegung gegen die mittlere und östliche Schlei beitragen sollten, und nur, daß wir über die Vorpostenkette hinaus-

gerathen waren, machte noch einige Sorge. Indeß hatte man uns preußischerseits nicht davon abgehalten, und so sahen wir der Ankunft des Herrn Generals weniger mit Bangen als mit Sehnsucht entgegen. Derselbe ließ jedoch über eine Stunde auf sich warten, und wir hatten inzwischen reichliche Gelegenheit, zwischen den uns umgebenden österreichischen Soldaten und den am Morgen gesehenen preußischen Bataillonen Vergleichungen anzustellen.

Diese Vergleichungen konnten in der früher gewonnenen Ansicht über die Natur der beiden Heere bestärken. Die Preußen erschienen strammer, solider, kerniger; die Oesterreicher leichter und beweglicher, die Jäger namentlich fast zuavenhaft. Aber auch noch eine andere Beobachtung drängte sich mehr und mehr auf. Diese Musketiere, Jäger und Reiter der Kaiserlichen hatten nur wenige deutsche Physiognomien unter sich, die Mehrzahl von denen, die ich sah, gehörte ganz besonders häßlichen östlichen Racen an, und wiederholt stieß ich auf Gesichter, die an die Beschreibungen der Hunnen erinnerten, während unter den Preußen und zwar unter Brandenburgern wie Westphalen, nur sehr selten ungermanische Züge, häufig der reinste deutsche Typus und — hier war allerdings an das Institut der einjährig Freiwilligen zu denken — ungemein oft ein selbstbewußtes, intelligentes Wesen und Gebahren auftraten, welches letztere unter den österreichischen Kriegsleuten nur hier und da bei Unteroffizieren zu bemerken war. Unter den Kaiserlichen war der Einzelne, wie mir vorkam, weit mehr Glied der Masse des Regiments oder Bataillons, unter den Blauröcken des Königs Wilhelm trotz der Disciplin und Montur Individuum.

Unsere Geduld war bei dem scharfen Winde, der über die Chaussee herstrich, so ziemlich auf dem Gefrierpunkt angelangt, als endlich der grüne Federbusch des Generals Dormus lang-

sam von Fleckeby her auf uns zukam. Neben ihm ritt ein Adjutant in einem langen ungarischen Pelze, hinter beiden ein preußischer Kürassierleutnant mit zwei Mann seiner Schwadron. Ich gehe wohl nicht irre, wenn ich vermuthe, daß jeder von uns acht Herren eine kleine Rede auf der Zunge hatte, kurz, wie sichs dem Militär gegenüber ziemt, wohlstilisirt, über die Personalien des Sprechers vollkommen befriedigendes Licht verbreitend. Aber wie kurz jede dieser Explicationen auch sein mochte, nicht einmal dazu gab uns das grausame Oesterreich Gelegenheit. Der General hielt sein Pferd vor uns an, fragte sich selbst laut: „Wie viele sinds?" zählte uns mit dem Zeigefinger ab: „Eins, zwei, drei — — acht", drehte sich nach dem Kürassierleutnant um und sagte: „Ich übergebe sie Ihnen", womit dieser Akt der Tragikomödie ein Ende hatte.

Unsere Anhaltung war in der Ordnung, aber der Herr General hätte schwerlich gegen die Ordnung und ganz gewiß nicht gegen die Gebote der Humanität gefehlt, wenn er die Güte gehabt hätte, uns mit zwei Worten zu sagen, daß die Maßregel eine Nothwendigkeit, keine Strafe sei, und daß sie von kurzer Dauer sein werde.

Wir waren jetzt in aller Form Gefangne. Der Leutnant — er und seine Leute waren vom 4. westphälischen Kürassierregiment — ritt vor, commandirte: „Pistol auf!" zog selbst einen kleinen Revolver aus der Halfter, zeigte ihn uns mit möglichst martialischem Blick und sagte: „Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Leute für den Fall, daß einer von Ihnen Anstalt macht, sich zu entfernen, Befehl haben, auf ihn zu schießen". Der möglichst martialische Blick war in Wirklichkeit nicht sehr martialisch. Unser Leutnant — er führte den zarten Namen v. Lilien — war im Gesicht wie Milch und Blut, und mir wollte fast scheinen, als ob sich unter

dem kleinen blonden Schnurrbärtchen eher so etwas wie ein unwillkürliches Lächeln als der Ausdruck blutdürstiger Energie herum bewege. Urkomisch kam mir daher unsere Situation vor, als wir zwischen den gepanzerten Reitern auf der Chaussee weiter marschirten.

Ungefähr tausend Schritte von der Stelle, wo General Dormus uns so kurz abgefertigt, bog der Leutnant von der Straße nach dem Dörfchen Holm ab. Wir hinterher, die Pistolen der beiden Kürassiere im Rücken. Bei einem der ersten Häuser wurde Halt gemacht. v. Lilien stieg ab, führte uns über die mit Stroh bestreute Tenne in die Dörns des Hofbesitzers und stellte uns an die Thür eine Wache, welche auf ihr Pistol ein Zündhütchen auffetzen mußte.

Einer der Herren versuchte mit dem Offizier zu parlamentiren, natürlich ohne Erfolg. Doch erlangten wir von dem letzteren die Zusage, er werde ohne Verzug zu seinem Kommandeur, Oberstleutnant v. Schmidt, nach Kosel reiten und uns bei demselben melden. Vielleicht gäbe derselbe uns frei. Einen Moment waren wir sogar nahe daran, aus der dumpfigen, ärmlichen und ziemlich schmutzigen Bauernstube in die Wohnung des benachbarten Müllers umquartiert zu werden. Einer unsrer Gefährten, ein Herr Roß, Bruder des Philologen und früher hier als Gutsbesitzer angesessen, berief sich auf den Müller, derselbe wurde geholt und erkannte ihn sofort als ehemaligen Nachbar, und der Leutnant schien nicht abgeneigt, uns zu Herrn Risum — so hieß der Besitzer des Mühlengutes — übersiedeln zu lassen. Indeß zerschlug sich das Projekt, ich weiß nicht, woran, der Offizier ritt weg, und als er wiederkam, hatte er zwar unser Befreiungsdekret nicht mitgebracht, wohl aber eine Hiobspost, die um so verdrießlicher war, als sie erst

wie die Erfüllung unseres zuletzt erwähnten Begehrens lautete, dann aber mit einer Enttäuschung endete.

„Es thut mir leid, meine Herren", hub der Leutnant an, „es thut mir wirklich leid. Aber ich muß Sie in die Mühle bringen. Es sind noch Zwanzig draußen, und die haben hier nicht Raum".

Wir suchten unsere Siebensachen zusammen, folgten dem Offizier vor das Haus und sahen hier in der That einen Trupp anderer in Haft Genommener. Man führte uns aber dann nicht, wie wir gehofft, in die behagliche warme Müllerwohnung, sondern in die seitwärts von ihr gelegene halbverfallene Wassermühle, wo die Kaiserlichen, die wir kurz vorher von unserm ersten Haftlokale aus in langen Reihen hatten vorüberziehen sehen, uns wieder in Empfang nahmen, uns zwei Posten mit geladnem Gewehr und aufgepflanztem Bayonnet vor die Thür stellten und uns im Uebrigen unsern Sternen überließen.

Wir waren vom Pferde auf den Esel gekommen. Die Mühle war ein altes Gebäude voller Löcher und Risse. General de Meza*) mit seiner Scheu vor Zugluft hätte sich bei ihrem bloßen Anblick auf den Tod erkältet. Auch die neuen Leidensgefährten waren anfänglich nicht nach unserm Geschmack, und so stiegen wir ursprünglichen Acht, während sie im Erdgeschoß neben dem Triebwerke der Mühle Platz nahmen, nach einer Art Bodenraum hinauf und etablirten uns daselbst im eigentlichsten Sinne als Oberhaus der Versammlung. Auf den Dielen lag hier ein Haufen „Kaff", d. h. Hülsen von Buchweizengrütze, welche, wenn es uns beliebte, die parlamentarischen Wollsäcke vertreten konnte. Von den Dachsparren hingen lange weiße

*) Der damalige Generalissimus der in Schleswig stehenden dänischen Armee, ein etwas wunderlicher Kriegsmann.

Spinnweben herab, in die sich Mehlstaub gesetzt hatte und die sich zur Noth als Draperien ansehen ließen. Ein schmales Fensterchen ohne Glas und Rahmen gewährte Aussicht auf den Hof des Mühlengutes und ein Stück des Dorfes Holm.

Anfangs war ein Theil des Unterhauses, d. h. der zwanzig unten einquartierten Herrschaften, noch ziemlich hoffnungsvoll, und wiederholt versuchte man mit Hülfe vorübergehender Offiziere Unterhandlungen wegen sofortiger Freigebung anzuknüpfen. Der Müller wurde als Gesandter an den General abgeschickt, um für diesen Zweck zu wirken. Berathungen tumultuarischer Art wurden wegen einer Deputation beider Häuser an denselben gepflogen. Alles ohne Ergebniß: der Herr General, hieß es, habe keine Zeit, weder zum Empfang des Gesandten noch der Deputation.

So kam die Dunkelheit, und jetzt wäre eine Entlassung von wenig Werth gewesen, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer Arretirung an andrer Stelle geendigt haben würde. Man machte sich daher bereit, eine Nacht hier zuzubringen. Müller Risums Knecht besorgte für Geld und gute Worte einige Schütten Stroh, wie er vorher jedem der Mitglieder des Oberhauses eine Tasse warmen Kaffees besorgt hatte. Als Kopfkissen diente der Haufen Kaff, und wenn die Kälte nicht einschlafen ließ, so gab es verschiedene Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Blickte man unten zur Thür hinaus, so bot sich ein seltsames Schauspiel dar. Auf der Koppel hinter dem Dorfe lagerten die Schwadronen der Windischgrätz-Dragoner. Hoch loderten die rothen Wachtfeuer auf dem weiten weißen Schneefelde. Schwarze Schatten umstanden sie in Gruppen. Andere Schattengestalten führten Silhouetten von Pferden an ihnen vorüber. Durch das leise Gemurmel des Lagers schmetterte bisweilen ein Trompetensignal.

Auch im Innern unseres Gefängnisses fehlte es nicht an Zeitvertreib. Nachdem man sich in sein Schicksal gefunden, herrschte unter den Mitgliedern des Hauses der Gemeinen viel gute Laune. Ein Seemann aus Kiel spielte bald in Hochdeutsch, bald in Platt den Lustigmacher der Gesellschaft, und manche seiner Possen waren in der That recht drollig. Dazwischen ertönte Gesang, erst „Schleswig-Holstein, meerumschlungen", dann, von einer empfindungsreichen Stimme vorgetragen, die nicht zu wissen schien, wie komisch sie unter den obwaltenden Umständen wirkte, „Freiheit, die ich meine", zuletzt gar: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang".

Es war inzwischen kälter und immer kälter geworden, und Vielen schien es wie mir zu gehen: sie vermochten vor Frost nicht zu schlafen. Doch wurde auch das mit Humor getragen. „Du zitterst ja", hörte ich einen Mitleidigen unter mir zu seinem Schlafgenossen im Stroh sagen. — „Ach nein", war die Antwort, „ich mache mir blos ein bischen Bewegung". Nach Mitternacht brachten Soldaten einen neuen Gefangnen ein. „Nix da", rief ihm eine Baßstimme entgegen. Muß erst über ihn ballotirt werden; denn wir sind eine geschlossne Gesellschaft" — ein Spaß, den Ober- und Unterhaus mit allgemeinem Gelächter approbirte.

So graute endlich der Morgen. Die Gefangenschaft, die man sich bisher als ziemlich vergnügliches Abenteuer hatte gefallen lassen, fing an, langweilig zu werden. Die Ungewißheit über die Zeit unsrer Freigebung quälte Jeden mehr oder minder. Von Toilettemachen war nicht die Rede, von dem gewohnten respectablen Frühstück ebenso wenig. Ich hätte von dem, was des Müllers gutherzige Sorge nach dieser Richtung hinlieferte, da man unten darum ein nicht gerade gelindes Ringen zu bestehen hatte, vermuthlich nichts bekommen, wenn der eine der

Eckernförder nicht die dazu erforderliche Energie für mich mit besessen hätte. So gelang es, eine halbe Tasse schwarzen Kaffee von der zweiten oder dritten Auflage und bald darauf noch einige Schlucke warme Milch zu erbeuten. Habe Dank dafür, Tonis Kruse, mein Rabe, und ebenso für die vier Kartoffeln in Montur, welche Du mir als zweites Frühstück eroberteſt, und die wir uns mit den Zähnen und Fingern schälten. Sie waren ein hochwillkommenes Gericht, und wir ließen uns ihren Wohlgeschmack nicht verbittern, als der Neid uns auf die Schultern klopfte und in den Hof hinabsehen ließ, wo sie — doch wohl für den beim Müller einquartierten General — einen fetten Truthahn ins Haus trugen und aus dem Küchenwagen die nothwendige Weinbefeuchtung dazu holten.

Andere Bilder am Fenster waren österreichische Graumäntel, die im Dorfe umherschlichen, um Holz und vielleicht gelegentlich auch einen Braten für ihr Wachtfeuer zu erspähen. Einmal sah ich drei Burschen von der Infanterie ein ganzes Scheunenthor bringen. Andere kamen beladen mit Heckpfählen, Giebelbrettern und Zaunstecken. Einmal bemerkte ich, wie einer der Kaiserlichen ein Kaninchen einfing und mit einem Schlag ins Genick tödtete. Dem Bauer Tietgens, bei dem wir zuerst einquartirt gewesen, hatten sie alles Holzwerk, soweit es nicht niet- und nagelfest, aus seinem Gehöft entführt, und auch von dem Geflügel des Dorfes soll manches Stück verschwunden sein.

Werfen wir deshalb nicht zu große Steine auf die guten Jungen. Erstens steckt dem österreichischen Kriegsmann der Landsknecht noch mehr oder weniger in den Gliedern. Dann waren die Leute wohl meist aus Gegenden gebürtig, wo die Vorstellungen von Mein und Dein noch in der Abklärung begriffen sind und die Menschheit überhaupt noch mit der Selbstorientirung beschäftigt ist. Ferner ist zu beachten, daß diese

Ruthenen, Slowaken, Kumanier u. s. w. jedenfalls der Ansicht waren, in Feindesland zu sein. Endlich und vor Allem entschuldigte diese kleinen Plünderungen die starke Kälte, die das Kampiren im Freien sehr unbequem machte. „Schaun's, Noth bricht holt Eisen", würde unser artiger und sprichwörterreicher Leutnant vom Tage vorher sich über die Sache ausgedrückt haben. (Und da hätte er, wie ich jetzt, besser über das, was Krieg heißt, unterrichtet, hinzufüge, ganz Recht gehabt. Der Soldat nimmt sich das, was er zu Erhaltung der Kräfte bedarf, mit denen er dem Kriegszwecke dient, ohne Weiteres, wenn es ihm von der Bevölkerung nicht freiwillig geboten wird, und Lebensmittel und Feuerung gehören dazu in erster Reihe. Er nimmt sich das von Rechtswegen — bei den Preußen ebenso wie bei den Oesterreichern, und die obige Betrachtung des Tagebuches beweist nur, daß wir noch nicht wußten, was Krieg bedeutet, und daß uns „deutsches Bruder" aus Oesterreich nicht recht sympathisch war.)

Wiederholt waren Ordonnanzen und Adjutanten auf dem Hofe erschienen, um dem General Meldungen zu überbringen. Mehrmals hieß es, jeden Augenblick sei das Alarmsignal zu erwarten. Die Dragoner im Lager draußen hielten ihre Pferde gesattelt. Auch in unserm Gehöft bereitete man sich offenbar zum Aufbruche vor. Plötzlich — es war gegen elf Uhr — sprengte ein preußischer Dragonerоffizier heran und rief den Oesterreichern zu:

„Die Preußen sind über die Schlei gegangen — die Dänen haben das Dannewerk geräumt!"

Das war eine doppelt frohe Botschaft. Sie bedeutete die Befreiung ganz Mittelschleswigs und zugleich die unsrige. Eine kleine halbe Stunde noch, dann wurde die Wache vor unsrer Thür weggezogen, und nach weiteren zehn Minuten erschien

der General — es war nicht der vom Mittag vorher, sondern ein großer, wohlgenährter, gutmüthig aussehender Herr — um uns zu entlassen, was er vermittelst einer kleinen Rede ins Werk setzte. „Es thut mir leid, meine Herren", begann er, daß ich S' hab' einsperren müssen. Allein, 's ist halt so Kriegsgebrauch, und vielen Andern auf der ganzen Linie ist's nicht besser ergangen".

Letzteres war vollkommen richtig; denn in Fleckeby hatte man ebenfalls gegen dreißig Civilpersonen saisirt, und in Kosel sowie bis nach Kappeln hin waren gleiche Maßregeln verfügt und selbst an solchen vollzogen worden, die für Kranke nach der Apotheke gewollt hatten.

Man fragte, was für Fortschritte die Kaiserlichen in den letzten Tagen gemacht, und erhielt Auskunft. Es wären verschiedene Vorwerke der dänischen Hauptstellung bei Schleswig genommen worden, eine kleine Schanze, der Königshügel bei Oberselk, doch hätten die Truppen auch beträchtliche Verluste — der General sprach von mehr als fünfhundert Mann — dabei erlitten.

Auf unsere Erkundigung, wohin wir jetzt gehen sollten, lautete der Bescheid: „Wohin Sie Lust haben. Dahin, dorthin, jetzt Alles einerlei. In einer Stunde breche ich nach Missunde auf, und wenn Sie wollen, können Sie mir folgen".

Wir ursprünglichen Vier, die wir Tags vorher zusammen von Eckernförde ausgezogen waren, fanden es interessanter, das befreite Schleswig aufzusuchen. Die meisten Uebrigen schienen des Feldzugs überdrüssig zu sein und sich sobald als möglich in die Heimath zurückbegeben zu wollen. Die Nacht in der Mühle war in der That geeignet gewesen, Wißbegier und Enthusiasmus einigermaßen abzukühlen. Dennoch konnte die Gesellschaft sich nicht auflösen, ohne daß eine gute Seele unter den Be-

freiten dem General ein Hoch ausbrachte, in welches die Mehrzahl mit Hüteschwenken einstimmte. So sind die Deutschen. Wie hier im Kleinen, so im Großen.

Bevor ich die weiteren Aufzeichnungen über meine eignen Beobachtungen während der ersten Kriegswoche folgen lasse, möge die Mittheilung eines Kieler Bekannten über den Uebergang der Preußen über die Schlei eine Stelle finden — nicht als Beitrag zur Kriegsgeschichte, wohl aber als eine Erinnerung an die zweifelerfüllte, mißtrauische Stimmung, welche in dieser Zeit die Mehrzahl der Holsteiner, auch viele Wohlgesinnte, allen Schritten der Preußen gegenüber erfüllte und die ärgsten Dinge für möglich, ja wahrscheinlich zu halten im Stande war. Mein Berichterstatter schrieb mir:

„Mittwoch, den 3. in Eckernförde angekommen, war ich bis gegen elf Uhr Morgens des strömenden Regens halber außer Stande, etwas zu unternehmen. Auch gingen die Ansichten Aller, selbst der Militärs, soweit auseinander, daß der rechte Punkt, auf dem etwas zu sehen und zu erleben, nicht wohl zu errathen war. Gegen die zwölfte Stunde klärte sich der Himmel, und als der Regen aufgehört, schlenderte ich durch die Straßen, zunächst nur, um nach den unbehaglichen Stunden, die ich in dem mit Tabaksqualm erfüllten Saale des Gasthofs verlebt, etwas frische Luft zu schöpfen. Da sehe ich draußen am Mühlenberg den Kieler Hafenmeister mit den Booten, welche zum Uebergang über die Schlei benutzt werden sollten, den Weg nach Osten einschlagen. Wo die hingehen, dachte ich, muß jedenfalls Wichtiges beabsichtigt sein, und so war mein Entschluß rasch gefaßt: ich folgte ihnen. Bald erfuhr ich, daß das Gut Maasleben, eine starke

Meile südlich von Arnis, der nächste Bestimmungsort der Wagen mit den Booten sei, und ich richtete meinen Marsch darnach ein.

Am Donnerstag blieb Alles ruhig. Die Boote mit ihrer Begleitung waren, eine Patrouille von Husaren ausgenommen, die in Sieseby lag, um die Bewegungen des Feindes am südlichen Schleiufer zu beobachten, meines Wissens der am Weitesten vorgeschobene Posten.

Am Freitage früh heftiger Schneefall. Zwischen elf und zwölf Uhr fing es an, in der Gegend lebendig zu werden, indem die ersten Pickelhauben von Eckernförde eintrafen, und bald folgten mehr, Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, ein Artilleriepark nach dem andern, desgleichen Munitionskolonnen und der ganze ungeheure Train und Troß, der zu dem Corps gehörte.

Ununterbrochen dauerte der Vorübermarsch der Soldaten fort bis gegen vier Uhr. Zwei Stunden später waren die letzten Truppen in der Nähe der beiden Orte aufgestellt, wo der Uebergang stattfinden sollte. Schrägüber von dem Fischerdorfe Arnis, bei der Fährstelle, sollte eine Pontonbrücke geschlagen we rden weiter nördlich, bei dem Flecken Kappeln, die Brigade Röder und die Avantgarde auf den erwähnten Booten übersetzen. Gegen hundert Geschütze, darunter eine beträchtliche Anzahl gezogene, waren aufgefahren, um diese Operationen zu unterstützen, die durch zwei anscheinend gut armirte dänische Schanzen bei Arnis und bei Kappeln bedroht waren. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war in Karlsburg, einem Jagdschlosse des Herzogs Karls von Glücksburg, welches etwa fünfzehnhundert Schritte von der hier circa vierthalbhundert Ellen breiten Schlei liegt. Um halb fünf Uhr des nächsten Morgens sollte, so hieß es, der Anfang mit dem Brückenschlagen gemacht werden. ‚Ein harter Kampf steht uns bevor', hörte ich von verschiedenen Seiten äußern, ‚aber Gott sei Dank, daß es end-

lich einmal Ernst wird'. Man erwartete mindestens eine Vertheidigung wie bei Missunde, und man glaubte, daß sich an derselben auch dänische Kanonenboote betheiligen würden.

Ganz das Gegentheil erfolgte. Es war kurz nach acht Uhr (Freitag Abends), als auf einmal von dem westlichen Ufer der Schlei wiederholt laute Rufe wie von einer großen Menschenmenge ertönten. Bald darauf neues Geschrei, dann Erleuchtung der Häuser von ganz Arnis. Trotz des Schneegestöbers ist deutlich zu sehen, daß es ungewöhnlich viele Lichter sind. Jeder Landeskundige weiß sofort, was das zu bedeuten hat. Die Dänen haben den Ort verlassen, das Rufen drüben ist Jubelgeschrei, das Lichtergefunkel in Arnis ist eine Illumination.

Die Preußen hätten ohne Zögern übersetzen, sofort mit dem Brückenbau beginnen können. Sie schienen aber nicht für möglich zu halten, was wir ihnen sagten. Einige meinten, die Vorgänge drüben seien eine Falle. Den Ausschlag aber gab jedenfalls, daß der Befehl des Höchstcommandirenden den Beginn der Operationen erst auf den nächsten Morgen festsetzte.

Jeden Augenblick erwartete ich mit fieberhafter Ungeduld, daß ein Boot von diesseits abstoßen würde, um sich über die Verhältnisse in Arnis Gewißheit zu verschaffen, und daß die Verfolgung der feindlichen Armee mit aller Energie beginnen würde; denn daß die Dänen nicht blos von hier abgezogen, sondern auch das Dannewerk und Missunde geräumt, war mir außer Zweifel. Ich spähte und lauschte bis gegen zehn Uhr. Als sich nichts rührte, suchte ich ein Obdach. Die Preußen verhafteten jeden Civilisten, der sich in ihrer Nähe betreten ließ, selbst Leute, die sich nur einige hundert Schritte von Höfen entfernt hatten, zu denen sie gehörten, und so war die ganze Nachbarschaft der Schlei — die sicher nicht einen einzigen Spion

unter sich geduldet hätte — so gründlich eingeschüchtert, daß von einer Annäherung an die Truppen zum Zwecke von Mittheilungen über den Feind geraume Zeit nicht die Rede war. Hätte man sich gegen die Bevölkerung weniger argwöhnisch und schroff verhalten, so würde man ohne Zweifel weit eher über die Bedeutung der Hurras und der Lichter in Arnis aufgeklärt worden sein. Ob man darauf hin etwas gegen den Befehl von oberster Stelle gewagt hätte, ist freilich nicht zu sagen.

Erst um elf Uhr kamen Boote von Arnis mit der Nachricht herüber, daß die Dänen nach Vernagelung ihrer Kanonen die Schanze vor dem Orte und letzteren selbst geräumt hätten, und jetzt setzte man zunächst eine Patrouille zum Recognosciren, dann nach und nach die Truppen der Avantgarde über. Man hätte glauben sollen, daß nun auch ohne Verzug die Herstellung der Pontonbrücke in Angriff genommen worden wäre. Die Nacht war nicht sehr dunkel, andere Hindernisse konnten auch nicht wohl vorhanden sein. Bis drei, höchstens vier Uhr Morgens konnte die Brücke vollendet sein. Aber es war Befehl, erst am folgenden Morgen damit zu beginnen, und schneller zu sein, als befohlen, ist ein Laster, selbst wo es nützlich ist — wenn auch vielleicht nur auf Exerzierplätzen und bei Friedensmanövern.

So fing man erst nach halb sieben Uhr früh mit dem Bau der Brücke an, und wie flink und gewandt diese preußischen Pontoniere auch Glied an Glied zu fügen verstanden, erst gegen zehn Uhr war das Werk vollendet, und erst jetzt, nachdem die Dänen volle vierzehn Stunden abgezogen waren, konnte der Uebergang beginnen. Zunächst passirten die Prinzen mit ihrem Gefolge die Brücke, dann Ziethen-Husaren, endlich In-

fanterie, Kürassiere und was sonst für die Verfolgung bestimmt war". — — —

„Für mich existirt kein Zweifel", so schließt mein Berichterstatter, der in mehr als einer Beziehung als Sachverständiger bezeichnet werden kann, und der im Allgemeinen gut preußisch gesinnt ist, „daß der Uebergang über die Schlei schon um ein, mindestens um drei Uhr Nachts hätte bewerkstelligt werden können, wo dann die Verfolgung der Dänen ein ganz anderes Resultat gehabt haben würde, als es auf die hier beliebte Art hatte. Allermindestens — um jeden Vorwurf vorschnellen und unvorsichtigen Urtheilens zu vermeiden — behaupte ich, daß man vor Tagesgrauen die Brücke hätte fertig haben sollen, wo die preußischen Reiter, die trotz des tiefen Schnees in den Redderwegen so rasch durch Angeln flogen, wahrscheinlich die dänische Nachhut vor Flensburg abgeschnitten hätten.

In der Nacht nach zwei Uhr kam dem Gutsbesitzer, der mir Herberge gegeben, durch einen Boten die völlig sichere Kunde vom Abmarsch der Feinde aus Arnis und Kappeln zu, und auf der Stelle veranlaßten wir, daß diese Nachricht dem Generalstabe der Kavallerie übermittelt wurde. Dann näherten wir uns dem Gute, wo derselbe sein Quartier genommen, in der Hoffnung, ihn ohne Aufenthalt aufbrechen zu sehen und ihm folgen zu dürfen. Aber eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß es sich in dem Gute regte, und schon wähnte ich, die Meldung unseres Boten sei unwahr, als gegen zehn Uhr Morgens der Generalstab an uns vorüber und nach dem Wasser hinabritt. Ich sah meinen Wirth fragend an. „Was denken Sie davon?" — „Hm", erwiderte er, „was denken Sie davon?" — „Hm, Hm!" — „Hm, Hm!" war das Einzige, was wir schweren Herzens herausbringen konnten.

Was wir an diesem Morgen im Hinblick auf frühere

Zeiten mißtrauisch vermutheten, hat sich, Gott Lob! nicht entfernt bestätigt. Man hat die Dänen nicht entkommen lassen wollen. Aber entkommen sind sie, und es giebt — widerwillig und ohne irgendwie beizustimmen sage ichs nach — hier im Lande mehr als eine Stimme, die da meint, den Oesterreichern wären sie nicht entkommen".

Ich füge hinzu, daß nur die Unmöglichkeit, den Uebergang der Preußen über die Schlei zu hindern, nicht die kleinen Erfolge der Kaiserlichen südlich und südöstlich von der eigentlichen Dannewerksstellung, de Meza veranlaßten, sich nach Düppel und Alsen zurückzuziehen. Die österreichischen Truppen haben sich bei Jagel und Oberselk mit großer Bravour geschlagen. Sie haben hier so kräftig wie die Preußen bei Missunde und sogar etwas erfolgreicher demonstrirt. Die Schanzen bei Bustorf und vor dem Friedrichsberg hätten sie menschlicher Berechnung zufolge ohne regelrechte Belagerung niemals genommen.

Und nun die weiteren Blätter meiner Aufzeichnungen nach eigener Beobachtung.

Den 8. Februar, Abends. Nach unsrer Entlassung aus der Holmer Mühle — der betreffende General hieß, wie ich seitdem erfuhr, Dobrzenski — eilten wir so rasch als möglich der Stadt Schleswig zu, um der Siegesfeier und der Proclamation des Herzogs Friedrich beizuwohnen. Vergebens, die wackern Bewohner des allezeit patriotischen Mittelpunktes der Südschleswiger waren zu prompt und energisch verfahren. Die Proclamation war besorgt, die Beamtenabsetzung und der Exodus aller dänischen Schächer bereits in vollem Gange, als wir ankamen. Indeß erlebte man noch immer Erzählenswerthes.

Nachdem wir in dem großen, trotz der Ueberschwemmung der Gegend mit Truppen noch wohlversehenen Wirthshause von Güby dem Bedürfnisse Rechnung getragen, welches das vierundzwanzigstündige Fasten in der „geschlossnen Gesellschaft" hervorgerufen hatte, und Leib und Seele wieder gehörig zusammenhielten, wurde der Rest des Weges bis Schleswig trotz des tiefen Schnees der Straße bald zurückgelegt. Wäre uns dabei nicht eine Schwadron österreichischer Dragoner begegnet, so wäre man in der ersten Stunde kaum daran erinnert worden, daß man auf dem Schauplatz eines Krieges hinwanderte.

Weiterhin wurde das allmählich anders. Bei Fahrdorf sahen wir Spuren der Stellung, von wo die kaiserlichen Kanoniere Tags vorher den Mevenberg und die dänische Batterie auf der Freiheit beschossen hatten. Dann erschienen das langgedehnte stille Schleswig mit Schloß Gottorf im Winterkleide und die eisbedeckte Schlei zur Rechten, während zur Linken das Selker Noor und darüber im Westen die Wallreste der uralten Oldenburg sichtbar wurden. Der weiße Winterhimmel, die blendende Schneedecke der Landschaft mit ihrer nur durch die schwarzen Streifen von Hecken unterbrochnen Monotonie hinderten scharfe Beobachtung. Nur mit Anstrengung erkannten auch gute Augen rechts auf der Eisfläche vor dem Lollfuß die Kanten der kleinen Schanze auf dem Eiland des Mevenberges. Deutlicher waren die Fahnen zu sehen, welche von der Domkirche und einem andern Thurme der Altstadt sowie von dem des Friedrichsberges wehten.

Auf dem Damme, auf welchem die Chaussee zwischen der Schlei und dem Selker Noor hindurchführt, fanden wir die Reste eines dänischen Verhaus, gefällte Bäume und spanische Reiter. In Haddeby, dem letzten Dorfe vor der Stadt, zeigten die Häuser Spuren stattgehabter Gefechte, eingeschlagne Fenster

Schießscharten, durch Aushebung von Dachziegeln hervorgebracht u. dergl. Noch eine Strecke weiter, und wir befanden uns im Angesichte der Schanzen des Dannewerks. Auf einem beschneiten Hügelzuge Profile von Redouten und Batterien, aus denen schwarze Geschütze herausschauten. Die Böschungen rings mit einem Zaun dicker spitzer Pfähler umgeben. Seitwärts die Strohdächer hölzerner Baracken. Im Ganzen zählte ich hier vier Schanzen, von denen die beiden größten sich neben der Stelle erhoben, wo die Eisenbahn den Grenzwall König Göttriks durchschneidet, die dritte und vierte dagegen hart am Friedrichsberge standen. Weiter nach Südosten zeigten sich die Umrisse einer fünften. Da, wo die Straße zwischen dem Bustorfer Teich und dem westlichen Rande der Schlei hindurchführt, wieder eine Barrikade mit spanischen Reitern, welche hier außer den gewöhnlichen zugespitzten Kreuzpfählen auch noch mit zwei Fuß langen zweischneidigen Klingen gezähnt waren. Hier auch das erste Blut und die ersten Zeichen eines Rückzugs. Wenige Schritte vor dem Eingang in die Stadt lagen zwei weggeworfene und leere Tornister, ein dänischer und ein österreichischer, daneben ein Käppi in einer gefrornen Blutlache.

Wir zogen mit einem Bataillon österreichischer Infanterie in Schleswig ein. Kein Haus des Friedrichsberges, welches nicht die blaurothweiße Fahne geschmückt hätte. Mehr als eins ließ auch die deutsche Tricolore flattern, die lange breite Straße, aus welcher dieser Theil der dreigliedrigen Schleistadt besteht, war mit Massen von Kaiserlichen, besonders Fußvolk, gefüllt, welches, als unser Bataillon mit voller Musik und fliegender Fahne eingerückt kam, Front machte. An dem Schnitt der Beinkleider und den steifgewichsten Schnurrbärten sah ich, daß die Leute einem ungarischen Regiment angehörten. Sie hatten die letzverflossnen Tage jedenfalls starke Anstrengungen und

Entbehrungen gehabt; dennoch verriethen sie, als die Musik ein lustiges Stückchen aufspielte, durch allerlei Geberden, daß sie Neigung empfanden, zu tanzen, und bei einer andern Gelegenheit an diesem Morgen sollen sie diese Neigung zum Erstaunen und Ergötzen der Einwohner mit Feuer und Grazie befriedigt haben.

Auch die Truppe, mit der wir einmarschirten, war leichtfüßiges Volk. An den Gewehren, deren Läufe der Rost mit rothen Flecken gesprenkelt hatte wie die Forellen, und an ihren kothbedeckten Schuhen und Gamaschen bemerkte man, daß der letzte Rasttag weder gestern noch vorgestern gewesen war. Dennoch marschirten sie so munter und flink, als ob sie eben erst aus der Kaserne kämen, und sangen sogar noch dazu. Auf das, was sie sangen, durfte man freilich nicht genau hören, wenn man sich für diese „deutschen Brüder" von der Theiß oder Maroſch weiter zu begeistern im Stande bleiben wollte. Es war ein Soldatenlied im Stil von „Prinz Eugenius, der edle Ritter", dessen einzelnen Strophen die Leute — vielleicht auf Befehl; denn Oesterreich versteht es, durch Kleinigkeiten, die nichts schaden, zu captiviren — für die heutige Gelegenheit den Refrain des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" folgen ließen. Nur ein Theil des Bataillons bestand aber aus Deutschen, und so hatte man an dem Gesange mehr den guten Willen als die Leistung zu schätzen. Ein Unteroffizier, der hinter mir herschritt und sich besonders kräftig dabei betheiligte, sang regelmäßig — ich hörte es wohl ein halb Dutzend Mal:

„Schleswig-Holstein an der Wand,
Wanze nicht, mein Vaterland".

Offenbar verstand der gute Polack oder Raize nicht ein Wort von dem, was er so eifrig in die Straße hinaus erschallen ließ.

Möchte das hingehen, da die Kriegsleute des Kaisers Franz Joseph nicht, um Gesangsvorträge patriotischen Inhalts zum Besten zu geben, sondern — wenn nicht zugleich, um die Preußen zu beobachten und eventuell zu stören — zur Beihülfe bei der Verjagung des „tapperen Landsoldaten" hier sind, so war die Art und Weise, wie die zuerst eingerückten Abtheilungen derselben sich in Betreff der von dem Feinde in Schloß Gottorf zurückgelassenen Militäreffecten verhalten hatten, schon bedenklicher. Die Mannschaften hatten diese Vorräthe nämlich einfach als Privatbeute betrachtet, sie unter sich getheilt und dann sofort mit dem Verkauf begonnen, der sich bei der Niedrigkeit der geforderten Preise bald sehr lebhaft gestaltet und flott fortgewährt hatte, bis Offiziere dahinter gekommen waren und der Naivetät dieser Naturkinder in den üblichen Kraftworten den rechten Standpunkt angewiesen hatten. Ehe dieser Einsprnch erfolgt war, hatte man neue Wollendecken bester Qualität, die später in den Lazarethen bitter entbehrt wurden, das Stück für zwei bis drei Schillinge Courant kaufen können.

Gutmüthige Bursche, diese Blauhosen aus den deutschen „Bruderländern" an den Karpathen und am Plattensee, fixe Soldaten; aber es ist einem unter ihnen doch immer noch zu Muthe wie in Wallensteins Lager.

Wie der Friedrichsberg, so war auch der zweite Theil der Stadt Schleswig, der Lollfuß, reichlich mit schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen geschmückt. Jedermann trug Blauroth-weiß, entweder als Kokarde an Hut oder Mütze oder als Band im Knopfloche, häufig in beiderlei Gestalt. An den Ecken klebten Zettel mit patriotischen Aufrufen, über denen man von fern schon ein großgedrucktes „Befreiung" oder „Herzog Friedrich" las. In den Schaufenstern der Läden ebenfalls allerhand farbige Demonstrationen. Auf der Straße die Jugend

eifrig mit Executiren des langentbehrten, jetzt nicht mehr mit Brüche oder Ruthe bedrohten „Schleswig-Holstein meerumschlungen" beschäftigt. In dem großen Bierhause, wo die Gesellschaft der „Schleibrüder" ihr Lager hat, fröhliches Stimmengewirr, Gäste Kopf an Kopf, Redner auf den Tischen, Gläserklingen und ein Freudenopferdampf von Tabakskraut, wie er sicher seit Jahren von keinem Feste hier so mächtig emporgestiegen war.

Selbstverständlich suchte man seine alten Freunde von 1855 so rasch als thunlich auf, um Glück zu wünschen. Wie traurig, daß der alte wackere Obergerichtsrath Reiche diesen Tag nicht mehr sah! Auch andere gute Patrioten waren todt. Bei Heiberg aber war ein Leben wie in einem Hochzeitshause. Der Alp, der seit Jahren auf allen gerechten Seelen in Schleswig gelegen, und der in den letzten Wochen mit doppelter Schwere auf der Stadt gelastet hatte, war entwichen. Man athmete hoch auf und war wie berauscht von der Luft der Freiheit, die man einsog.

Lange und bis kurz vor der Entscheidungsstunde waren die Bürger Schleswigs wie in halber Dämmerung über die nächste Zukunft gewesen. Das Gerücht vom Einmarsche der Preußen und Oesterreicher in das Herzogthum hatte sie allerdings schon am Tage nach letzterem erreicht; aber Gewißheit über den Schritt hatte erst das Erscheinen der Offiziere gebracht, durch welche Wrangel den dänischen Höchstcommandirenden zum Abzug mit seinen Truppen auffordern ließ. Kurz nachher war der König Christian angekommen. „Die Soldaten riefen ihm ein paar matte Hurras zu", erzählte Heiberg. „Die Bürger schlossen vor ihm ihre Hausthüren, hielten sich innerhalb ihrer vier Wände und ließen, wo er sich zeigte, die Gardinen herab. Er war nur von Monrad begleitet, der ihm

überall hin wie sein Schatten folgte. Aufgefallen ist, daß er im Hotel der Doris Esselbach, wo er abgestiegen, den einen Tag ganz allein, den andern nur zu drei Converts gespeist hat. Als er den Dom verließ, wo er die Fürstengruft besuchte, soll er die Augen voll Thränen gehabt haben. Auf jeden, der ihm begegnete, machte er den Eindruck tiefster Verstimmung und Niedergeschlagenheit. Am Dienstag reiste er, nachdem er am Tage vorher noch einen Besuch im Lager bei Selk gemacht, wieder ab, klanglos, kaum bemerkt und beachtet, wie er gekommen".

Und wie der König mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Hasses gewesen war, so auch die dänische Armee in den letzten Wochen. Zu schwach, um die ganze Breite der Stellung zwischen Friedrichstadt und Kappeln stets genügend besetzt zu halten, hatte sie unaufhörlich ihre Quartiere wechseln müssen. Auf die Nachricht, daß die Deutschen sich anzuschicken schienen, bei Hollingstedt durchzubrechen, hatte sie mehrere Meilen nach Westen, auf die Kunde, daß Missunde bedroht sei, wieder nach Osten marschiren, dann wieder unter kaltem Himmel lagern, dann angestrengt schanzen müssen, und das meist ohne genügende Verpflegung, heute im Regen, morgen im Schnee, so daß die Mannschaften zuletzt todtmüde und aufs Tiefste erschöpft und entkräftet waren. Unter solchen Umständen muß die Nothwendigkeit, die Stellung aufzugeben, den dänischen Oberoffizieren schon frühzeitig nahe getreten sein.

Doch scheint man den Gedanken für zu ungeheuer gehalten zu haben, um sofort zu einem Entschlusse zu kommen. Am Montage hatte man noch zwei neue Batterien, die auf dem Mevenberge und die auf der Freiheit, einem Platze am östlichen Ende der Stadt, errichtet. Am Mittwoch hatten die Schleswiger das erste Donnern der Geschütze gehört, und zwar

aus der Gegend von Lottorf her, und bald darauf war das Gerücht durch die Stadt gegangen, daß sich im Haddebyer Holze österreichische Jäger gezeigt hätten. Am nächsten Tage wieder unabläſſiges Hin- und Hermarſchiren der däniſchen Bataillone, Vorbeijagen von Stafetten und eiliger Abgang ſchwerer Geſchütze nach Miſſunde. Später Artilleriekampf unmittelbar im Angeſichte der Stadt zwiſchen einer bei Fahrdorf am Südufer der Schlei unbemerkt emporgewachſenen öſterreichiſchen Batterie und drei däniſchen Schanzen, unter denen die beiden neuen waren. Dann war Alles ſtill geworden, und nachdem man ſchon, während die Kanonen noch krachten, Bewegungen bemerkt, die auf einen Abzug der Truppen de Mezas' hindeuteten, war derſelbe gegen Abend wirklich angetreten worden. Einzelne Abtheilungen kamen noch einmal zurück, und die Offiziere betrafen die Frauen ihrer Quartiergeber bereits über dem Nähen ſchleswig-holſteiniſcher Fahnen. Die Gemeinen freuten ſich augenſcheinlich des Abmarſches nach Norden, der ſie binnen Kurzem aus dem Zuſtande des Ueberangeſtrengtſeins erlöſen ſollte, in den ſie die letzten Tage verſetzt, und äußerten gutmüthig: „Wir gehen heim und kommen nun nicht wieder".

Wie die Preußen bei Kappeln und Arnis, ſo wurden die Oeſterreicher bei Schleswig den Abzug de Mezas' und ſeiner Leute zu ſpät gewahr. Die Erzählung kaiſerlicher Offiziere, daß die Dänen einen kurzen Waffenſtillſtand nachgeſucht und die Zeit zwiſchen Anfrage und Antwort benutzt hätten, einen Vorſprung zu gewinnen, iſt, wie ich von verſchiedenen Seiten höre, unbegründet. Richtig dagegen iſt, daß die Oeſterreicher durch junge Leute aus Schleswig, die über die gefrorene Schlei gegangen, ſchon zwei Stunden nach dem Abmarſche der letzten

dänischen Heersäulen von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt waren.

Den dänischen Soldaten folgten nicht, wie anderwärts wohl bei ähnlichen Gelegenheiten, Verwünschungen nach. Sie hatten sich durchweg gut betragen, sich für jede Gunst, die den Müden und Hungernden über Verlangen und Nöthigung gewährt worden war, dankbar bewiesen und die Bürger nur selten und dann nicht aus eignem Antrieb, sondern auf Anregung durch die Offiziere, mit dem dummen „Dengang jeg trog afsted" geärgert. Man sah sie als arme Teufel an, welche thaten, was sie nicht lassen durften.

Am Vormittag rückten die Oesterreicher ein, und schon flatterten überall die blaurothweißen und schwarzrothgelben Fahnen von den Fenstern, Dächern und Thürmen. Mittags wurde unter großem Zusammenlauf und Jubel des Volkes Herzog Friedrich ausgerufen. Nachmittags besorgte ein rasch zusammengetretenes Comité die Entfernung der dänischen Beamten und Gymnasiallehrer, indem man sie mit dem Hinweis auf drohende Volksjustiz bedeutete, ohne Verzug und jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht die Stadt zu verlassen. Eine Appellation, mit der sich einer der Herren an den kaiserlichen Commandanten wendete, wurde kurz abgewiesen. Man sei blos Soldat, hieß es, und kümmere sich nicht um städtische Angelegenheiten. Die meisten von diesen den Schleswigern aufgedrungnen Dänen gingen, ohne ein Wort zu verlieren. Andere, welche keck auftraten und drohten, wurden rasch gezähmt, wie namentlich Bürgermeister Jörgensen. Nur in einem Falle, bei dem Branddirector Mathiesen, erlaubte sich der zum Weggehen Auffordernde, beiläufig nicht einmal wirklich Mitglied des Comités, Ungebührlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten, und

diese wurden, als der Betreffende sich damit rühmte, allgemein gemißbilligt.

In Ravens Hotel, das mir neun Jahre vorher behagliche Herberge geboten, war so wenig an ein Zimmer oder Bett für die Nacht zu denken, wie bei der Esselbach, die sich beiläufig als kluge Frau jetzt eifrig patriotisch vernehmen ließ, während ihr Haus bisher das Hauptquartier der kleinen dänischen Partei der Stadt und das Versammlungslokal des berüchtigten „Kongens Club" gewesen war. Ueberall bei Raven Ueberfüllung mit Gästen. Die großen Säle des Hauses, eines ehemaligen Palais der Uhlefeld, die Flur mit den perückengeschmückten Ahnenbildern, die Zimmer der Museumsgesellschaft wimmelten von Reisepelzen, Aufschlagstiefeln, Waterproof-Röcken und anderen Winterarmaturen. Allenthalben lebhaft sprechende Gruppen, Anstoßen auf Schleswig-Holstein und seinen neuen Herzog, Austausch von Berichten über das jüngst Geschehene zwischen den Einwohnern und der bunten Invasionsarmee von Kielern, Hamburgern und Anglern, die mit und nach den Oesterreichern hier eingezogen waren, Massen hübscher Anekdoten und wunderbarer Gerüchte, feierliche Wiedererkennungsscenen, Gratulationen mit dem Zubehör von Gläserklingen und Pfropfenknall, Jubel und Lärm ohne Ende und gute Hoffnungen auf Gelegenheit zu mehr Jubel.

Abends kamen neue Nachrichten zu den alten. Man erfuhr, daß die Oesterreicher die dänische Nachhut in der Gegend von Gevesee eingeholt und sich gewaltig mit ihr gerauft hatten. Man erzählte von einem furchtbaren Straßenkampfe in Flensburg, bei welchem das erste dänische Bataillon — Andere sagten, Regiment — völlig aufgerieben worden. „Bis auf den letzten Mann", versicherte Herr Honoratus Bonnevie Lorentzen, ein Pächter oder Gutsbesitzer aus Kappeln, der sich uns angeschlossen,

„Alles todt geschossen und niedergehauen, nicht einer davon gekommen". Er war zwar nicht Augenzeuge gewesen, hatte es aber von „sicheren Leuten". Man vernahm von einem andern gläubigen Gemüthe, daß mehr als die halbe Armee de Mezas' schon in Gefangenschaft gerathen. Man genoß mit gespitztem Ohr andere prächtige Fabeln, die der Wind herzugetragen hatte. Die Tapferkeit der Kaiserlichen war in aller Munde. Sie hatten, so hieß es, verschmäht, zu schießen, und vorgezogen, mit Bayonnet und Kolben draufzugehen. „Nicht alle gerade aus dem Antriebe, der den Menschen zum Helden macht", setzte ein lächelnder Mund hinzu. „Ein Gefreiter von den Jägern z. B., gefragt: ‚Weshalb haben Sie nur so furchtbar auf die Dänen losgeschlagen und gestochen? Sie haben Ihnen doch eigentlich nichts zu Leide gethan', entgegnete: ‚O nein, dos grod nicht, aber der Herr Hauptmann hot's holt gern'".

Weniger als das kriegerische Ungestüm der kaiserlichen Truppen wußte man die Unbefangenheit zu loben, welche die zuerst eingerückten Abtheilungen derselben, Leute aus Gauen des Magyarenlandes, im Hinblick auf das Eigenthum der Bürger, bei denen man ihnen Quartier angewiesen, an den Tag gelegt hatten. Es sollten da recht schlimme Mißgriffe vorgekommen sein. Doch sprach man aus Dankbarkeit ungern davon und bat, es nicht weiter zu erzählen, weshalb wir die Einzelheiten nicht verzeichnen und möglichst bald vergessen wollen. Dagegen mag noch folgende ergötzliche Probe von österreichischem Soldatendeutsch hier Platz finden.

In eine Bürgerfamilie tritt gegen Abend ein riesiger Ungar von der Garnison, stellt sich an der Thürschwelle in Positur, legt die Hand an die Mütze und sagt: „Soldatt!" Die Leute sehen ihn und sich einander an und fragen endlich, was sein Begehr. Er bleibt in der angenommenen Positur und erwidert

nur das eine Wort: „Soldatt!“ Nochmals verlegnes Fragen, was er wünsche, und wieder die vieldeutige Antwort: „Soldatt!“ Endlich geht man hinunter und holt sich von der Einquartierung im Erdgeschoß einen Dolmetscher, und jetzt löst sich zu allgemeinster Befriedigung und Ueberraschung das Räthel. Das kurze Wort „Soldat“ hatte bedeuten sollen: „Ich suche den Regimentsschuhmacher“.

Man traf in Ravens Hotel allerlei alte und neue Bekanntschaften und verschiedene interessante Persönlichkeiten, Kieler Professoren auf Sendungen nach dem Norden begriffen, die provisorischen Beamten, welche die Bevölkerung eingesetzt, Candidaten für andere, weiter nördlich offen gewordene oder nächstens zu hoffende Stellen, junge Aerzte, hierher geeilt, um in den Lazarethen zu helfen und zu lernen, Studenten und Gymnasiasten aus Holstein, die sich, da sie nicht mitkämpfen konnten, durch Wegtragen von Verwundeten aus dem Feuer der Befreiungsarmee nützlich zu machen gedacht hatten, Correspondenten der Hamburger und Berliner Zeitungen und ähnliche Leute. Auch der bekannte Doctor Rasch durfte nicht fehlen. Er war erschienen, um den Schleswigern die allein selig machende Republik zu predigen.

Alle Welt war aufgeknöpfter, zuthulicher und weniger wähleriſch wie gewöhnlich. Vom Vorstellen, Fragen nach Namen, Stand und Herkunft war kaum die Rede. Waren wir doch alle Deutsche, die ein Freudenfest feierten. Das Einzige, was unsere Heiterkeit einigermaßen trübte, war die Sorge um ein Nachtlager. Zuletzt befreundete ich mich mit dem Gedanken, in dem kleinen Zimmer, in das ich mich mit ein paar Bekannten und etlichen Flaschen Rothwein zurückgezogen hatte, auf einem der hier befindlichen Sophas Zuflucht bis zum Morgen zu suchen. Ein wohlhabender Fabrikant aus der Altstadt indeß, der sich zu

uns gesellt und — ich wußte erst nicht, warum, mußte aber zuletzt an die „Schleswig-Holsteinischen Briefe" denken — mir ungewöhnliche Verehrung bezeigt hatte, wollte das durchaus nicht leiden. Ich mußte mit ihm nach Hause gehen, ohne daß ich ihm vorgestellt worden war, und ohne daß ich wußte, wem ich die unverhoffte Gastfreundschaft verdanken sollte. Am andern Abend erst erfuhr ich zu meiner nicht geringen Betrübniß, daß ihm dabei ein schlimmes Mißverständniß passirt war: der gute Herr hatte in mir — den ebengenannten Doctor Gustav Rasch, Erfinder des verlassenen Bruderstammes, zu beherbergen geglaubt.

In der Zwischenzeit hatte ich mit einer neuen und sehr angenehmen Bekanntschaft, dem D. v. Franzius, der von Kreuznach hierher gereist war, um sein ärztliches Wissen den Verwundeten zu widmen, zuerst das eine der vier in Schleswig bestehenden Lazarethe und dann das Dannewerk besucht.

Das Lazareth, im Rathhause eingerichtet, litt Mangel an fast allem, was nothwendig war. Von Militärärzten war noch niemand vorhanden, zwei Civilärzte hatten für mehr als sechzig Kranke und Verwundete zu sorgen, zu denen stündlich neue kamen. Es fehlte an Decken und Verbandtaschen, an Medicin und theilweise selbst an Bedienung. Zwei gefangene dänische Sergeanten, beiläufig recht flinke und anstellige Leute, versahen das Amt von Krankenwärtern und Heilgehilfen. Auch ich versuchte ein paar Stunden Dienste zu leisten.

Die Mehrzahl der Verwundeten des großen Hauptsaales schlief, als wir eintraten, viele nur mit ihren Mänteln und Uniformen zugedeckt. Etwa die Hälfte von ihnen bestand aus Dänen, die Uebrigen waren meist kaiserliche Jäger, alle von Oeversee eingebracht. Nur einer stöhnte laut, ein hübscher kräftiger Bursch aus Steiermark, dem eine Kugel das linke Schienbein zerschmettert hatte. Mehrmals hörte ich ihn jammern:

„Der Krampf! Der Krampf! — Jesus, Maria, der Krampf!“ Ich suchte ihm Trost einzusprechen, gab ihm zu trinken und sorgte dafür, daß er ein narkotisches Pulver erhielt, worauf der Krampf, der auch die Hände ergriffen, nachließ. Ein anderer Oesterreicher, dem die Schädeldecke verletzt war, sodaß das Gehirn bloß lag, war, wie es schien, hierher gegangen. Gelassen wartete er, Gewehr beim Fuß auf dem kalten Vorsaal stehend, bis ich ihn holte, und nachdem wir ihn verbunden und zu Bett gebracht, schlief er unverzüglich ein.

Die Dänen, die ich sprach, verstanden fast ohne Ausnahme Deutsch. Sie waren meist große kräftige Leute mit heller Gesichtsfarbe und harten borstigen Bärten. Einer hatte einen Schuß durch den Oberschenkel, der furchtbar geschwollen war. Einem andern war eine Kugel durch die Lunge gegangen. Ich fragte ihn, ob man ihm mit etwas dienen könne, und er antwortete mit matter Stimme: „Ich möchte Wein haben“. Ich brachte ihm ein Glas Wein mit Wasser, er trank, spie es aber gleich wieder aus und dann Blut. Schmerzen hatte er nicht, doch war er schon am Abend todt. Ein dritter Däne, dem ich meine Dienste anbot, verlangte vor Allem Tinte, Feder und Papier. „Ich will an min Fru sjreiben“, sagte er. „Sie denkt sonst, ich bin todt“. — Ich erkundigte mich, ob er schwer verwundet. „Nein, blos ein Streifsjuß an die Hüfte“. — Von wo er gebürtig? — „Von Laaland“. — Ob er Kinder habe? — „Drei“. — „Das ist der Krieg von die Kopenhagners“, setzte er mit trauriger Miene hinzu.

Eine ziemliche Anzahl der hier liegenden Dänen mochte in ähnlicher Stimmung sein, und bei den tödtlich Verwundeten war der Seelenschmerz um ihre Familie wahrscheinlich größer als ihre körperlichen Leiden, zumal wenn sie ihre jetzige erträglich bequeme Lage im warmen Zimmer mit der verglichen, in

welcher sie sich gesehen hatten, bevor sie aufgefunden worden waren. Einer, den ich sprach, hatte dreizehn volle Stunden hülflos und einsam hinter einem Knick im Schnee gelegen, ein Anderer, wie mir erzählt wurde, nach dem Gefecht bei Jagel zwanzig Stunden und dabei Hände und Füße erfroren. Kranke gab es nur wenige. Nach dieser Seite scheint ein Winterfeldzug günstigere Verhältnisse zu bieten als ein Krieg im Sommer. Hitze füllt die Spitäler weit mehr als selbst strenge Kälte mit der Nothwendigkeit, unter freiem Himmel zu lagern. Daß die Dänen auf völlig gleichem Fuße mit den Oesterreichern behandelt wurden, verstand sich von selbst, ebenso, daß dem Mangel an Medicamenten, Decken, Bettwäsche und anderm Bedarf bald abgeholfen wurde. Die Verbandzeuge der Kaiserlichen wurden mir von Professor Esmarch, der sich um die Schleswiger Lazarethe große Verdienste erworben hat, sehr gelobt, und auch sonst waren ihre Einrichtungen befriedigend, nur gab es bei ihnen, wie ein andrer Arzt tadelte, zu viel Schreiberei, Tabellen und Berichte, Meldungen an Pontius und Pilatus und dergleichen bureaukratischen Firlefanz mehr, womit namentlich die Zeit der Oberärzte unbillig in Anspruch genommen wurde.

Um die Mittagsstunde besuchten wir, im Lazareth nicht mehr nöthig, das Dannewerk. Die neueren Befestigungen bestehen in achtundzwanzig großen und kleinen Schanzen, welche eine lange Linie von Bustorf und Schleswig bis zu den Sümpfen der Treene bei Hollingstedt bilden. Wir sahen davon die drei nächstgelegenen, darunter die beiden größten, rechts und links von dem Einschnitt im alten Wall, durch welchen die Landstraße von Rendsburg nach Schleswig läuft. Sie waren vortrefflich ausgeführt, mit Gräben, Palissaden und spanischen Reitern sturmfrei gemacht und mit nett und sauber gebauten, strohgedeckten Pulverkellern versehen, in denen man noch Massen von Pulver, orange an-

gestrichnen Hohlgeschossen, Kartätschbüchsen und Kasten voll Zündwürsten fand. Hinter jeder standen mehrere Hütten, in denen die Soldaten auf Strohbündeln geschlafen hatten. Die Schanze selbst war gewöhnlich mit einem eisernen Vierundachtzigpfünder und einem Geschütze von schwächerem Caliber armirt. Diese Kanonen, jetzt vernagelt, sollen einst der schleswig-holsteinischen Armee angehört haben, und so hat man doppelte Ursache, sich zu freuen, daß sie jetzt in deutschen Händen sind. Auch die Bewaffnung der dänischen Infanterie stammt, wie ich höre, zum Theil aus den Vorräthen der Schleswig-Holsteiner von 1850. Es sind Dorngewehre, welche eine ungemein große Spitzkugel schießen. Möge es bald gelingen, auch sie der deutschen Sache zurückzuerobern. Auf den Düppelbergen, wohin de Meza sich jetzt zurückgezogen haben wird, und auf Alsen wird für die Preußen Gelegenheit dazu sein.

Die Schanzen bei Bustorf waren nach dem Urtheile von Militärs durch directen Angriff nicht zu nehmen. Dagegen ist man über die weiter nach Westen zu gelegnen zweifelhaft, und Manche glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß bei Hollingstedt ein Durchbrechen der dänischen Vertheidigungslinie möglich gewesen wäre. Die Ueberschwemmungsanstalten, die das Land vor dieser schwächeren Partie der dänischen Werke durch Stauung der Treene unter Wasser zu setzen bestimmt waren (die Inundation reichte beiläufig nur bis Kurburg, und eine Verbindung der Reideran mit dem Selker Noor, von welcher vor Kurzem in deutschen Blättern die Rede war, existirte nicht), hatte der starke Frost zu vereitelter Mühe und Arbeit gemacht.

Wir besuchten die Schanzen, ungehindert durch Wachen. Dieselben wären aber sehr am Platze gewesen, nicht so sehr, weil die Fremden, welche sie besichtigten, alles, was sich fortschaffen ließ, als Andenken zu entführen bestrebt waren — ich

sah einige der Herren sogar Wischer von Vierundachtzigpfündern und schwere Bomben wegschleppen — sondern weil man mit brennenden Pfeifen und Cigarren in die Pulverkeller ging. Ich selbst machte mich einen Augenblick dieser Unvorsichtigkeit schuldig und wurde erst durch einen preußischen Artilleristen von der Garde auf die Gefahr hingewiesen. Am Tage nachher wurde auch in allen öffentlichen Lokalen und an den Ecken der Straßen eine dahingehende Warnung angeschlagen und durch ausgestellte Posten gesorgt, daß weitere Thorheiten unterblieben.

10. Februar. Das nächste interessante Bild nach dem Dannewerk war das Schlachtfeld von Oeversee, welches wir vorgestern Mittag, also ungefähr vierundvierzig Stunden nach dem Kampfe, der dort stattgefunden, auf der Fahrt von Schleswig nach Flensburg besuchten.

Wir fuhren gegen elf Uhr früh vom Lollfuß ab, kamen zunächst an den sieben kolossalen Breterbaracken vorbei, welche die Dänen dem Thiergarten gegenüber zu dem Zwecke errichtet, um für die Pferde ihrer Kavallerie ein Obdach zu haben, und erreichten dann die hohe Geest, auf der sich die Chaussee zwischen dem Haideland und dem von Knicks durchzogenen, mit einzelnen Gehölzen bedeckten östlichsten Drittel der Halbinsel hinwindet.

Die ganze Gegend war tief beschneit, sodaß die Gräben und Bodensenkungen zum Theil zugeweht waren. Ueberall fast Spuren des Krieges: auf der Straße weggeworfene Patrontaschen und Tornister, Kessel, Riemenzeug u. dergl. Weiterhin eine in den Graben gefahrene große eiserne Kanone, dann mehrere stehen gebliebne Protzkasten. Chausseegeld zu entrichten, schien außer Gebrauch gekommen; die Einnehmer, hier Pächter der Regierung, wagten meist nicht einmal, es einzufordern, und standen, betrübt über den Umschwung der Dinge, an den

Fenstern oder vor den Schlagbäumen, indem sie sehnsüchtig die gute Seele zu erwarten schienen, die freiwillig in die Tasche greifen sollte.

Jenseits Idstedt, dessen Häuser in der Ferne zur Rechten über der Schneedecke sichtbar wurden, wieder eine verlassene Kanone und noch einige Protzkasten. Bei Schmedeby Massen von österreichischen Soldaten und Militärfuhrwerken. Ein Stück weiter der Kadaver eines Pferdes, dann ein zweites, dem man schon die Haut abgezogen, und das so wie ein ungeheurer Braten auf einem ungeheuren Tischtuche auf dem weißbeschneiten Felde lag. Bei Frörup, wenn ich nicht irre, der erste Todte des Rückzugsgefechts, ein Liechtensteinischer Husar, der im Chausseegraben lang gestreckt auf den Rücken gefallen war. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Unterleib gegangen, das Gesicht halb zugeschneit, die Füße der Stiefeln beraubt. Weiterhin auf der Haide Leute über einem dritten Pferde beschäftigt, sich seiner Haut zu bemächtigen. Auf der Straße gefrorne Blutlachen, zur Rechten Todtengräber mit Hacken und Schaufeln und große schwarze Stellen im Schneegefilde, welche frische Soldatengräber andeuteten. Dann, etwas nördlich von Oeversee, das Defilee, wo am härtesten gekämpft worden war.

Die Chaussee steigt hier eine Hügelwelle hinan, die zur Rechten nur mit Haidekraut bewachsen ist, während links über einem Teiche mit sumpfigen Ufern ein ziemlich großes Buchengehölz die Höhe bewaldet. Das Terrain vor dem Teiche und die Haide zur Rechten war mit Massen von Todten, Kaiserlichen und Dänen bedeckt. Hunderte von Käppis, Tornistern, Musketen, Seitengewehren, Kesseln, Feldflaschen, Brotbeuteln, verbogenen Bayonnetten u. dergl. lagen hier verstreut. An einer Stelle zählte ich sieben, an einer andern neun Gefallene; bei dem Wirthshause von Büllschau hatte man deren zwölf zu-

sammengetragen. Viele andere Leichname waren zerstreut in verschiedener Lage auf den Feldern sichtbar. Das Ganze erinnerte lebhaft an die Bilder, welche Scenen aus den Schlachten des Feldzugs der Franzosen nach Rußland darstellen.

Wir sahen noch über sechzig Todte. Die einen lagen auf dem Gesicht, andere auf dem Rücken, mehrere gräßlich zerfleischt und zerrissen, manche ohne erkennbare Wunden, aber starr und voll von gefrornem Blute. Die dänische Infanterie mußte gute Schützen gehabt haben; denn die Mehrzahl der Oesterreicher — es waren beinahe durchgehends Leute vom neunten Jägerbataillon und vom Regimente König der Belgier — war in den Kopf getroffen. Nur selten zeigten die Züge der Gefallenen den Ausdruck des Schmerzes, und die Kälte hatte manchen eine gewisse Röthe der Wangen gelassen, die um so deutlicher hervortrat, als alle mehr oder minder verschneit waren. Die Hände waren schwarz von Pulver, die Füße nackt — die Plünderer der Wahlstatt hatten nächst der Ausräumung der Tornister zuerst die Nothwendigkeit, sich mit Schuhwerk zu versehen, ins Auge gefaßt. Röcke, Mäntel und Beinkleider waren fast allen Todten geblieben. Nur ein Offizier des Regiments König von Belgien — Leutnant v. Haidegg nannte ihn uns der mit Leitung der Beerdigung beauftragte Hauptmann — war bis auf Hemd und Hosen entkleidet. Ein zartgebauter junger Mann von höchstens zwanzig Jahren, lag er umgeben von erschossenen Gemeinen seiner Kompagnie und mehreren dänischen Blauröcken, auf dem blutgetränkten Schnee. Eine Kugel hatte ihn mitten in die Herzgrube getroffen. Die Brust trat, wie von einem letzten tiefen Seufzer gehoben, mit den Rippen hoch über den eingezogenen Unterleib hervor. Die Augenhöhlen waren ihm zugeschneit, den rechten Arm hatte er wie die meisten, die nach rückwärts zusammengebrochen waren,

über den Kopf ausgestreckt, die Faust war krampfhaft geballt. Neben ihm lag, stramm und steif wie auf der Parade, die Hände an die Schenkel gelegt, ein riesenhaft gebauter Musketier, dem eine Spitzkugel die Schläfe durchbohrt hatte.

„War ein guter Kamerad", sagte der Hauptmann, über den todten Leutnant gebeugt. Dann fragte er: „Hat einer der Herren ein Messer bei sich?" Ich gab ihm das meine, und er schnitt sich von den langen blonden Stirnhaaren des Gefallnen eine Locke, worauf er seinen Jägern befahl, der Leiche den Schnee aus den Augen zu entfernen. Ein roher Bursch nahm dazu die Bayonnetscheide. „Na, doch nicht damit", schalt der Offizier, und erst jetzt that es jener mit einem Zipfel seines Mantels.

Auch sonst zeigten sich die Herren Oesterreicher als nicht besonders zart besaitete Seelen in Betreff der Todten, und selbst der kleine Besitz der eignen Kameraden war ihnen — wenn sie ihn nicht zur Aufhebung bei der Oberbehörde zu sammeln hatten — gute Beute. An einer Stelle war ein Däne auf die Knie und das Gesicht gefallen, sodaß ein gewisser Theil seines Hinterkörpers stark hervor stand. Einer der Jäger stieß ihn mit den Worten: „Ein feister Bursch gewesen" mit dem Fuße gegen diesen Theil, und der Kamerad, zu dem er Dieß äußerte, schien die Bemerkung nur belachenswerth, nicht, wie wir Andern, viehisch zu finden. Ein Anderer bemühte sich, einem der Todten die buntgestrickten Pulswärmer über die kalten geschwollnen Hände zu ziehen, und da Dieß nicht gleich gelingen wollte, stemmte er den Stiefelabsatz gegen die Seite desselben. Wieder ein Anderer nahm die Feldflasche eines der Gefallenen, setzte sie an den Mund, zog und schlürfte und klopfte, als sie sich leer erwies, wiederholt an den Boden, um die letzten Tropfen heraus zu zwingen.

An einer Stelle sah ich einen der Kaiserlichen mit einem Civilisten über einen Säbel verhandeln, den er auf dem Schlachtfelde aufgelesen hatte. In der einen Hand trug jener ein ganzes Taschentuch gefüllt mit anderen Beutestücken. Wieder anderswo kauerte ein emsiger Sammler solcher Gegenstände neben einem Todten, um ihm die Hosentasche zu leeren — es nahm sich aus, wie wenn Raben über die Wahlstatt gerathen wären. (Andere, wirkliche Raben — so fügte ich diesen Aufzeichnungen später hinzu, solche, wie sie ein phantasievoller Maler in der „Coburger Zeitung" gesehen haben will, waren so wenig zu erblicken, wie die ausgehackten Augen, mit denen dieser schwer zu befriedigende Herr die Wahlstatt zu verbessern bestrebt war. Ein Schlachtfeld ist, meine ich, von Natur schon vollkommen grauenhaft genug, so daß man es in der Beschreibung nicht zu vergräßlichern braucht, um Wirkung bei dem verehrungswürdigen Publikum zu erzielen. Für einen gewissen Geschmack freilich können die Farben nicht dick genug aufgetragen werden.)

Während wir bei der einen Leichengruppe standen, näherte sich uns ein ältlicher respectabler Herr in einem langen blauen Gottestischrocke, der aus der Gegend zu sein schien, und den ich seiner würdigen Haltung nach für den Dorfschulzen von Oeversee hielt. Er mischte sich in unser Gespräch, erzählte Verschiedenes von dem Gefechte und fragte dann, wie zufällig, ob man wohl die Leute hindern dürfe, den gefallnen Pferden die Häute zu nehmen. Ich entschuldigte meine Unwissenheit in diesem Kapitel mit meiner Eigenschaft als Civilperson und Fremder. „Ich möchte das aber doch gern erfahren", entgegnete er, „ich bin nämlich der königlich concessionirte Abdecker". Auch einer der Raben der Wahlstatt, wenn auch näher betrachtet, ein weniger abstoßender als die Panduren und

Kroaten in Montur, welche die Todten mit Füßen traten und ihren eignen Leuten die Taschen leerten.

Neben einem der gefallnen Dänen — er lag auf dem Gesicht, und eine Stückkugel hatte ihm das ganze Gesäß weggerissen — fanden wir einen leeren Tornister und neben diesem wieder Briefe in dänischer Sprache, welche ohne Zweifel dem Besitzer des Tornisters angehört hatten, und die vom Plünderer als werthlos weggeworfen worden waren. Einen davon hob ich mir auf. Er war von Frauenhand und mit deutschen Buchstaben geschrieben, von Kopenhagen datirt und erst einige Tage alt. Die Gesellschaft in unserm Wagen erwartete zarte Geheimnisse, und mehr als einer mochte sich schon das Bild einer trauernden Braut zurecht zu machen im Begriffe sein. Mir wenigstens ging es so. Arge Enttäuschung! Der Inhalt des Schreibens war so wenig poetisch wie die Verwundung, die den Todten niedergestreckt hatte. Nicht eine Geliebte, sondern allem Anscheine nach eine Schwester war die Verfasserin — eine zwar achtungswerthe, aber ungemein prosaische Schwester. Nichts von liebevollen Befürchtungen für das Leben des in den Krieg Gezogenen, nichts von Hoffnungen, daß man ihn gesund wieder zu sehen gedenke, frommen Wünschen u. dergl. Auch nichts von Liebe zum Vaterlande, für das der Bruder die Waffen trug, überhaupt nichts von hohen Dingen. Nur rein Wirthschaftliches und Kaufmännisches und daneben Vermahnungen, sich ordentlich zu betragen und sich nicht verführen zu lassen. Zweimal, wenn ich mich recht erinnere, zu Anfang und zu Ende, war von dem Preise der Butter in Kopenhagen die Rede, und dazwischen hieß es ungefähr: „Vater sagt, daß zu Christian Christiansen nichts ist; vor dem möchtest Du Dich daher, als vor einem liederlichen Burschen in Acht nehmen. Und von Jens Sörensen, dem Maler, wird auch nichts Gutes gesprochen,

er soll ebenfalls nicht viel taugen. Du wirst daher wohl thun, Dich auch mit dem nicht einzulassen, wenn Ihr zusammen seid. Zum Schluß ein kurzes kaltes Lebewohl, und Vater und Mutter lassen grüßen".

Ich habe durchaus keine Neigung, dem todten Feinde, wie hier vorgekommen, einen Tritt mit ins Grab zu geben, und so hoffe ich, daß der Betreffende bei Lebzeiten einige bessere und höhere Interessen gekannt hat als seine Fräulein Schwester, und daß er seiner Familie mehr zugethan gewesen ist als diese. Andernfalls hätte man nur zu bedauern, daß die Welt in dem armen Jens einen hoffnungsvollen Butter- und Fettwaarenhändler eingebüßt hat, und das wäre nicht viel, zumal die Schwester, nach dem Briefe zu schließen, seine Stelle ausfüllen konnte.

Jenseits Büllschan, auf dem Moor zur Linken der Chaussee, noch mehr Todte und noch mehr weggeworfene Käppis und Tornister. Wir hatten indeß genug davon gesehen, um von Neuem auszusteigen.

In Flensburg wurde bei Döll eingekehrt, der seinen Gasthof von oben bis unten voll preußische und österreichische Offiziere hatte, unter denen wir auch den Kronprinzen und den Prinzen Albrecht sahen. Der südliche Theil der Stadt war reichlich mit Fahnen geschmückt, nach Norden hin wurden sie seltener, und die nördlichsten Straßen jenseits des Holm, hatten weder von Blaurothweiß noch von Schwarzrothgelb etwas wissen wollen. Wir fanden eine hübsche Wohnung gegenüber dem Ständehause, dessen dänische Inschrift: „Meth logh land skall byggies (mit Gesetz soll das Land erbaut werden) uns, verglichen mit der Gewaltherrschaft und der fanatischen Willkür ohne Gleichen, welche die letzten zwölf Jahre hindurch in Schleswig geherrscht, wie eine ungeheure Ironie voll Hohn in

die Fenster sah. Das militärische Treiben in den Straßen glich dem in Schleswig, doch überwogen hier die preußischen Uniformen. Die Stimmung in der Stadt war, wie schon die Vertheilung der Fahnen zeigte, eine verschiedene. Man hatte auf dem einen Markte den Herzog Friedrich proclamirt, aber die Demonstration war ziemlich matt und schwächlich verlaufen, zum guten Theile wohl auch deshalb, weil die Preußen sie zu hindern gesucht hatten, und weil man nicht sicher war, daß der kleine bösartige Bürgermeister Hammerich, der sich noch halb als Gebieter der Stadt geberdete, entfernt werden würde. Eine Versammlung der Deutschgesinnten im Odeon, bei welcher die Führer dieser Partei, Doctor Lorentzen und Lehrer Hansen, über ihre Audienz bei Wrangel berichteten, zeigte rührige und entschlossene Gemüther in guter Anzahl. Dagegen verrieth ein Gespräch mit einem Kaufmann, bei dem wir die besten Cigarren in den Herzogthümern kauften, daß ein Theil der handeltreibenden Klasse die Trennung von Dänemark für nicht wünschenswerth, weil für nicht profitabel hielt.

Hier wird die Bekehrung Schwierigkeiten haben. Doch ist kein Zweifel, daß der gute Wille der Bevölkerung sich finden wird, wenn der gute Wille der Preußen nicht mehr so schweren Bedenken unterliegt, wie gegenwärtig. Denn immer sind es von den deutschen Bürgern der Stadt nur einzelne, deren materielles Wohlbefinden sie nach den dänischen Inseln hinweist, und die könnten diesem Hinweis, meine ich, in Person folgen, wofern es unter der schleswig-holsteinischen Fahne durchaus nicht auszuhalten wäre. Und sollten deren auch einige mehr sein, als man unter den Patrioten hier zugiebt, sollte Flensburg durch völlige Trennung der Herzogthümer von Dänemark wesentliche Nachtheile erleiden, so wird man sich, wie ich ferner meine, darein schicken und sich die Schwesterstadt Schleswig zum Troste

nehmen müssen, welche in den letzten Jahren mit Unrecht litt, während Flensburg mit Unrecht begünstigt wurde.

„Heute mir, morgen dir", würde mein Sprichwörter liebender Leutnant von Fleckeby trösten, und „Was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig", würde er vielleicht, tiefer in den Schatz seiner Lebensweisheit greifend, schelmisch hinzufügen.

An ein Weitergehen bis Rinkenis, wo heute die preußischen Vorposten stehen sollen, ist, wie Tempeltey erfahren hat, nicht zu denken. Man will im Lager keine Korrespondenten für die Presse, wenigstens nicht für die liberale, ja man scheint die, welche gut preußische Gesinnung mitbringen, am Wenigsten haben zu wollen. Unter solchen Umständen zieht sich verschmähte und sogar bedrohte Zuneigung zurück, kopfschüttelnd, mißmuthig, grollend über die Gegenwart, aber treu und voll zuversichtliche Hoffnung auf bessere Zeit. Das leichtere und gesinnungsärmere Gefieder begiebt sich ins österreichische Lager und wird da wohl oder übel das Lob der dortigen Gemüthlichen und Glänzenden singen.

Möge der Krieg — der Himmel verzeih's! — noch einige Zeit dauern. Er wird dem preußischen Heere mancherlei geben können, was ihm zu mangeln scheint, und mancherlei abthun lehren, was weder ziert noch nützt. Er wird zugeknöpfte Herzen aufgehen lassen und zeigen, daß eine solide, ehrliche, wohlwollende Seele darin wohnt. Er wird die Bureaukratie in der Armee auf das Nothwendigste beschränken, hier Junker zu Menschen machen, dort Gamaschenknöpfe und Exerzierplatzpedanten auf das allein Praktische hinweisen. Die Schleswig-Holsteiner werden die Preußen durch ihr Heer lieben lernen. Auch das leichte Geschütz der Presse, jetzt von den Militärs — freilich nicht ohne Grund; denn es ist oft mit Wind geladen — gar zu gering geschätzt, wird allmählich die ihm ge-

bührende Beachtung neben Zündnadelflinten und gezognen Kanonen finden. Mancherlei Gutes ist noch unerkannt, mancher Vortheil noch unbenutzt, aber die Erfahrung wird lehren, die freiere Luft schärfer und weiter sehen lassen. Vieles wird sich vielleicht bald als leere Rede, als Parteivorurtheil darstellen, was jetzt noch als ausgemachte Wahrheit gilt. So schwer das Eine und das Andere gedeihlichem Ausgange zuzulenken scheint, es muß doch gelingen, hier im Felde und daheim.

Von Flensburg kehrte ich zunächst nach Kiel zurück, wo ich dann einige Wochen in den Kreisen der Augustenburgischen verlebte und für deren Sache in der Presse thätig war. Diese Sache erschien damals noch als die des Landes und ganz Deutschlands. Die Losreißung von Dänemark schien auch jetzt noch nur möglich, wenn man an den Anker anknüpfte, welchen das Erbrecht des Herzogs bot. Das Vertrauen zu der preußischen Politik hatte sich nicht sehr gehoben, wo jemand Günstiges von ihr ahnte, wurde er beirrt und seine Aeußerung übertäubt durch die Mehrzahl, welche befürchtete, Bismarck werde die Herzogthümer, gegen einige Zugeständnisse von Seiten der Dänen wieder ihrem alten Herren ausliefern, eine Meinung, die vom Kieler Sophienblatt vielleicht nicht getheilt, sicher aber mit allen Kräften gepflegt wurde. Sammer, ein alter Mitarbeiter der „Grenzboten", am kronprinzlichen Hofe in Berlin wohlgelitten, kam mir vertrauenswürdig vor, wenn er sich in patriotischem Sinne äußerte und für den Fall, daß das Recht des Erbprinzen Friedrich anerkannt und in diesem Sinne Friede geschlossen würde, alle nothwendigen Opfer an dessen Souveränetätsrechten in Aussicht stellte. Gewisse Anzeichen, die das cum grano salis nehmen hießen, wurden nicht beachtet, gewisse Gerüchte, nach

denen man am Sophienblatt nur jenes Recht der Augustenburger im Auge hatte und von Zugeständnissen an Preußen nichts oder viel zu wenig wissen wollte, betrachtete und behandelte man in diesen Wochen als üble Nachrede. Daß sie wohl begründet waren, wurde ich erst später gewahr, als ich einige Monate nach meiner Rückkehr nach Leipzig mein Verhältniß zu den „Grenzboten" auf Sammers Wunsch gelöst hatte und vertragsmäßig in die Dienste des „Herzogs" getreten war.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich in den sechs Monaten meines zweiten Aufenthalts in Kiel zu machen Gelegenheit fand, wurden zum Theil ebenfalls tagebuchsmäßig aufgezeichnet, und ich werde sie vielleicht später in dieser Form vollständig veröffentlichen. Für jetzt glaube ich nur einige davon in die folgende Darstellung verflechten zu dürfen. Andere sollen blos angedeutet werden.

Ich stand in dieser Zeit in nahem Verkehr mit Samwer und den andern Räthen des Erbprinzen Friedrich, auch mit diesem selbst, indem er mich häufig, wenn ich bei ihm zur Tafel gewesen, nach Weggang der andern Gäste noch dazubleiben veranlaßte, wo ich ihm über Allerlei, z. B. über die Stimmung im Lande, referiren mußte und ihm über Dieß und Jenes meine Meinung sagen durfte.

Er bewohnte damals eine Villa links von dem Wege, der durch Düsternbrook nach dem anmuthigen Bellevue führt. Dieselbe liegt unter Hügeln von anmuthigem Schwung, die theils mit Gras, theils mit Bäumen bedeckt sind und ist in Kreuzform und in einem Stil erbaut, der ein Gemisch von gothischer Manier und Schweizergeschmack ist. Das Dach ist steil und mit Schiefer gedeckt. Neben dem Souterrain der Vorderseite befinden sich zu beiden Seiten bauchige Glaskasten zur Aufstellung von Zierpflanzen. Darüber schließen sich an den massiven Kern des

erhöhten Erdgeschosses rechts und links Glassalons von leichterer Bauart. Auf der linken Seite ist der Eingang, zu welchem eine steinerne Freitreppe hinaufführt. Durch ihn gelangt man zunächst in einen Vorraum, aus welchem man durch eine damals mit kleinen schleswig-holsteinischen Fahnen geschmückte Thür in einen geräumigen, mit Steinplatten belegten Vorsaal tritt. Links geht von hier eine hölzerne Treppe in das obere Stockwerk des Gebäudes hinauf, wo sich in jener Zeit das Arbeitszimmer und das Schlafgemach des Prinzen befanden, und eine zweite Treppe in das Souterrain hinab. Rechts öffnet sich eine eichenholzfarbig angestrichene Flügelthür auf das Empfangszimmer, an welches sich auf der einen Seite ein kleines Gemach, in dem der Prinz den Abend zu verbringen pflegte, auf der andern ein etwas größeres anschließt, in dem man die Tafel servirte. Die Fenster des Empfangssalons blicken nach dem Düsternbrooker Wege und der blauen Bucht hinaus und zeigen jenseits in der Ferne das niedliche Bildchen von Neumühlen. Möblement und Verzierung dieses Zimmers waren nicht reicher als in einem wohlhabenden Bürgerhause. Rothe Vorhänge an Goldleisten neben der Thür und dem breiten Fenster, ein Sopha mit einem Tische davor, ein paar gepolsterte Lehnstühle, ein Sekretär, ein Glasschrank, noch ein kleiner Tisch, ein Blumenstand mit hübschen Blattpflanzen, etliche gewöhnliche Stühle, endlich drei Oelbilder, von denen zwei die Töchter des Erbprinzen, freundliche Kindergesichtchen mit blonden Locken und den Augen des Vaters, vorstellten, das dritte die hier geschilderte Villa zeigte — das ungefähr war die Ausstattung des nur wenig mehr als mittelgroßen Raumes, und die erwähnten Nebenstuben waren noch anspruchsloser eingerichtet.

Gleich bescheiden war der Haushalt des „Herzogs“ und sein ganzes Auftreten in gesellschaftlicher Beziehung. Mehr als

einer von den großen adeligen Grundbesitzern Holsteins machte ein glänzenderes Haus als er. Nie sah ich ihn mit Vieren fahren und seinen Wagen zierte weder ein Wappen noch anderer Schmuck, seinen Rock weder Ordensband noch Stern. Seine Dienerschaft bestand auch jetzt noch aus wenigen Leuten. Als Hofchef diente ihm wie früher der Major Schmidt. Die Geschäfte eines Privatsecretärs, die hauptsächlich in Erledigung der Zusendungen von Büchern, Bildern, Gedichten u. dergl. bestanden, mit denen der Prinz, wie üblich, von allen Seiten heimgesucht wurde, versah ein Herr v. Rumohr. Von strenger Etiquette und Ceremonienmeisterei war nicht die Rede. Schwarzer Frack und helle Handschuhe waren alles, was man zu einem Besuche bedurfte. Die Unterhaltung bei Tafel war völlig ungezwungen. Man speiste nicht besser als bei gutsituirten Privatleuten Kiels. Nur bisweilen saß man länger als eine halbe Stunde bei Tische, und in der Regel waren nicht mehr als fünf bis sechs Personen geladen. Nach aufgehobener Tafel wurde das Gespräch bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre im Empfangszimmer stehend fortgesetzt. Nach englischer Sitte aß man erst um sechs Uhr Abends, und die Gesellschaft, unter der man häufig Leute von Namen, Professoren der Universität, Notabeln aus den entfernteren Theilen der Herzogthümer, Fremde von Distinction traf, blieb dann gewöhnlich bis acht Uhr beisammen.

Der Prinz betheiligte sich bei der Unterhaltung lebhaft und verrieth dabei eine gute Kenntniß des Landes, Vertrautheit mit den Rechten, Sitten und Bedürfnissen desselben und Interesse, sich weiter zu unterrichten, auch eine respectable allgemeine Bildung — eine bessere, behauptete ein zu Vergleichen Befähigter, als mancher andere erlauchte Herr. Ueber politische Dinge äußerte er sich im Sinne eines gemäßigten Liberalismus, wäh-

rend sein Herr Vater ein starrer Tory war. Auf sein Erbrecht gab er viel, auch als es Andern längst nicht mehr in erster Linie stand; möglich wäre sogar, daß er an die juristische Mythe geglaubt hätte, die damals im Umlaufe war, der Geist des alten wurmstichigen olivengrünen Pergaments, in welchem dieses Recht saß, und nicht der schnöde Preuße habe Düppel erstürmt und regiere überhaupt trotz ihrer geringen Achtung vor diesem beschriebenen Stück Leder alle Schritte der preußischen Politik. Er war fest überzeugt, daß das schleswig-holsteinische Volk niemals auf dieses Recht, das auch das seine, verzichten werde. „Aber nach fünf, nach zehn Jahren, Hoheit, wenn das Provisorium fortdauert", erlaubte ich mir, als wir eines Abends allein waren, vorzustellen. „Zehn Jahre", erwiderte er — „niemals!" Kriegerische Neigungen schienen ihm zu mangeln. Nur einmal mochte ihn etwas der Art anwandeln, als ich wieder Bedenken über die Zukunft ausgesprochen hatte. „Wenn erst Blut geflossen sein wird!" rief er, indem ihm wohl eine Erhebung der Leute am Dusendüwelswarf gegen die Preußen vorschwebte, aber dabei zitterte die Hand, die er prophetisch ausgestreckt hatte.

Von Person war der Prinz damals eine stattliche Erscheinung. Ueber Mittelgröße, wohlgewachsen, zeigte er in seinen Gesichtszügen unverkennbar den Typus des oldenburgischen Geschlechts: lichtblaue Augen, stark entwickeltes Kinn, wohlgeformte Nase, hohe Stirn, Füße von vornehmer Kleinheit. Das braune Haar begann dem mittleren Dreißiger schon zu ergrauen, wozu der stete Wechsel hoffnungsreicher und herabstimmender Tage beigetragen haben wird. Sonst war sein Leben in Kiel während der zweiten Hälfte des Jahres 1864 ein ziemlich einförmiges. Des Morgens ein Spaziergang, selten ein Ritt, in die Umgebung, dann einsame Arbeit. Nach dem zweiten

Frühstück, gegen die Mittagsstunde, fuhr er nach dem Hause, das er in der Stadt innehatte, um sich hier mit seinen Räthen zu besprechen und zur Aufwartung sich meldenden Fremden, Bittstellern oder mit Vorschlägen oder Mittheilungen kommenden Freunden Audienz zu geben. Gegen fünf Uhr kehrte er nach Düsternbrook zurück. Selten besuchte er das allerdings mittelmäßige Theater, häufig dagegen erschien er in Concerten, die hier mitunter recht gut waren, und wo man den Gebrauch eingeführt hatte, seine loyale Gesinnung bei Eintritt der Hoheit durch allgemeines Aufstehen von den Sitzen kundzugeben. Zuweilen unterbrach noch das Eintreffen einer Deputation mit einer Huldigungsadresse die Stille und Eintönigkeit dieser Lebensweise. Hin und wieder besuchte der „Herzog" auch einen der wenigen zu ihm haltenden Großgrundbesitzer in der näheren oder entfernteren Nachbarschaft von Kiel. Niemals aber überschritt er meines Wissens in dieser Zeit die Grenze Schleswigs. Mitunter folgte er einer Einladung zur Jagd in der Gegend von Hamburg, wo der Kaufmann Godefroy, ein alter Freund des Hauses Augustenburg, einen stattlichen Besitz mit Wildstand hat. Manchmal fiel auch ein Erinnerungsfest oder sonst ein feierlicher Tag, bei welchem der „Herzog" in die Oeffentlichkeit zu treten für geboten hielt. Sonst verlief eine Woche ungefähr wie die andere, und noch immer wollte der große Hauptfeiertag, der Tag der Anerkennung und Einsetzung nicht erscheinen. Das Provisorium schien weit über den Friedensschluß mit Dänemark hinaus fortdauern, es schien sich verewigen zu wollen.

Den Eindruck eines bedeutenden Menschen machte der Prätendent nicht. Er war offenbar eine von den Naturen, die zur Abhängigkeit von ihrer Umgebung verurtheilt sind, denen die Gedanken und Entschlüsse von außen kommen. Wäre er gut berathen gewesen, so würde er vermuthlich anders gehandelt haben,

so würde der egoistische Zug seines Hauses bei ihm mindestens nicht so stark hervorgetreten oder bald verständiger Ueberlegung der Sachlage gewichen sein. Der „Herzog" Friedrich lebte aber in einer Atmosphäre, welche durchaus von dem Augustenburgischen Hausgeist durchdrungen war. Seine Umgebung bestand fast durchgehends aus alten Agenten seines Vaters, sie trug trotz ihres chamäleonartigen Wechselns der Farbe eine ganz bestimmte Grundcouleur, zu der sie immer wieder zurückkehrte, die nämlich der Livree der herzoglichen Dienerschaft. Alles wurde von ihr darnach bemessen, ob es und wie weit es dem pergamentenen Rechte der Augustenburger dienen wollte, Alles fallen gelassen, sobald es für deren Interesse ausgenutzt war. Daß die Nation auch ein Recht und zwar ein höheres hatte, und daß Preußen dasselbe vertrat, galt in diesem Kreise für verabscheuenswerthe Ketzerei, die mit allen Mitteln prostituirt und wo möglich zermalmt werden müsse.

Das bedeutendste — richtiger das einzige bedeutende Ingenium unter den Räthen des Erbprinzen war der coburggothaische Geheime Regierungsrath Samwer. In seiner Hand liefen alle Fäden des Apparats zusammen, mit dem man hier Staat im Staate spielte, er war in allen Fragen der herzoglichen Politik der spiritus rector, und so werde ich das, was über diese Politik zu sagen ist, an eine Schilderung seiner Persönlichkeit nach den Erfahrungen anknüpfen, durch die mir über ihn die Augen geöffnet wurden.

Karl Samwer, der Sohn eines Advocaten, war ursprünglich ebenfalls Advocat. In dieser Eigenschaft wurde er in den Jahren vor 1848 mit dem alten Herzog von Augustenburg bekannt, in dessen Auftrag er dann vielfach literarisch thätig war, und dessen Recht er fortan, wie es scheint, als den Leitstern und Angelpunkt seines Lebens betrachtete. Seine staats-

rechtlichen Kenntnisse, sein Scharfsinn in der Lösung schwieriger Fragen, andrerseits eine gewisse Aehnlichkeit seines Charakters mit dem der Gravensteiner Durchlaucht ließen den jungen Mann schon damals die Stellung eines Vertrauten der herzoglichen Familie gewinnen, wogegen viele Andere sich mit dieser Natur nicht zu befreunden vermochten. Kurz vor der ersten Erhebung der Schleswig-Holsteiner habilitirte er sich an der Kieler Universität für Staatsrecht. Während des Krieges wurde er vom Herzoge zu verschiedenen diplomatischen Missionen verwendet. Nach der Pacification ging er, obwohl nicht verbannt, aus dem Lande und nach Gotha, wo er Anstellung fand und nun eine doppelte Thätigkeit entwickelte, indem er einerseits die auswärtigen Beziehungen seines neuen Gebieters pflegen half, andrerseits als Sachwalter des früheren fortarbeitete. Wiederholt begleitete er den rührigen und strebsamen Herzog Ernst auf seinen Reisen an die verwandten Höfe in Brüssel und London, wobei er mit hervorragenden Staatsmännern in nahe Berührung kam. Mit Geschick vertheidigte er die Sache desselben in dem Streite gegen den Adel des Ländchens. Sich leicht in ursprünglich ihm fremde Fächer hineinstudirend, überall rasch zu Hause, machte er sich auch auf anderen als politischen Gebieten nützlich, ohne es jedoch in der neuen Heimath zu größerer Beliebtheit beim Publicum bringen zu können als in der alten, wo ihm nur der kleine Kreis der Augustenburgischen eine gewisse Neigung bewahrte, und von wo ihm nur durch dessen Vermittelung noch einige Kunde von dem, was vorging, zu Theil wurde. Man achtete seine Fähigkeiten, man ehrte seine Kenntnisse, und dennoch fühlte sich niemand zu ihm hingezogen, wiewohl er mit Intelligenz und Eifer auch die Gabe, liebenswürdig sein zu können, ja ein gewisses weiches Wesen verband Man wußte eben niemals recht, wie man mit ihm daran war.

So war er mit dem Prätendenten nach Kiel zurückgekommen, ohne genaue Bekanntschaft mit den Zuständen, die er hier vorfand, ohne Freunde unter den Parteien, die sich inzwischen gebildet, mit dem alten Rufe eines Advocaten des Augustenburgischen Hauses und in dieser Eigenschaft Vielen mehr ein Gegenstand der Scheu und der Befürchtung als der Zuneigung und Hoffnung. Wenn er trotzdem bald Einfluß auf einen großen Theil der Bevölkerung gewann, so zeigt das allerdings sein Talent, erklärt sich aber auch aus den Umständen. Zuerst war das Erbrecht der Augustenburger, mit dem er operirte, wie es schien, der einzige Hebel zum Sturz der dänischen Herrschaft, und später organisirte und schürte er nur den im Lande bereits vorhandenen Particularismus. Die Selbstsucht der Augustenburger ging Hand in Hand mit der Selbstsucht der meisten Schleswig-Holsteiner, welche die Pflichten und Verluste fürchteten, die ihnen eine Annexion an Preußen oder ein enger Anschluß an dasselbe auferlegte; mit der Angst von Beamten vor mehr Arbeit bei weniger hohem Gehalt, mit der Scheu von Gewerbetreibenden vor dem Zollverein, mit dem Bangen der Bauern vor der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Sorge „schöner Familien" um ihre Söhne, die hinfort nicht mehr wie bisher mit der sichern Anwartschaft auf fette Stellen sich dem Staatsdienste widmen würden, und mit der Berechnung von Strebern, die in einem selbständigen Kleinstaat leichter eine Rolle zu spielen und rascher Geheimrath, General oder Gesandter zu werden hofften, als in einem Schleswig-Holstein, welches preußische Provinz oder etwas dem Aehnliches war. Auch die Demokraten endlich, deren letzte Pläne auf einen Zerfall Deutschlands in ein Schock allerliebster kleiner Republiken gingen, waren bei ihrem Haß gegen den Großstaat Preußen, das Haupthinderniß ihrer Projecte, Verbündete, die bis auf Weiteres zu brauchen waren.

Der Charakter des Premiers des Prätendenten war nicht leicht zu erkennen. Die stärksten Widersprüche mischten sich in ihm: fanatische Energie mit frauenhafter Schwäche, hartnäckige Consequenz mit fieberhaftem launischen Wechsel, demokratische Neigungen mit legitimistischen Grundsätzen. Seinem Temperament nach war er Sanguiniker mit einem gewissen cholerischen Zusatz. Beinahe unaufhörlich in Aufregung, heute voll hochfliegender Zuversicht, morgen fast gebrochen von Verzweiflung, war er um die Körperverfassung zu beneiden, die solche intermittirende Gemüthsstürme ohne wesentlichen Schaden ertrug. So sanguinisch er in der Regel kleine Erfolge auffaßte, sah er, sobald es Ernst wurde und ein großer Wurf gewagt werden mußte, augenblicklich nur noch die Schwierigkeiten der Sachlage. Ein Advocatensohn, früher selbst Advocat, dann speziell der Advocat der Augustenburger, war er auch als Politiker in seiner Grundanschauung und seiner Methode, die Geschäfte zu leiten, wesentlich Advocat, womit sich die Künste eines Diplomaten der kleinstaatlichen Schule und die Befolgung von Recepten verbanden, die er sich aus seinem Verkehr mit dem alten Herzog als probat notirt haben mochte. Die schleswig-holsteinische Frage wurde von ihm in der Hauptsache als ein großer Civilproceß angesehen und behandelt. „Es sind", so schrieb er einst, „die Rechte eines halben Jahrtausends, die in den Herzogthümern vertheidigt werden". „Es ist möglich, daß sie im Kampfe zeitweilig unterliegen. Das Recht selbst und der Wille, es herzustellen, wird nicht untergehen, so lange", u. s. w. Das Recht und immer wieder das uralte Recht der Augustenburger, das oberste und heiligste aller, war das Leibthema aller von Sammer selbst ausgehenden oder von ihm angeregten Deductionen.

Dieses göttliche Recht that indeß kein Wunder, man brauchte auch eine Maschinerie, um es zu verwirklichen, man brauchte

„Simulacra", d. h. aus dem Samwerschen Latein in ehrliches Deutsch übersetzt: Lockspeisen für die Masse, Köderungs- und Berauschungsmittel für die Parteien, welche das Recht des Hauses Augustenburg nicht warm werden ließ, packende Phrasen für die Presse und die Vereine. „Wille des Volks" — „schleswig-holsteinische Nationalität" — „Rechtsüberzeugung des Landes" — „Deutschland muß auf einmal Eins werden, nicht stückweise" — „das Volk der Herzogthümer darf nicht wie eine Heerde behandelt werden" — „Anschluß an Deutschland, nicht an Preußen" — „Selbstbestimmungsrecht" — „nicht octroyiren lassen" — „Helotenthum der Schleswig-Holsteiner, die Folge der preußischen Forderungen" — solche und ähnliche Redensarten gingen im Jahre 1864 in Menge aus dem Comptoir auf dem Kieler Sophienblatt hervor, um die Action des Rechtes zu verstärken. Auch der garstige Schwindel, daß Preußen sich bei Napoleon die Erlaubniß zur Annexion Holsteins und Südschleswigs gegen Abtretung der dänisch redenden Districte Schleswigs an König Christian zu verkaufen vorhabe, ist dort erfunden und dann über Wien an die Zeitungsredactionen versandt worden, die von diesem „Simulacrum" Gebrauch zu machen in der Lage waren.

Und da es das Recht, die Phrase und die üble Nachrede nicht thaten, so suchte man andere Hülfe, bei der Berliner Opposition, beim Nationalverein, bei den Großdeutschen, wo der famose Doctor Bärens aus Hannover Vertrauensmann war, beim Bundestage, bei Oesterreich, selbst in Paris. Im März 1864 erschien in den „Schleswig-Holsteinischen Blättern" während zufälliger Abwesenheit des Redacteurs ein Artikel mit der Ueberschrift: ‚Ultima ratio", welcher empfahl, eine große Deputation aus allen Theilen des Landes an den Kaiser der Franzosen zu schicken und ihn um Einschreiten zu Gunsten der

Herzogthümer zu bitten. In der ganzen deutschen Presse, die folgenden Nummern des eben genannten Blattes eingeschlossen, wurde dieser niederträchtige Vorschlag mit der Verachtung behandelt, die er verdiente. Die Kreuzzeitung benutzte die Gelegenheit zu Angriffen auf den Prätendenten, indem sie die Schleswig-Holsteinischen Blätter als dessen Organ bezeichnete. Darauf erklärte Staatsrath Franke, der Finanzminister des herzoglichen Kabinets, in dem Berliner Blatte, daß „die Rathgeber Sr. Hoheit des Herzogs auf die Haltung der ‚Schleswig-Holsteinischen Blätter' niemals irgend einen Einfluß gehabt". Obgleich in diesem Dementi auf die dort empfohlene Deputation nach Paris nicht Bezug genommen wurde, so konnten doch Fernstehende darin eine indirecte Mißbilligung der Sache von Seiten der Räthe des Prätendenten lesen. Thaten sie Dieß, so täuschten sie sich insofern, als die Mißbilligung sich erst entwickelte, nachdem der Plan der öffentlichen Meinung in Deutschland unpatriotisch und verrätherisch erschienen war. Vorher hatte man ihn in jenem Kreise mit dem Wohlgefallen betrachtet, welches man dem eigenen Kinde zuzuwenden pflegt. Zu derselben Zeit nämlich, als der berüchtigte Artikel sich unter der Presse befand, reiste ein Professor der Kieler Universität „auf Veranlassung und im Auftrage der Rathgeber Sr. Hoheit", wie er selbst mit klaren Worten sagte, nach Flensburg, um dort eine Abordnung von Schleswigern an den Kaiser Napoleon auf die Beine zu bringen. An dem gesunden Sinne der Flensburger Patrioten scheiterte diese Intrigue schon im Beginn, und als dann gegen die „Ultima ratio" der „Schleswig-Holsteinischen Blätter" der allgemeine Unwille aufrauschte, verfolgte natürlich auch der Advocatengeist, dem das Recht über das Vaterland ging, dieses Project nicht weiter. Dagegen versuchte man durch nicht so massenhafte in der Stille abgehende Gesandtschaften

in Paris für das „alte gute Recht" zu begeistern, und zwar geschah dieß noch nach der Einnahme der Düppelstellung, noch im Herbst 1864 und noch im Januar des nächsten Jahres. Der letzte Emissär, der auch in London war, könnte namentlich bezeichnet werden. Auch die Bearbeitung der Pariser Presse durch kosmopolitische Journaljuden ließ man sich Geld kosten und zwar viel Geld. So erhielt ein gewisser Bamberg 3500, ein gewisser Simon für sich und einen Andern, wenn ich recht verstand, 20,000 Francs monatlich, und was dafür geleistet wurde, ging auf ein paar Zeitungsspalten. Die Manipulation dabei war aber die, daß Secretär Griebel dem Prätendenten günstige Urtheile und Nachrichten nach Paris sandte, die verarbeitet in die dortige Presse gebracht wurden, aus dieser wieder nach dem Sophienblatt reisten und von da als Zeichen des Wohlwollens der öffentlichen Meinung in Frankreich den deutschen Zeitungen, in denen man Dergleichen mochte, zum Abdruck übersandt wurden. Auch andere Gesandtschaften ins Ausland, darunter recht komische, gingen ab, wie denn z. B. ein vielgenannter deutscher Lyriker 1000 Thaler zu einer Reise nach Rußland erhielt, um dort — schwer glaublich, mir aber von sicherer Hand mitgetheilt — am Hofe für den Herzog zu wirken.

Vom praktischen Staatsmanne wird die Gabe, Menschen richtig zu beurtheilen, verlangt werden dürfen, und daß der erste Rath des Erbprinzen diese in besonderem Grade besessen hätte, war an den Werkzeugen, deren er sich zur Ausführung seiner Pläne bediente, und an der Art, wie er sich ihrer bediente, nicht zu erkennen. Der eifrig großdeutsche Herr v. Wydenbrugk mochte eine gute Wahl für den Wiener Botschafterposten sein, obwohl seine Depeschen sich mehr durch Länge, als durch Gehalt auszeichneten. Herr Professor Hänel war als

Rechtsgelehrter höchst achtbar, und er erwarb sich als Gesandter des Düsternbrooker Hofes bei der Großmacht der Schleswig-Holsteinischen Vereine und, wie man hörte, als Emissär in Wien und — anderswo durch schöne diplomatische, sowie als geheimer herzoglicher Journalist durch nicht minder schöne journalistische Fähigkeiten erhebliche Verdienste im Kampfe gegen Preußen. Die übrigen Herren aus der Gesellschaft des Sophienblattes waren mit sehr wenigen Ausnahmen subalterne Naturen, und dasselbe ist von den übrigen Mitgliedern des Kabinets, Franke, Duplat, Otto Jensen und dessen jüngerem Bruder, dem „Polizeiminister" zu sagen. Indeß waren mehrere dieser Mitarbeiter wohl nicht von Sammer gewählt, sondern ihm durch die Verhältnisse aufgenöthigt worden. Dagegen zeigte sich die geringe Menschenkenntniß desselben unstreitig darin, daß er zu wähnen schien, seine Art, die Dinge aufzufassen und zu behandeln, werde nicht von Vielen allmählich durchschaut werden, daß er der Welt ein zu kleines Maß von Gedächtniß, Selbstgefühl und Willenskraft zutraute, und daß er infolge dessen der Meinung war, nicht blos mit der großen Masse, sondern auch mit Leuten von Intelligenz und Charakter, wie sie die nationale Partei in den Herzogthümern in guter Zahl aufwies, gleich dem Knaben mit den Holzsoldaten auf der Ansteckscheere verfahren, sie nach Gelegenheit und Bedürfniß vor- oder zurückschieben, sie bald um eine gelinde, bald um eine schroffe Phrase sammeln, sie mit sich bald nach Preußen, bald nach Oesterreich, bald nach dem Bundestage hin schwenken machen zu können.

Gemeiner Egoismus, wie er manchen von der übrigen Umgebung des Prätendenten wohl nicht mit Unrecht nachgesagt wurde, war dem Gegenstand dieser Betrachtung sicher fremd. Zweifelsohne aber war nächst seiner Monomanie für das Recht der Augustenburger brennender Ehrgeiz die Haupttriebfeder

seines Thuns, und wenn ich gewisse Aeußerungen seiner Bekannten recht interpretire, so begnügte dieser Ehrgeiz sich nicht mit der Hoffnung, dereinst den ganz respectabeln Mittelstaat Schleswig-Holstein zu lenken, sondern schweifte phantastisch aus nach höheren Sphären der diplomatischen Welt.

Es gab damals Leute, die es erheiterte, wenn der Geheimrath sich gelegentlich in die Sphäre der höheren Ethik erhob, begeistert von den moralischen Imponderabilien im Völkerleben redete und mit leuchtenden Blicken vor dem Gebrauche jesuitischer Künste, vor dem Tragen auf zwei Achseln, vor Doppelzüngigkeit, Mentalreservationen, krummen Wegen, kleinen Täuschungsmitteln, halben oder ganzen Lügen und anderem Zubehör zum Diplomatenhandwerk warnte, „Dingen, die niemals zum Ziele führen und sich nach ewigen Gesetzen immer rächen". Und es gab andere Leute, die es betrübte, daß in einem Bureau, welches keineswegs hundert Meilen von dem Zimmer entfernt war, in welchem so edle Grundsätze lebten, beinahe täglich von jenen Künsten und namentlich von der Mentalreservation und der Nothlüge der luxuriöseste Gebrauch gemacht wurde. Beispiele davon verzeichnete ich in mein Tagebuch eine gute Anzahl. Man begegnete selbst der Meinung, je stärker in diesem Bureau bei politischen Gesprächen eine Behauptung bekräftigt werde, desto mehr habe man Ursache, sie für unwahr zu halten. Ja es wurde erzählt, die Neigung und Gewohnheit zu täuschen gehe dort so weit, daß der Betreffende sich gelegentlich selbst täusche, womit man vermuthlich die Manöver in der Presse und in den Vereinen im Auge hatte, durch welche eine Art öffentlicher Meinung geschaffen und erhalten wurde, auf die das Bureau dann wenigstens halb vertraute, auf die es vor den Nationalen in Deutschland hinwies, und hinter der es sich vor den Vorwürfen der Freunde verschanzte. Der Herzog muß, so hieß es

da echt constitutionell, mit der Majorität gehen, und siehe da, die Majorität wollte in der Regel nichts anderes, als was der auf dem Sophienblatt aufgestellte Gesinnungseinpumpungs-Apparat in die Zeitungen und die Klubs hineingetrieben oder, soweit es von Natur vorhanden, bitterer und schärfer gemacht hatte.

Bisweilen wurde allerdings auch abgewiegelt, Milde und eine gewisse Nachgiebigkeit empfohlen, aber das hing mit dem Schaukelsystem, das man adoptirt hatte, mit der schwierigen Stellung, in der sich der übelberathene Prätendent durch seine engherzige und selbstsüchtige Politik Preußen gegenüber gebracht, und mit einer andern Eigenschaft seines Premiers zusammen, die ich nicht mit dem ihr gebührenden Worte bezeichnen, sondern als Unentschlossenheit vor entscheidenden Momenten, Aengstlichkeit in Krisen, Mangel an Vertrauen auf sich und seine Sache, sobald es um eine Ecke ins Ungewisse geht, Abneigung vor Wagnissen, vor offnem Herausgehen mit seiner Meinung und Absicht umschreiben will. Man drängte beim Bundestage, man bohrte und wühlte im Lande mit Virtuosität, und wenn es zur Abstimmung, zur Entscheidung kommen sollte, warnte man die guten Freunde vor Ueberstürzung. Man arrangirte energische Volkskundgebungen, wenn sie dann aber mit zu starkem Gekrach explodirten, wollte man nichts damit zu schaffen gehabt haben. Man hat Willisen's Haltung in der Schlacht bei Idstedt getadelt, und vielleicht kein Mensch zwischen dem Süd- und dem Nordende der Herzogthümer hätte sie, wenn die Natur des unglücklichen Generals allein damals die Schuld am Mißlingen getragen hat, so gewiß aus demselben Grunde verloren wie Karl Sammer.

Eine kurze Entstehungsgeschichte der sogenannten „Vierziger-Erklärung", die in die letzten Wochen meines Aufenthalts in Kiel fiel, mag das Obige illustriren. Diese Erklärung sollte ein

recht kräftiger Protest gegen die preußenfreundliche Kundgebung sein, mit der Scheel-Plessen und seine Gesinnungsgenossen gegen Ende December 1864 hervorgetreten waren, und sie war in der That sehr kräftig ausgefallen. Die Leidenschaft an der Stelle, wo die Gesinnungsfabrik arbeitete und auch diese Demonstration vorbereitete, hatte dießmal das sonst hier übliche Verfahren, mit dem man alle Parteien im Lande leidlich zu befriedigen und sich mehr oder minder nutzbar zu erhalten bemüht war, bei Seite setzen lassen. Die Erklärung, der erste aufrichtige Ausdruck der Ansichten und Wünsche des Sophienblattes, wußte gar nichts von der Existenz Preußens, sie sprach nur von dem Rechte des „Herzogs", dem Verlangen, dasselbe anerkannt zu sehen, und dann von Anschluß an — Deutschland, ein damals längst zum Stichwort der Preußenfeinde gewordener Name, unter dem man sich, wenn überhaupt etwas Reelles, kaum etwas Anderes vorstellen konnte, als den deutschen Bund. Eintritt in den also verlangte man im Kreise des Prätendenten und zu Preußen kein anderes Verhältniß als das, in welchem die übrigen Glieder des Bundes bisher zu ihm gestanden. Die Verfasser dieses beinahe komisch zu nennenden Schriftstücks waren gewiß überzeugt, damit Tüchtiges geleistet zu haben. Auch die Maschine that ihre Schuldigkeit: sie arbeitete unverdrossen etliche Wochen und lieferte fünfzigtausend Namen unter die Declaration, Namen, die man freilich nicht alle genau ansehen und fragen durfte, aus welchen Gründen und auf welchem Wege sie auf dieses Papier gekommen. Indeß andererseits machten die Absender doch auch Erfahrungen, die sie zweifeln lassen konnten, ob ihre Leistung wirklich ein vernünftiger und nützlicher politischer Act, ob sie nicht vielmehr ein Mißgriff, ja ein offenbarer Unfug gewesen. Die Presse der Freunde eines engen Anschlusses an Preußen erhob sich, um die Redensart

vom „Anschluß an Deutschland" als einen Skandal zu verurtheilen. Die großen Blätter der nationalen Partei im Norden, bisher dem Prätendenten und seiner Umgebung nicht ungünstig, sprachen drohend in gleicher Weise. Mehrere Vereine, denen die Erklärung zur Unterschrift zugegangen, schickten sie, als nicht mit ihren Ansichten im Einklang, einfach zurück; andere unterschrieben mit Vorbehalt, erklärend, daß sie damit keinesfalls die Ansprüche Preußens zu leugnen gemeint haben wollten. Mit einem Worte: ungefähr alle Verständigen im Lande wandten sich mit Widerwillen von den Urhebern dieser Thorheit ab.

Umsonst flötete die „Kieler Zeitung", die durch Hänel und den Bankier Ahlmann vom Sophienblatt her inspirirt wurde, von Mißverständnissen: Preußen gehöre ja zu Deutschland, folglich sei Anschluß an dieses doch wohl auch Anschluß an jenes, und was dergleichen Kindersophistik mehr war. Die Gegner, die Mißtrauischen, die Wankenden wollten sich nicht weisen lassen, und so fingen die Kieler Politiker von der Augustenburgischen Farbe an zu begreifen, daß man sich vergriffen. Man hielt Berathungen, zu welchen gelinde und strenge Particularisten gezogen wurden, debattirte lange und eifrig und suchte sich über eine authentische Interpretation der Vierziger-Erklärung zu verständigen. Es gelang, eine solche zu Stande zu bringen, aber sie konnte wirklich Nationalgesinnte in keiner Weise zufrieden stellen. Nicht bessere Ueberlegung, nicht Verständniß des wahren Vortheils der Herzogthümer hatte, wie die neue Resolution selbst naiv zugestand, diese Kundgebung hervorgerufen, sondern Furcht vor der öffentlichen Meinung im Süden der Elbe.

Die Anschlußmänner mußten nun entschiedener Stellung nehmen, und sie zögerten damit nicht lange. Bisher hatte man den „Herzog" und sein Recht immer noch stärker oder schwächer

betont. Von jetzt an hielten die Führer es für gerathen, ihn, wie man in Schleswig-Holstein sich ausdrückt, „außen vor zu lassen", wenigstens nur mittelbar und nebenbei, wie die Vierzig von Kiel und ihr Schweif mit Preußen gethan, seiner Existenz und seinen Ansprüchen Rechnung zu tragen oder, wie ein Redner es einmal ausdrückte, zwar nicht antiherzoglich, aber nicht mehr herzoglich aufzutreten. Ich that von da ab desgleichen, und ich hatte dazu meine besondern guten Gründe.

Die Beobachtungen, welchen ich bei diesen Mittheilungen folge, fielen größtentheils in die letzte Hälfte meines zweiten Aufenthalts in Kiel. Ich war erst zu Zweifeln gelangt, dann entschieden mißtrauisch und zuletzt durch eine Entdeckung sicher geworden, daß ich hier nicht an der rechten Stelle sei. Ich theilte das Samwer mit und bat um meinen Abschied. Er wurde mir verweigert. „Was sollen", so hieß es, „die Nationalen denken, wenn Sie gehen"? Dann folgten die oft gehörten Versicherungen, daß man ebenfalls nationale Ziele verfolge, daß man zu allen möglichen Zugeständnissen bereit sei, das Wieviel aber Geheimniß bleiben müsse u. dgl. m. Ich ließ mich beschwichtigen und blieb. Etwa vier Wochen später aber, gegen Ende des Februar 1865, machte ich wieder eine Entdeckung, die mir zeigte, daß meines Bleibens hier nicht länger sein könne, wenn ich nicht meine Ueberzeugungen aufgeben wollte. Wieder verlangte ich meine Entlassung, wieder wollte man mich festhalten, mir nur einige Monate Urlaub bewilligen, da sich „inzwischen Dinge begeben müßten, die beweisen würden, daß mein Verdacht grundlos sei". Dießmal aber blieb ich bei meinem Entschlusse, und am nächsten Tage verabschiedete ich mich vom Erbprinzen in seiner Düsternbrooker Villa, wohin er mich mit Samwer, Franke und Jensen hatte zur Tafel laden lassen, auf

Nimmerwiedersehen. Ich habe starke Ursache zu glauben, daß auch er mich ungern gehen sah.

Als ich im Februar 1865 von Kiel nach Leipzig zurückkehrte, übernahm ich die Redaction der „Grenzboten" von Neuem, aber mit Anschauungen von der politischen Lage und Entschlüssen, die wesentlich anderer Art waren als die früheren. Der Glaube an die Macht der öffentlichen Meinung war mir abhanden gekommen. Die Erfahrungen unter den Augustenburgischen hatten mir die Augen geöffnet, der Umgang mit den entschieden Nationalgesinnten hatten noch übrig gebliebne Bedenken wo nicht ganz beseitigt, doch stark ins Wanken gebracht und abgeschwächt. Eignes Vergleichen und Ueberlegen der Politik des preußischen Ministerpräsidenten, soweit sie für Laien erkennbar war, hatte zu Schlüssen geführt, die von ihr Gutes erwarten ließen, wogegen die „Volkspolitik", die sich mehr und mehr von ihrer gesunden Basis, der Unterordnung unter Preußens Führung, entfernt hatte und ganz und gar in die Hände juristischer Doctrinäre gerathen war, welche nicht über den Verfassungsconflict in Berlin hinweg konnten und mit den dortigen Fortschrittlern sogar so weit an einem Strange zogen, daß sie trotz ihrer Kenntniß von den Augustenburgischen Umtrieben „aus Achtung vor dem Rechte", in Wahrheit aber mehr aus Parteihaß und Mißtrauen gegen Bismarck die Bildung eines neuen souveränen Mittelstaats begünstigten, bei mir mit jedem Tage mehr an Vertrauen verlor. Einige Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, mögen als Belege für diese Wandelungen meiner Ueberzeugung dienen.

Im October 1864 schon hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: „Nächstens wieder Generalversammlung des National-

vereins. Wie gleichgültig einen das läßt! Er soll demokratischer werden, heißt es, man will den Süddeutschen zu Gefallen die Agitation für die Reichsverfassung und das Parlament in die untern Schichten des Volkes tragen, die ‚freiheitliche Seite' des Programms soll noch mehr als bisher hervorgekehrt werden. Damit wird man dem Vereine möglicherweise eine Anzahl neuer Mitglieder zuführen, ihn aber gewiß nicht einflußreicher machen. Er wird dann vielleicht ‚die öffentliche Meinung' im Süden ausdrücken, die ist aber keine Macht, die viel vermag. Nicht demokratischer, sondern preußischer sollte das Ziel des Vereins sich gestalten. Gleichviel wie Bismarck uns sonst gefällt, er verfolgt augenscheinlich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, und nur Verblendete können ihm ein ungewöhnliches Maß von Klugheit und Energie absprechen. Seine Politik nach dieser Richtung hin und zunächst in der schleswig-holsteinischen Sache zu unterstützen, ist die erste und oberste und zugleich die einzig lohnende Aufgabe einer Gesellschaft, die sich Nationalverein nennt. Wollen die Süddeutschen dabei nicht mitthun, so lasse man sie gehen. Der Verein wird dann kleiner, aber stärker werden. Seine Generalversammlungen werden nicht mehr sein, was sie nach guten Anfängen in der letzten Zeit mit jedem Jahre mehr wurden: Schaustellungen einer Wandergesellschaft politischer Komödianten".

Im November 1865 notirte ich mir aus einer Zuschrift an die „Grenzboten" folgendes Urtheil über die Generalversammlung dieses Jahres als genau mit meinen Beobachtungen zusammentreffend: „Der Verein verfällt immer mehr in bureaukratischen Schematismus. Wer seinen bisherigen Generalversammlungen beigewohnt hat, weiß, daß dieselben stets in drei Acte zerfallen. Zuerst Antrittsrede des Präsidenten, prosaische Umschreibung des Liedes, in welchem die tapfere Turnerschaar

ermahnt wird, bei ihren Spielen auszuharren, da sie dann der Freiheit Aar zu höh'ren Zielen führen werde. Darauf zweiter Aufzug: Die elektrisirte Versammlung erträgt im Bewußtsein, bei ihren Spielen ausharren zu müssen, ohne Murren die Vorlesung eines weitschweifigen politischen Rechenschaftsberichts. Dritter Act: Der Ausschußreferent und die rednerischen Kräfte des Ausschusses vertheidigen gewisse Anträge, die niemand anders als ungenügend angreifen kann, da sie niemand vorher bekannt geworden sind. Von einer ernsthaft gemeinten Debatte ist somit keine Rede. Das Verhältniß des wohlorganisirten Bureaus zu der gar nicht organisirten Masse der Versammlung entscheidet im Voraus über das Geschick der Anträge des Ausschusses, [und die schließliche Abstempelung derselben erfolgt stets mit überwiegender Majorität, mag die Versammlung vorwiegend aus Preußen oder der Mehrzahl nach aus Frankfurtern zusammengesetzt sein".

„Mehrfach ist der Wunsch angeregt worden, die Ausschußresolutionen möchten den Zweigvereinen so zeitig mitgetheilt werden, daß dieselben sich über ihre Stellung dazu schlüssig machen könnten. Auf der Hand lag ferner die Nothwendigkeit, die Generalversammlungen durch Abgeordnete der in den verschiedenen Theilen Deutschlands lebenden Mitglieder des Vereins beschicken zu lassen. Beides blieb ohne Berücksichtigung. Jupiter gleich thront der Ausschuß das Jahr hindurch in olympischer Ruhe, bis seinem Haupt eine Minerva in voller Rüstung entspringt, eine Resolution voll gründlicher Erwägungen, die dann sofort, mit dem Fabrikzeichen des Vereins versehen, welcher an ihrer Fabrikation so unschuldig wie möglich ist, als der Meinungsausdruck von siebzehntausend Menschen die Rundreise durch die Welt antritt".

„Wenn je, so that jetzt eine Revision des Programms

noth. Preußen entwickelte sich in so eigner Art, daß das Dogma von dem Berufe des liberalen Preußens zur Führerschaft in Deutschland nicht mehr paßt. Wir haben ein im Innern nicht liberales Preußen vor uns, das gleichwohl der entschiedenste Feind der Kleinstaaterei ist und mit mächtiger Hand verhindert, daß die geschichtliche Entwicklung Deutschlands durch Errichtung eines neuen souveränen Kleinstaats gehemmt wird, und das somit trotz des Verfassungsconflicts der Grund- und Eckstein aller nationalen Bestrebungen bleibt".

„Dieß mußte ausgesprochen werden. Statt dessen hat man die dadurch angeregten Gegensätze durch ein Compromiß überkleistert, lediglich, um den Verein bei seiner jetzigen Mitgliederzahl zu erhalten. Als ob es für ernsthafte Politiker darauf ankäme!"

Ueber die Nationalfeste endlich, welche die „Volkspolitiker" damals arrangirten und dann wie Großthaten priesen, urtheilt eine Aufzeichnung vom 24. Juli 1865 wie folgt:

„In der That, eine eigne Zeit, dieser Sommer, und ein eignes Volk, diese Deutschen von heute. Als ob der Himmel unseres politischen Lebens so voll von Geigen hinge, wie er voll Wolken hängt, feiert man Fest auf Fest und kann sich kaum genug thun mit Schwärmen und Jubeln. An den Bahnhöfen wimmelt es von Hüten mit Festkarten, Bändern und Eichenlaub. Tag für Tag fast schleppen keuchende Locomotiven Züge fideler Festbesucher nach Ost und West, ziehen Paraden und Processionen von solchen durch bekränzte und beflaggte Städte, schildern die Zeitungen den patriotischen Schwung, der sich bei derartigen Gelegenheiten kundgegeben. Heute knallt an der untern Weser das große Fest der patriotischen Schützenjoppen, über acht Tage singen am mittleren Laufe der Elbe fünfzehntausend Sängerkehlen die unvermeidliche Frage nach

dem deutschen Vaterlande so vergnügt in die Welt hinein, als ob sie die rechte Antwort nicht blos wüßten, sondern auch schon in gediegenster Verwirklichung vor sich hätten, und wer damit noch nicht zufrieden gestellt ist, der mag in weiteren drei Wochen nach der Saale reisen, wo sie das fünfzigjährige Jubiläum der Burschenschaft und den Tag begehen werden, an welchem man den hessischen Zopf verbrannte, ohne sein und anderer in jener Zeit gekürzter Zöpfe Nachwachsen verhindern zu können.

Daneben zahllose kleinere festliche Zusammenkünfte. Ueberall Gesang und Toastiren, Böllerknall und Gläserklang, wohltönende Reden, Begeisterung, Brüderlichkeit und Behagen. Fürwahr, wie das baierische Bier sich im Laufe der letzten Jahre unsern Norden erobert hat, so scheint ein anderes süddeutsches Product, die den Wienern, wie man sagt, abhanden gekommene Gemüthlichkeit, den gleichen Weg angetreten und gleich wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Im Wesen des Norddeutschen lag davon bisher wenig, und ein Todter dieses Stammes aus der strengen, dürftigen, freudlosen Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre würde, wiedergekommen und vor eine dieser freudenreichen Festhallen, einen dieser Schützentempel, einen dieser Sängerchöre geführt, schweren Zweifeln unterliegen, ob er wirklich zu Hause sei oder etwa im Phäakenlande.

Vergnüglichkeit also wäre die Signatur dieser Tage. Andere sagen: mit Nichten, es sind Symptome der Erhebung, Zeichen und Mittel patriotischen Aufschwungs, Vorboten großer Dinge. Prüfen wir das. Allerdings sind unsere Nationalfeste von einiger Bedeutung für unsere politische Entwickelung. Wie sie aus dem mächtig gesteigerten Wohlstande der Nation hervorgewachsen sind, so führen sie, zeigend, was diese oder jene Stadt gastfreundlich vermag, was diese oder jene Landschaft oder Ge-

sellschaft leistet, was die Gesammtheit zur Verherrlichung des Tages an Menschen und Gaben sandte, jenen Wohlstand und wohl auch die darin wurzelnde Kraft zur Erringung idealer Güter dem Einzelnen vor Augen und mehren dadurch dessen Selbstgefühl. Sie wirken bei der Thätigkeit der Presse in dieser Weise nicht blos auf die Festgäste, sondern mehr oder minder auch auf alles, was Zeitungen liest. Das Volk hält in diesen Festen gleichsam Revue über sich selbst, sieht sich im Spiegel, zählt sich und mißt sich.

Ebenfalls von Wichtigkeit für den Fortschritt der Nation ist, daß die Feste, die von ganz Deutschland begangen werden, den Angehörigen des Kleinstaats aus seiner beschränkten Sphäre herausheben, ihn in das große Leben des Volkes versetzen und ihn gewöhnen, sich als Glied des Ganzen, als Deutschen zu fühlen und darnach bei ernsteren Gelegenheiten zu handeln.

Unsere Nationalfeste tragen ferner durch die Gastfreundschaft, die sie gebieten, und durch die Bekanntschaften, die sie vermitteln, wesentlich dazu bei, Vorurtheile und Abneigungen der einzelnen Landschaften gegen einander zu gerechterer Würdigung der Betreffenden abzuklären.

Endlich aber ist jedes von diesen großen Festen mit der Masse von Bedürfnissen, die zu befriedigen, der Menge von Hindernissen, die zu überwinden sind, dem gewaltigen Zudrang von Menschen in erregtem Zustande, der in Zucht zu halten ist, ein neuer Schritt zur Selbstregierung, jedes wohlgelungene Fest ein Triumph des zur Freiheit reifenden Volkes über den verwelkenden Polizeistaat und die Vertheidiger desselben. Das Volk beweist damit nach Oben hin, daß es des Gängelbandes und der Beaufsichtigung des Staates nicht mehr bedarf, und gewinnt im Rückblick auf die von ihm beobachtetete Haltung für sich Selbstvertrauen und höheres Bewußtsein von seiner Würde.

Das ungefähr sind die Gründe, aus denen man unsere Feste und die starke Betheiligung der Nation an ihnen als glückliche Zeichen der Zeit ansieht, und in gewissem Maße hat man damit wohl Recht. Sie stellen unsern Wohlstand zur Schau, sie heben empor aus kleinen Interessen und erweitern Vielen den Gesichtskreis ihres Vorstellens und Strebens, sie ebnen Hindernisse der nationalen Einigung, die in Mißverständnissen liegen, und sie helfen das Volk zur Ausübung des Selbstregiments erziehen. Was mehr von ihnen erwartet und behauptet wird, ist Täuschung oder Uebertreibung. Diese Bewegung hat auch ihre Schattenseite, die vielleicht mehr Beachtung verdient als ihre Lichtseite, oder die doch mindestens sehr geeignet ist, in Bezug auf die von der letzteren gehegten Hoffnungen zur Bescheidenheit zu mahnen.

Nicht zu leugnen ist, daß unter den Gästen dieser Feste immer eine gute Anzahl bloßer Freudenjäger ist, für welche Fahnen und Kränze, lustiges Zechen und Singen die Hauptsache ausmachen. Andere kommen einfach, um sich Turner- und Schützenpreise zu holen. Beide Klassen verhalten sich zu den idealen Zwecken, die verfolgt werden, durchaus gleichgültig, und so hat man sie, wenn sichs um die Berechnung des Gewinnes für unsere Zukunft nach der Zahl der Theilnehmer handelt, ohne Weiteres abzuziehen. Ein Nationalfest ist für diese Leute nichts als ein höheres Dresdener Vogelschießen, höher nur, weil es mehr Menschen versammelt.

Wenig mehr werth, ja näher betrachtet schlimmer als diese harmlosen Nullen ist eine gewisse Gattung von Politikern, die bei solchen Zusammenkünften eine hervorragende Rolle zu spielen pflegt. Mit dem altgewohnten vielgebrauchten Koffer voll patriotischer Phrasen beziehen sie alle bedeutenderen Feste wie der Kaufmann die Messen, drängen sich zur Rednerbühne

und bringen ihre Waare mit dem Brustton echter Begeisterung an den Mann. Der Zweck ist, redend von sich reden zu machen, sich in Erinnerung zu bringen für Wahlcampagnen, Beifall zu ernten, der Erfolg bei der Zuhörerschaft, wenn der Rhetor sein Handwerk gut versteht, ein angenehmer momentaner Rausch, wie überall, wo der Kultus der Phrase herrscht, ein kurzes Schwelgen in Illusionen, die, wenn sie überhaupt etwas wirken, nur die Meinung hervorrufen, man sei und habe schon, was man sein und haben soll, und die somit nur eine Selbstzufriedenheit fördern, welche die Pflicht zur Arbeit beeinträchtigt.

Auch Wahrhaftigere und weniger leicht zu Bethörende können dabei sich täuschen. Der Anblick der aufmarschirenden Massen, der Stimmendonner der singenden Chöre, das Bravo und Hurrah, welches Tausende dem glücklichen Redner zurufen, das Alles beirrt und befängt, und das reichlich fließende Getränk trägt auch nicht gerade bei, eine realistisch nüchterne Anschauung von dem Vorgehenden zu fördern. Man überschätzt die Bedeutung der Versammelten, die selbst mit Einrechnung der blos Vergnügten nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Nation bilden, man sieht die Partei für das Volk und den Stammesbruder in der Festlaune für den wirklichen Werkeltagsmenschen aus Baiern, Schwaben oder Oesterreich an. Man erblickt in dem Feste eine große That, in den freiheitathmenden, vaterlandsrettenden Toasten, den oratorischen Opfern von Gut und Blut ebenso viele kleine Thaten, und was bedenklicher ist als solche momentane Augentäuschungen, man nimmt häufig den Eindruck mit nach Hause, als habe man in der That große Stunden verlebt, und neigt sich darauf hin der Meinung zu, als ließe sich der deutsche Staat durch einen geringen Bruchtheil des Volkes aufrichten und noch dazu spielend, mit theatralischem Gepränge, Processionen, Reden und Emotionen.

Hiergegen protestirt der bedachtsame Zuschauer. Man kann tiefe Achtung vor dem deutschen Gemüthe hegen, ohne die geringste Achtung vor der bei unsern Festen grassirenden Gemüthlichkeit und ihrem Herrn Bruder, dem vulgären Liberalismus, zu haben, der bei denselben ebenfalls mit zu Tische zu sitzen und die erste Violine zu spielen pflegt. Man kann sich der Feste freuen, aber man sollte wissen, daß sie und der Nationalverein und die ganze „Volkspolitik" uns in hundert Jahren nicht ans Ziel bringen werden, wenn nicht eine stramm organisirte staatliche Macht die Sache in die Hand nimmt, und diese Macht heißt Preußen. Das preußische Heer wirds machen und die preußische Regierung. Die deutsche Revolution wird von der Berliner Wilhelmsstraße ausgehen, nicht wie Phantasten wähnen, von den Berliner Fortschrittsmännern und ihren guten Freunden in Mittel- und Süddeutschland. Diese Revolution wird ein Krieg sein gegen Oesterreich und gegen die Politik, die jetzt ein „reines Deutschland" neben diesem und Preußen anzufertigen versucht, und jener den Sieg zu wünschen, für sie nach Kräften mit thätig zu sein trotz des verletzten und gebrochnen Verfassungsrechts, ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich Nationale sein wollen".

Solche Ansichten und ähnliche, namentlich aber die Meinung, daß eine einfache Annexion Schleswig-Holsteins an Preußen nach Ablehnung der Hegemonie des letzteren unsrerseits willkommen zu heißen sei, trennten bis dahin Zusammengegangne und machten mir auch die Fortführung der Redaction der „Grenzboten" zur Unmöglichkeit. Als sich im Frühjahr 1866 die Gegensätze zum Aeußersten verschärften, bedingungslos für oder gegen Bismarck Partei ergriffen werden mußte, und die Weise des Ausdrucks der diesseits und jenseits festgehaltenen

politischen Meinungen sich erbitterte, schieden wir vollständig, um fernerhin jeder seine eignen Wege zu gehen. Ich war auch mit den Gothaern fertig, namentlich mit denen, die Dieß in doppeltem Sinne waren. Doch war, wie das nächste Kapitel zeigen wird, noch einmal ein gewisses Compromiß mit der Wirklichkeit zu schließen.

Vierter Abschnitt.

Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig.

Wenn es fraglich ist, wer bei einem Nationalkriege Besseres erlebt, der, welcher mit der siegreichen Armee zieht und ihren Schlachten beiwohnt, oder der, welcher, daheim geblieben, die Wirkung der Siege auf das Gemüth des Volkes, die Begeisterung und den ungeheuren Jubel über Tage wie Königgrätz und Sedan an sich und Andern mit empfindet, so gehöre ich zu den Glücklichen, die in der einen wie in der anderen Lage gewesen sind, und zwar befand ich mich während der Entscheidungskämpfe von 1866 in Leipzig. Was ich da gesehen, gehört und gedacht, ist in einem Tagebuche verzeichnet, wie ich sie in bedeutenden Epochen und Momenten zu führen pflege, und aus diesem will ich im Folgenden die Hauptsachen mittheilen.

Ich wünsche dabei aber dringend, nicht mißverstanden zu werden. Meine Absicht ist lediglich, einen kleinen Beitrag zur Geschichte zu liefern. Das Kapitel enthält einige Urtheile, die sich seitdem als unrichtig oder übertrieben erwiesen und viele Befürchtungen, die sich nicht erfüllt haben. Es soll keinen Stachel haben und keinen Samen streuen, nicht verletzen und nicht für

die in ihm ausgesprochnen Ansichten werben. Die Entwickelung der Dinge hat diesen nicht ganz entsprochen, aber man kann mit ihr zufrieden sein. Mein Tagebuch soll, hier eingefügt, einfach zeigen, wie die stramm Preußischen, das hieß in jener Zeit die wirklich und nüchtern deutsch Gesinnten bei uns, wie ferner die Halben und Phantastischen und wie die Gegner damals empfanden und urtheilten, und es will nebenbei ein Bild von dem damaligen Treiben in der alten Meßstadt und ihrer Umgebung überhaupt bieten. Einige besonders herbe Stellen der Aufzeichnungen und einige starke Unehrerbietigkeiten, die in den heißen Tagen jener großen Wochen auf das Papier geriethen, sind, wie ich meine, genügend gemildert, andere ganz weggelassen worden. Sonst sind die Tagebuchsblätter geblieben, was sie waren. Ich hoffe, auch die damaligen Gegner sind jetzt abgekühlt genug, um das in ihnen nieder gelegte Bekenntniß tolerant aufzunehmen. Und nun wollen wir jene Aufzeichnungen selbst reden lassen.

Erste Woche.

Mittwoch, 13. Juni, Abends. Kein Zweifel mehr, Beust hat den Landtag hinter's Licht geführt. Die Wendung Sachsens zu Preußen, von welcher Freytag wissen wollte, ist in Dresden vielleicht einmal für einen Augenblick möglich gewesen, jetzt aber ist's aus damit, ganz aus sogar mit der schwachen Hoffnung, das Land auch nur neutral bleiben zu sehen. Heute gegen halb neun Uhr kam, als wir unter den Platanen in Kitzings Hofe beim Abendschoppen saßen, der Kellner mit der Nachricht an den Tisch:

„Im Schlosse wird's rebellisch. Es ist Ordre zum Ausmarsch gekommen. Sie laufen zusammen und packen. Um zehne gehts fort nach Dresden".

Wir sogleich fort und hin, und richtig, von allen Seiten grüne Jäger mit den Hosen in den Stiefeln, mit Säcken und Bündeln, der Schloßhof ein Durcheinander von Militär und Civil in höchster Aufregung und Eile. Um halb elf Uhr marschirte die Kompagnie auf den Bahnhof, begleitet von hurrahschreienden Lehrburschen und thränenvergießenden Dienstmädchen, und bald darauf führte sie die Locomotive von dannen.

In der Kammer Erklärung Beust's, man werde wie Baiern verfahren, v. d. Tann ins österreichische Hauptquartier gereist, die letzten Soldaten aus Leipzig fort — Facit: Sachsen und Baiern stimmen morgen für die Mobilisirung gegen Preußen, und der Deutsche Bund ist gewesen.

Donnerstag, 14. Juni. Die Würfel sind gefallen in Frankfurt, und wie gestern erwartet: neun gegen, sechs für Preußen. Letzteres aus dem Bunde getreten, wirklicher Bürgerkrieg im Anzuge, nicht mehr blos der Krieg Deutscher gegen Tschechen und Kroaten. Vermuthlich schon heute Kriegserklärung von Berlin in Dresden eingetroffen, und morgen wohl die ersten Regimenter von König Wilhelm's Blauen diesseits der Grenze. Vielfach Kopfschütteln und leise Mißbilligung des unverantwortlichen Schrittes unsrer Regierung selbst unter sonst gut Sächsischen zu hören, besonders unter den Kaufleuten, welche zunächst an den Zollverein denken, dessen Untergang ihr eigener wäre. Indeß, was schiert den hochgemutheten Dresdener Premier die Noth und Angst der „Pfefferſäcke", wo es Gelegenheit giebt, das 1814 verlorene Land wieder zu erobern. Denn das ist doch ohne Zweifel der bei diesem Einsatz erhoffte Gewinn. Daß man ans Rechtssinn gegen die Berliner Politik blank zieht, glaube, wer's kann. Die Masse des Volks merkt, wie es scheint, noch nicht recht, wie es steht. Man freit und läßt sich freien. Im Tageblatt Seiten voll Vergnügungen, in

den Wirthschaften Gäste Kopf an Kopf, an den Tischen wenig mehr von Politik gesprochen als sonst. Lustiger Leipziger, geh nach Hause, die Glocke hat drei Viertel auf Zwölf geschlagen.

Freitag, 15. Juni. Die unglückselige Abstimmung in Frankfurt bestätigt sich und Preußens Austritt aus dem Bunde ebenfalls. Wo man hinkommt, fast überall ernste Gesichter, Achselzucken über die Dresdener Staatsweisen, zuweilen laute Entrüstung und Verwünschung, kaum irgendwo Hoffnung auf ein gutes Ende für Sachsen. Abends wollten Einige schon wissen, die Preußen seien im Lande. Andere lassen die Oesterreicher in Dresden sein. Wieder Andere erzählen, es sei beim Rathe Einquartierung angesagt, aber niemand kann sagen, was für welche. Daß es baierische, ist nicht zu glauben; die Herren in München sind nicht so rasch und dreist. Entenmutter Fama legt alle Stunden ein neues Ei, und namentlich die „Abendpost“*) tischt uns mehrmals des Tages in Extrablättern von dieser aufregenden Speise auf. Sicher ist, daß die Eisenbahnverbindung mit Dresden von morgen an unterbrochen sein wird. Die Schwüle ist auf den höchsten Grad gestiegen.

Sonnabend, 16. Juni. Das Gewitter ist da und leuchtet schon. In Dresden preußische Sommation übergeben: Sachsen soll neutral bleiben und entwaffnen. Für diesen Fall Besitzstand und Souveränetät innerhalb der von Bismarck vorgeschlagnen Bundesreform gewährleistet, für den Fall der Ablehnung mit Krieg gedroht. Abgelehnt, darauf Kriegserklärung von Seiten des preußischen Gesandten. Der König Johann hat eine Ansprache an das sächsische Volk erlassen und ist zur Armee abgegangen, die zwischen Meißen, Dresden und Pirna

*) Ein, wie es hieß, in österreichischem Solde stehendes Blatt voll Lügen und Schmähungen auf Preußen.

stehen soll. Die Preußen sind bei Strehla, Dahlen und Wurzen eingerückt. Die Eisenbahnbrücke bei Riesa brennt. Auch bei Löbau sollen „die Feinde" sein, wie die „Leipziger Zeitung" sagt, und es geht das Gerücht, daß dort bereits ein Gefecht stattgefunden. Das fernere Gerücht, daß die Kaiserlichen in Dresden, erhält sich; auch heißt es, in Chemnitz seien achttausend Baiern angesagt, woraus das Volk erschienen macht. Andere Enten groß und klein flattern durch die jetzt hocherregte Stadt. Das Bewußtsein, daß Gewaltiges vor der Thür steht, hat sich auch der Einfältigen und bisher Gleichgültigen bemächtigt. An allen Ecken Extrablätter feil geboten und begierig gekauft. Wo man auf der Straße Leute gehen, wo man Gruppen vor den Hausthüren stehen sieht, ist von Preußen, Oesterreichern, Riesa, Meißen, Dresden die Rede. Was wird's morgen geben?

Sonntag, 17. Juni. Die Preußen sind in Hannover, was für sie vortrefflich, und sie sind wirklich in Wurzen, was für uns vorläufig wichtiger ist. Schon sollen ihre Vorposten in Machern stehen. Fritzsche (ich gebe mit wenigen Ausnahmen nur von den seitdem Verstorbenen die Namen) fährt heute Mittag mit etlichen Andern nach der Gegend hin, um zu recognosciren — natürlich blos zum Privatgebrauch. Nachmittags sprach ich M. Ist mit seiner Verwandten wohlbehalten von Dresden zurück, aber über Freiberg, Chemnitz und Altenburg; denn die Locomotive ist auf der ganzen Strecke der Leipzig-Dresdener Bahn bis auf Weiteres lahm gelegt. M. hat gestern die sächsische Armee in höchster Eile von Dresden abmarschiren sehen. Ein Theil ist auf der Bahn nach Pirna fort, also wohl nach Böhmen retirirt, ein anderer gegen Nossen hin abgezogen, wie man wissen will, nach Sayda im obern Erzgebirge. Auf der Strecke zwischen Chemnitz und Altenburg ist

kein einziger von den sächsischen Himmelblauen und Dunkelgrünen mehr zu entdecken gewesen.

Hier ist jetzt die Ansprache unserer Majestät „An meine treuen Sachsen" an den Straßenecken angeschlagen. Sie scheint keinen begeisternden Eindruck zu machen, eher niederschlagend zu wirken. K., den ich über der Lectüre eines der Exemplare traf und befragte, hatte sie wehmüthig und zugleich ein wenig prophetisch gestimmt. „Fort also aus dem Lande", seufzte er; „und natürlich nach Böhmen. O heiliger Nepomuk! König Johann außer Landes, bald vielleicht König Johann ohne Land". Ein wohlfeiler Witz, dächte ich, aber am Ende eine Wahrheit.

In der Stadt wieder Gerüchte in Masse. Unter Anderm heißt es, Löbau brenne, was wir vor der Hand bezweifeln wollen. Wahrscheinlicher ist, daß die abziehenden Sachsen der, wie mir vorkommt, nutzlosen Zerstörung der Riesaer Brücke die Sprengung der Meißner folgen zu lassen für gut befunden haben. So gewiß wie Amen in der Kirche ist endlich, daß wir morgen Preußen hier haben werden. Fritzsche zwar hat auf seiner Tour nach Wurzen zu bis Bennewitz keinen von ihnen gesehen. Aber nach sechs Uhr Abends sind H. am Kleinen Kuchengarten vier „dunkelblaue" Dragoner mit Pickelhauben, von einem Offizier geführt, von Volkmarsdorf herkommend, begegnet. Der Offizier hat ihm freundlich „guten Abend" geboten, und H. ist mit ihnen bis an die Querstraße gegangen, wo sie umgekehrt sind. Auf dem Wege an Reudnitz hin und in die Vorstadt hinein hätte man sie, so erzählte er, überall artig gegrüßt. Nur einmal hätte ein Straßenjunge nach dem Offiziere geworfen, und Andere hätten „'naus, 'naus!" geschrien. Auf dem Rückwege aber sollen sie bei Tannerts Tanzsaal von dort versammelt gewesenem Pöbel heftiger attackirt,

verhöhnt und geworfen worden sein. Alle Anständigen, die ich sprach, sind indignirt über solche alberne Brutalität, die Frucht von vermuthlich mit Schnaps begossenen Keimen, die in der berüchtigten Odeonsversammlung der Herren Wuttke und Consorten gesteckt wurden. Manche bewundern die Gelassenheit der Preußen, die das Gesindel nicht niedergeritten haben. Ich finde sie nur vornehm.

Montag, 18. Juni. Früh spazieren gegangen. Wer fände die Sammlung zur Arbeit? Dann in die Börsenhalle zum Zeitungsfrühstück. Gutes darunter. Der größte Theil Hannovers nebst der Hauptstadt von den Preußen occupirt. Wohlthuende Schnelligkeit und Promptheit das! Welfenkönig fort, wo der Zimmermann das Loch gelassen, und mit den Flügeln der Morgenröthe hinüber nach England! Zweifle einigermaßen. Kurfürst von Hessen gefangen und Staatsschatz erbeutet — allgemeines Behagen, wo man sich die Nachricht mittheilt, aber leider wohl noch weniger sichere Notiz als jene. Die Art versteht sich zu salviren.

Nachmittags versuchte ich mit Hans eines Geschäfts halber nach Wurzen zu gelangen. Wir fuhren mit der Bahn bis Borsdorf. Im Coupé saßen neben uns Bauernbursche, die, angetrunken, allerlei Lieder brüllten, darunter auch eins mit dem Refrain: „So wollen wir die Preußen schlagen". Schienen sächsische Soldaten im Civilanzuge zu sein und wollten dem Anscheine nach auch nach Wurzen, blieben aber auf der Straße von Borsdorf dahin allmählich hinter uns zurück. In Gerichshain nichts von preußischem Kriegsvolke zu sehen, ebensowenig in Machern. Auch weiterhin, wo man von der Höhe ins Muldenthal hinabblickt, nichts als Frieden und Gedeihen: in der Ferne die röthliche Stadt mit ihrem alten Schlosse und den Thürmen ihres Domes und der Wenzelskirche inmitten grüner

Felder und Wiesen, um uns schön stehende Saaten und frischer grüner Wald. Alles stillvergnügt und alltäglich, nur ein wenig ruhiger und einsamer als sonst um diese Tageszeit. Nirgends in der Ferne ein in der Sonne blitzendes Bayonnet, ein blinkender Säbel, auch nicht auf dem Wege nach Eilenburg, den man von hier zwei Stunden weit übersieht.

Bald darauf aber das wandelnde Kriegsgerücht in Gestalt eines barfuß daher kommenden, die Stiefeln in der Hand tragenden strohmerlichen Gesellen. Ich frage, ob man nach Wurzen hinein und wieder heraus dürfe. Hinein, ja wohl, aber nur schwer wieder heraus. Er wäre von Dresden zugereist und hätte hier in Wurzen zwei geschlagne Stunden bei den Offizieren herumlaufen müssen, um den Zettel zur Weiterreise zu erhalten, so daß ihm „ganz nippernäppisch" zu Muthe wäre. Ob ich nicht einen Dreier zu einem Kümmelchen bei mir hätte. — Ich hatte einen bei mir. — „Also von Dresden kommen Sie. Wie steht's da?" frage ich weiter. Ja wohl, von Dresden, wäre gestern früh von da abmarschirt, berichtete der Barfuß. Die ganze Stadt weiß und blau von Kaiserlichen, es müßten an die Hunderttausend dort sein. Während er dann in Meißen was gegessen, wäre der Preuße singend und pfeifend in die Stadt hineingezogen, aber — „Prosit die Mahlzeit, die kriegten's. Kaum waren sie hinein, so liefen sie, was das Zeug hielt, wieder hinaus und eines Laufens bis nach Zehren. Wissen Sie nämlich, die Baiern waren gekommen, und da mußten sie natürlich ausreißen". Weiter hatte Bruder Barfuß noch zu berichten, daß die Preußen bei Oschatz und Zehren Posto gefaßt hätten, und daß da herum eine Schlacht mit den Baiern im Gange sein müßte, da er den ganzen Vormittag Kanonendonner gehört hätte. — „So so, hm, da wollen wir wünschen, daß die Herren Baiern recht gründlich geklopft werden",

sagte ich, was von dem landfahrenden Kriegsgerücht mit einem verblüfften Grinsen beantwortet wurde.

Kurz nachher begegneten wir zwei anständigeren Fußgängern, Kaufleuten, die ebenfalls von Dresden kamen. Dieselben wußten nichts von dort eingetroffenen Oesterreichern. Die Stadt sei leer von Soldaten. Bei Meißen wären sie langen Zügen von Preußen begegnet. Von den Baiern des Barfüßers war ihnen nichts zu Ohren gekommen, und über seine Kanonenschüsse lachten sie.

Wir kamen nach Deuben hinab, und immer noch war Alles friedlich. Sogar die Eisenbahn drüben zeigte wieder etwas von ihrem gewöhnlichen Leben. Ein Locomotivenpfiff im Walde. Bald darauf blauer Rauch über den Wipfeln, und dann zu unserm Erstaunen ein kleiner Zug von zwei oder drei Personenwagen in langsamer Bewegung von Leipzig herab auf Wurzen zu. Er hält eine Weile an der Muldenbrücke, dann geht er weiter ostwärts.

Endlich hart vor Bennewitz, tausend Schritte vor der ersten der drei Brücken, auf welchen die Chaussee den Fluß überschreitet, treffen wir die erste preußische Schildwache. Gardelandwehr, ein älterer kräftig gewachsener Mann. Ob man in die Stadt dürfe? — Es stünde nichts im Wege. — Ob auch wieder heraus? — Auch heraus, aber nur bei Tage. Weiterhin liegen sechs Andere unter dem Schatten eines Baumes im Straßengraben. Links sitzt etwa noch ein Dutzend am Tische vor der Schenke. Wir grüßen sie und werden freundlich wieder gegrüßt. Der Sprache nach sind's Ostpreußen, im Uebrigen große starke Männer, mit denen unsere kleinen Sachsen sich nicht auf Kolben und Bayonnet einlassen dürfen, ohne übel wegzukommen.

Von Bennewitz bis an die große Mühle links neben der

letzten Brücke vor der Stadt wieder nichts von Militär zu spüren. Nur auf der Eisenbahnbrücke, weiter flußaufwärts, glitzern ein paar Bayonnette. Im Stalle der Mühle gesattelte Soldatenpferde, recht hübsche Thiere. Dahinter an der Wand Säbel, Mantelsäcke und Helme. In der Scheune daneben ein halb Dutzend Dragoner und im Hofe zwei schwarze Husaren mit weißen Schnüren. Wir gehen am Poststeiche vorbei nach dem Markte. Auf der Hauptstraße einzelne Landwehrleute, fast durchgehends Enakskinder, mehrere davon im Gespräche mit Bürgersleuten. Vor dem Rathhause Pferdeschau der Dragoner unter Aufsicht eines himmelhohen und himmelblauen Leutnants mit Wasserstiefeln im Stil der Schwedenzeit und dem unvermeidlichen Klemmer über der Nase, der vermuthlich zur Uniform gehört.

Ich sehe Meister Költsch am Fenster seines Ladens und begrüße ihn. Lobt die Preußen als manierliche und bescheidene Leute, mit denen ganz gut auszukommen. Und wie rasch, glatt und geräuschlos die Besetzung vor sich gegangen wäre — wahrhaft zum Verwundern. Ist ohne alle Nachricht von dem, was seit drei Tagen außerhalb des Ortes geschehen, und sehr ärgerlich über die Kunde von der Retirade nach Böhmen. Wäre ihm ganz einerlei, ob er preußisch würde. Andere dächten ebenso. Doch scheinen wieder Andere nicht so gleichgültig zu sein, da die Proclamation, welche die Preußen angeschlagen haben, in der Nacht abgerissen worden ist. Die Dragoner sind nach meinem Berichterstatter Lithauer und meist katholisch. Die Truppen bivouakiren nicht, wie es in Leipzig hieß, im Freien, sondern sind bei den Bürgern, doch meist in Massenquartieren, untergebracht.

Besuchen den Vetter Schwarze, der sehr über Geschäftsstörung klagt, im Uebrigen aber zu den Gleichgültigen gehört,

wie, vermuthlich ein paar Dutzend Leutchen ausgenommen, die ganze gute Stadt. Auch er weiß den Soldaten nichts Unrechtes nachzusagen, geschweige denn, daß sich seine naive Befürchtung, sie würden plündern, in der er eiligst ein Drittel seiner Schlafkammer hat vermauern lassen, um seine Werthpapiere, sein Silberzeug und Anderes von seinen irdischen Schätzen da zu bergen, irgendwie gerechtfertigt hätte. Wenn sie den Bürgermeister und den Bahnhofsinspector einige Stunden eingesteckt, um von ihnen etwas über eine unterirdische Telegraphenleitung zu erfahren, die nicht existirt, so ist das mit Humanität geschehen, und wenn sie einen Gensdarm, der telegraphiren gewollt, unsanfter angefaßt haben, so hätte der gute Mann sich des Sprichwortes erinnern sollen: „Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz".

Im Rathskeller fanden wir an den Tischen, wo früher unsere Herren Offiziere von der Linie ihr Bier sich schmecken ließen, preußische Unteroffiziere mit Durstlöschen beschäftigt. Sehr erfreulich war, zu bemerken, daß gute Stimmung vorhanden, aber ohne Großsprecherei. Knüpfte mit zweien ein Gespräch an, und bald waren wir mitten in großer Politik. Der eine war Fortschrittsmann vom reinsten Wasser, stark gegen den Krieg und die Bismarcksche Politik überhaupt. Die Freiheit und das Budgetrecht in Preußen wären wichtiger als die deutsche Frage. Was die Existenz der Kleinstaaten schade? Hätten für die freiheitliche Entwicklung Deutschlands mehr gethan als Preußen. Ginge nur wegen seines Fahneneides mit in den Krieg und würde seine Schuldigkeit thun. Freiwillig hätte man ihn nicht dazu bekommen, und dergleichen nicht erfreuliche Dinge mehr. Ich verbarg ihm nicht, daß ich entgegengesetzter Ansicht. Der Andere — er war älter — besaß diese entwickelte Gesinnungstüchtigkeit

nicht und war dafür mehr preußischer Patriot. Beide gehörten übrigens der gebildeten Klasse an.

Nach einer Stunde gingen wir wieder, nachdem wir den Leuten Segen für ihre Waffen gewünscht hatten. Die letzten Vorposten standen jetzt vor der Schenke zu den drei Brücken, also etwa tausend Schritt näher gegen die Stadt hin. Ein Offizier examinirte uns über Wer und Wohin, und wir konnten befriedigend antworten und passiren.

Weiterhin ein Botenmann mit einem Hundefuhrwerke, der uns unaufgefordert seine Ansichten über die Preußen mittheilt und erzählt, einer von ihnen — „'s war ein Quirlmann" — hätte gemeint, wenn die erste Schlacht verloren ginge, schmissen sie alle miteinander die Flinten hin, was wir bezweifelten. Thätest Du das wirklich, braver Quirlmann, und hätte der etwas confuse Hundefuhrmann nicht falsch verstanden, so wäre Deine Denkart äußerst unanständig, und ich meine, Du verdientest, daß man Dich zur Strafe dafür einmal mit einem Quirl statt mit einer Muskete Wache stehen ließe.

Von Deuben bis Gerichshain mit einem Müllergesellen gefahren, der die wilden Sänger und Preußenbesieger aus dem Coupé von heute Mittag auf dem Wagen hat. Dieselben sind immer noch sehr laut. Der lauteste ist sächsischer Reiter gewesen und jetzt arbeitsloser Maurer. Er will weitere Dienste als Freiwilliger nehmen, renommirt in schwer erträglicher Weise in Betreff der Preußen. Hätte nach seinem Bericht, den wir für kindliche Verwechselung des Wollens mit dem Vollbringen halten dürfen, dem Offizier an der Brücke Grobheiten gesagt und schreit allerhand seltsames Zeug in die geduldige Luft hinein. Der Mann des Mehles möchte auch „gerne mitthun gegen dem Feind" — Gott verzeih ihm die Sünde, wenn er's

fertig kriegt! Die Andern sind zahmer, wahrscheinlich, weil sie weniger tief ins Bierglas gesehen haben.

Wir kommen wohlbehalten in Leipzig an. Noch einen Sprung zu den Telegrammen der Börsenhalle. Die Zweifel an der englischen Tour Georgs von Hannover und an der Abfassung des Kasseler Kurfürsten waren gerechtfertigt. Sonst nichts Neues mit heimzunehmen.

Dienstag, 19. Juni. Früh gegen halb neun Uhr vor den Fenstern starkes Laufen nach der Landstraße hin durch unser Dorf*). Frage hinunter, was es giebt. „Die Preußen kommen!" Schnell in die Stiefel und hin nach der Grünen Schenke. Richtig, da kommen sie schon um die Ecke: hellblaue Dragoner mit schwarzen Kragen und Aufschlägen, erst einer, dann drei, darauf wieder zwei. Weiterhin von der Schecke her noch etwa zwanzig Mann mit zwei Offizieren. Einige Leute aus dem Dorfe grüßen laut, sie artig wieder. Im Schritt ziehen sie an uns vorüber. Ich folge ihnen später in die Stadt, wo sie sich vor dem Rathhausdurchgange aufgestellt haben. Müssen gut empfangen worden sein. Mehrere haben Blumen an den Pickelhauben, während draußen von solchem Schmucke nichts zu sehen war. Der Leutnant hält in der einen Hand den Säbel, in der andern einen mächtigen Rosenstrauß. Eine Frau zerschneidet Wurst und vertheilt die Stücke an die Reiter, ein Mann reicht ihnen seine Flasche, andere spenden Cigarren, was alles nicht wie Preußenhaß aussieht. Man hört, daß sie Quartiermacher für ein Infanteriebataillon sind, welches von Eilenburg her im Anmarsch ist, und daß früh vor Tage schon anderthalbhundert Mann Garde durchgekommen sind, um nach Altenburg weiter zu gehen.

*) Ich wohnte damals in Anger, einem mit Leipzig durch Reudnitz zusammenhängenden Orte.

Begegne auf dem Wege zur Zeitungskrippe in der Börsenhalle Leppoc, der berichtet, daß auch unter der höheren Kaufmannschaft die Stimmung, wo sie überhaupt nach dem Herzen Beusts gewesen, im Umschlagen, daß man namentlich sehr böse über den Rückzug der Armee und der Regierung ins Nepomukische, und daß die „Beamtenwelt auf der Steuer und der Post völlig den Kopf verloren zu haben schiene". In der Börsenhalle viel Besuch, wie jetzt immer. Telegramm, daß die Preußen bei Friedberg das vierte darmhessische Infanterieregiment zersprengt, was ein guter kleiner Anfang, wenn es wahr wäre. Aber auch unheimliche Gerüchte von einer großen Action im Osten, nach Einigen bei Görlitz, nach Anderen bei Troppau, wieder nach Andern zwischen Görlitz und Troppau — hoffen wir, in der Luft. Benedek hätte „glänzenden Sieg" nach Wien telegraphirt. Ein Herr, welcher Dergleichen schon mehrmals eifrig colportirte — er soll zu der „Abendpost" in Beziehungen stehen — weiß schon von sechzehntausend todten und verwundeten Preußen. Ein maßvolleres Gemüth will blos eintausend gelten lassen. Ein Dritter läßt nur ein preußisches Husarenregiment von den ungarischen Kameraden vernichtet sein — ganz vernichtet natürlicherweise. Ein vierter Hausirer mit solchem Schnack hat „positiv" erfahren, daß Görlitz, ein fünfter, daß auch das arme Löbau in Flammen steht. Viel Kriegsgreuel auf einmal. Aber es wird wohl außer unsern Oesterreichern auf der Universitätsstraße etwas Hausse und Baisse mit im Spiele sein.

Abends. Um ein Viertel nach elf Uhr sind die angesagten Eilenburger Musketiere eingezogen, Augenzeugen berichten, an der Ecke des Grimmaischen Steinwegs und der Querstraße mit Hochrufen empfangen, mehrfach mit Blumen beworfen. Mit Trommelschlag und Pfeifenklang ins Schloß marschirt und dort einquartiert. Einzelne Züge haben gesungen: „Immer lang-

sam voran, daß die österreichische Landwehr nachkommen kann". Es ist das vierte Garderegiment, Brandenburger, mit blauen Achselklappen. Die heute früh angeklebte Bekanntmachung von Rath und Polizei, die zu achtungsvoller Haltung gegen die einrückenden Truppen auffordert und Demonstrationen gegen dieselben mit strenger Bestrafung bedroht, hat also gewirkt. Vorgestern Steine und Schmutz, heute Blumen, morgen vielleicht noch Besseres. In der That, die Preußen und ihre Freunde können vorläufig zufrieden sein. Beim Nachhausegehen sah ich Steuergebäude und Post mit preußischen Schildwachen besetzt. Der Verkehr auf der baierischen Bahn ist nun bis auf Weiteres auch sistirt. Bald werden wir in Eisenbahnsachen eine Art Halbinsel sein, die nur noch mit dem Norden zusammenhängt.

v. Wurmb aus Weißenfels ist Civilcommissar für Sachsen. Er war's, der gestern auf dem kleinen Zuge an Wurzen vorbeifuhr. An den Ecken las man Nachmittags eine Proclamation des Generals Herwarth v. Bittenfeld an das sächsische Volk, die gut geschrieben, kurz, verständig und wahrheitsgemäß war. Sächsischer Patriotismus von der Sorte des Patriotischen Vereins scheint das nicht gefunden zu haben; denn ich sah beim Heimgehen, daß mehrere von den Anschlägen abgerissen waren. Die Ente von heute Morgen, welche die „Abendpost" laut Ankündigung an den Ecken dem Publicum in einer Extrabeilage serviren wollte, haben die Köche nicht anbringen können, und ein finsteres Gerücht geht um, die ganze Küche sei geschlossen. Görlitz ist, Gott Lob! nicht in den Händen der Oesterreicher, auch nicht im Feuer aufgegangen. Um sieben Uhr erschien ein Herr im Local der Börsenhalle mit der erfreulichen Nachricht, daß er soeben ein Telegramm von dort erhalten, nach welchem sich nichts verändert. Gleichfalls wohlthuend ist die allenthalben angeschlagene Bekanntmachung, daß die Eisenbahnzüge wieder

bis Dresden und von dort nach Berlin gehen, der Zusammenhang unsrer Halbinsel in Sachen des Verkehrs mit Preußen also wieder beträchtlich breiter geworden ist. Leppoc erzählte, v. Wurmb habe sich geäußert, man werde Leipzig möglichst mit Einquartierung verschonen. Der Grund wohl weniger, wie L. meint, die jüngste Vergangenheit als die Zukunft: besser eine reiche als eine ausgesogene Stadt, wenn der Wunsch der Preußen auf dem Wiener Congresse sich nun etwa erfüllen sollte. Hier würde man nicht Viele darüber jammern hören. Sächsische Patrioten wie ein hiesiger Arzt, der seinen in Freiberg studirenden Sohn vor acht Tagen nöthigte, sich vor der Zeit zum Militärdienste zu stellen, wirds nicht in Menge geben. Die große Mehrzahl unsrer Leipziger denkt sicher wie Meister Költsch in Wurzen. Soll doch ein früher hier garnisonirender höherer Offizier an seine Frau geschrieben haben, all dieses Unglück verdanke man der Intrigue eines Ministers, und soll doch ein Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde hier sich in sehr wenig gemäßigtem Tadel über die böhmische Retirade ergangen haben. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren geschehen?

Mittwoch, 20. Juni. Erst Abends in die Stadt gegangen, die ganz friedlich aussieht. Auf den Straßen zwar statt unsrer Grünröcke die Brandenburger Blauröcke, aber sonst Alles wie bisher. Die Soldaten gehen meist paarweise, aber mehrere begegneten mir ohne Seitengewehr. Sie müssen sich daher stets sicher fühlen, und sie thun recht daran. Man läßt sogar die Communalgarde, die freilich ganz harmlos, noch bewaffnet erscheinen. Auf der Börsenhalle große Lücken an den Wänden, wo die Zeitungen hängen; kein Dresdener, kein österreichisches, kein süddeutsches Blatt neueren Datums. Bald wird nur noch der „Preußische Staatsanzeiger" noch verläßliches

Neueſtes bringen. Die „Leipziger Zeitung" findet ſich mit Würde ins Unvermeidliche und läßt die Leitartikel. Die Stelle der „Abendpoſt" in der Reihe iſt leer. Ein Befehl des Stadtcommandanten hat ihr geſtern das von Wien geſpeiſte Lebenslämpchen ausgeblaſen. Ihr letztes Blatt war nothgedrungen ihr erſtes anſtändiges. Aber wo ſoll nun unſer eifriger Wuttke mit ſeiner Galle hin? Auch auf den Pulten der Telegramme ſieht es ärmlich aus: Einmarſch der Kaiſerlichen bei Neiße wäre, wenn es richtig, das Einzige von Bedeutung. Ueber Benedeks originellen Tagesbefehl allgemeines Achſelzucken und „Gott behüte uns vor dem"! Die Proclamation des Königs Wilhelm an ſein Volk hat guten Klang. Die Preußen über Dresden hinaus bei Pirna und Dippoldiswalda, desgleichen in Chemnitz, ſächſiſche Pioniere bei Annaberg durch drohende Volksmaſſen an Aushebung der Eiſenbahnſchienen verhindert (Privatnachricht von jemand, der Augenzeuge geweſen ſein will), klingt auch nicht übel.

Hier hat ſich die Garde raſch häuslich eingerichtet, und der gute Wille gegen unſere Gäſte iſt, wie mir nach manchen Anzeichen ſcheint, im Wachſen. Im Schloſſe ſind die Leute geſtern von der großen Weinfirma Brehms, wie man hört, mit ein paar Körben Rothſpohn tractirt worden, andere wurden anderswo reichlich mit Bier bedacht. Die Preußen haben von den Kaſernen unſerer Jäger Beſitz genommen, ihre Offiziere ſpeiſen an den Tafeln der unſrigen in Stadt Hamburg und trinken ihr Kulmbacher am Offizierstiſch Papa Kitzings. Den Wirthen iſt damit geholfen, aber was werden unſere Leutnants ſagen, wenn ſie davon erfahren? Auch die Dienſtmädchenſchaft findet augenſcheinlich ſchon Gefallen an den hübſchen großen Grenadieren. Die Occupation vollendet ſich immer mehr. Die Amalgamation wird folgen, vielleicht die Annexion. Zu jener

gehört ein mildes Regiment, zu dieser wohl nur noch ein tüchtiger preußischer Feldherr.

Zweite Woche.

Die ersten sieben Tage des Krieges wären vorbei. Soll ich die Aufzeichnungen fortsetzen? Ich denke, ja. Tagebücher zu führen ist aus der Mode gekommen und im Allgemeinen mit Recht. In gewöhnlichen Zeiten erlebt nicht einmal der Hochgestellte jeden Tag Denkwürdiges. Nur die schöne Seele hat dieses Privilegium, und diese Species ist im Aussterben wie das Geschlecht der Möpse. Sich bemühen, innerlich was zu erleben, wenn es draußen nichts für das Tagebuch giebt, ist nicht Jedermanns Sache. Anders in stolzer, stattlich sich entfaltender Zeit, wie die jetzt angebrochne. Hier sind sorgfältig und gewissenhaft gegen sich selbst gehaltene Notizensammlungen der Art nicht nur für den Sammler, sondern auch für Andere, für dessen Familie, für die spätere Geschichtsschreibung immer von einigem, zuweilen von hohem Werth, und jeder, welcher zu beobachten gelernt hat und dazu Gelegenheit findet, sollte sich ein solches Magazin von sofort niedergeschriebnen Erlebnissen äußerer Art und sofort fixirten Stimmungen und Betrachtungen anlegen. Mehr wie vorher werden wir in solchen Zeiten mit dem Gange der Ereignisse täglich Andere, sehen wir, was hinter uns liegt mit andern Augen an. Vieles verblaßt sehr bald unter der heißen Sonne derartiger Tage, Alles verschiebt sich und tritt in andere Beleuchtung. Es gilt daher, den ersten Eindruck festzuhalten, die Dinge, die sich vor uns entwickeln, die Gestalten, die an uns vorübergehen, unsere Empfindungen und Urtheile vor ihnen sowie die unsrer unmittelbaren Nach-

barn Tag für Tag ohne Aufschub gleichsam photographisch für die Zukunft aufzubewahren. Also fahren wir fort.

Donnerstag, 21. Juni. Keine wesentliche Veränderung des Standes der Dinge. Doch gehen die Postzüge der Eisenbahn jetzt wieder blos bis Riesa und nach Süden zu bis Gößnitz. Also wieder mehr eingeschnürt. Die hundertundfünfzig Preußen, welche nach Altenburg vorgerückt waren, sind, wie es heißt, zurückgekehrt und in der Zeitzer Vorstadt einquartiert. Wahrscheinlich darauf hin ist das Gerücht wieder zu Kräften gekommen, die Baiern wären im Anzuge auf Leipzig. Wie sich die öffentliche Meinung gerade vor diesen fürchten oder von diesen viel versprechen kann, ist rein unbegreiflich. Unser guter Freund auf der Königsstraße theilt allerdings die letztere Ansicht. Er hofft auf die Baiern. „Werden schon beißen", meinte er, als ich die Kriegführung der Völkerschaft mit dem Raupenhelme gestern eine schüchterne nannte. Indeß pflegt der zu glauben, was er sich wünscht. „Werden schon beißen" — ein phantastischer Stratege. Dabei immer gut preußisch — d. h. auf seine fortschrittliche Weise. „Werden schon beißen" — könnte das Landsmann Wuttke nicht am Ende auch gesagt haben?

Im Volke heißt es ferner, Prinz Karl, nach Andern Friedrich Karl, sei todt — selbstverständlich von sächsischer oder österreichischer Kugel gefallen — vermuthlich eine Verwechselung mit dem armen kleinen Sigismund. Auf der Börsenhalle neue betrübende Lücken in der gewohnten Lectüre. Die „Schleswig-Holsteinische" schon lange todt und begraben, die „Abendpost" vorgestern wirklich beerdigt, die „Neue Frankfurter" infolge der Eisenbahnsperre eine alte Frankfurter. Die übrigen süddeutschen Phrasenbatterien schießen ebenso wenig mehr bis zu uns herauf. Dagegen einige beachtenswerthe neue Nachrichten in den preußischen und den hiesigen Zeitungen: Kriegserklärung des Königs von

Italien an Oesterreich — möge sie der Anfang eines guten Endes sein! Einnahme Stades durch die Truppen Manteuffels — wie es scheint, mehr Vergnügen als Strapatze gewesen; die Hannoveraner von König Wilhelms Zündnadeln so flott und fix umstellt, daß auch für diesen letzten Rest welfischer Herrlichkeit das Ende der Tage jeden Augenblick zu erwarten. In der That, eine elegante Kriegführung bis jetzt, wie selbst eingefleischte Preußenfeinde, wenn auch mit etwas säuerlicher Miene, zugeben müssen. Endlich das Wichtigste: Telegramm, daß Benedeks Weißröcke, achtzigtausend Mann stark, in der Richtung auf Neisse in Schlesien eingebrochen sind. Wünschen wir ihnen ein recht rasches Vorwärtskommen bis Posen und Königsberg — als Gefangene.

Freitag, 22. Juni. Früh die Milchfrau mit der blutigen Nachricht angelangt, daß sechs Bursche aus ihrem Dorfe, die bei den Sachsen dienen, und von denen drei Söhne eines Vaters sind, todtgeschossen oder verwundet. Einer hätte beide Beine eingebüßt, ein anderer — ich glaube, sie hatte ihn Wöhlerts Karl genannt — einen Arm. Beklagenswerthe junge Leute, wenn es wahr wäre! Arme Eltern, die ihre Kinder für die Dickhäutigkeit unsres Particularismus auf die Schlachtbank führen sehen. Indeß ist die schlimme Post wohl nur die Ausstreuung eines schlechten Gesellen, der aus Uebermuth oder Uebelwollen die Gemüthlichkeit der Betreffenden gestört hat.

In der Stadt erzählt man sich, daß neue Preußen nach Dresden durchgezogen, in dessen Nähe, etwa bei Nollendorf, eine Hauptschlacht zu erwarten wäre. Der hiesigen Garnison merkt man davon nichts an, sie scheint sich immer mehr wie zu Hause einzurichten und unter der Bevölkerung gute Freunde zu gewinnen. Kohlgärtner L., der mit seiner stark sächsischen Gesinnung wohl einen beträchtlichen Theil der öffentlichen

Meinung in dem großen Dörfercomplex im Osten der Stadt repräsentirt, lobte sie mir trotzdem von freien Stücken mit sichtlicher Wärme als anständige Leute, die nicht fluchen, bescheiden auftreten und Gefühl für die Ihrigen zu Hause haben. Meinte, unsre Soldaten würden sich kaum so gut aufführen. „Und erst die Kaiserlichen!" Eine heilsame Ansicht, und so käme es doch noch zuletzt zu moralischen Eroberungen.

Sch. will von Dresden Schlimmes wissen: der große Garten umgehauen, die Getreidefelder, kaum halb reif, sämmtlich abgemäht, die Prager Vorstadt auf Befehl des preußischen Generals von den Bewohnern geräumt. Ich glaubte, wie man sich jetzt gewöhnt, etwa die Hälfte davon und that auch damit zuviel. Abends war ein Verwandter A.'s bei uns, der heute von Dresden gekommen. Es sind ein paar Dutzend Bäume gefällt, einige Acker Korn zu Futter für die Pferde geschnitten, und vor einem der letzten Häuser der Lüttichanstraße hat man eine halbe Batterie aufgestellt, worauf die Insassen des Gebäudes ausgezogen sind. Uebrigens ist der größere Theil der preußischen Elbarmee wieder aus Dresden abgerückt, wie man meint, nach Bautzen zu. Alle, die sie gesehen, bewundern, was man ihnen im Punkte des Marschirens zumuthet, und was sie darin leisten. Unser Dresdener hatte einen Rheinländer gesprochen, der von Wetzlar bis Dresden in lauter Eilmärschen gekommen wäre — mit Erlaubniß zu sagen, ein wenig viel für sterbliche Menschen.

Allgemein fällt auf, daß man in Sachsen weit rücksichtsvoller auftritt als in Hannover. Man läßt die sächsische Regierungscommission neben dem preußischen Civilcommissar fungiren, und man hat die mit Beschlag belegten Kassen wieder freigegeben — wie ich höre, auf Grund eines Abkommens, nach welchem Sachsen den Preußen täglich zehntausend Thaler zahlt. Muhme Fama findet das zu wenig und erzählt dem,

der's glauben will, von dreißigtausend — morgen werden's vermuthlich hunderttausend sein. Auch sonst wimmelt es, vorzüglich in den unteren Schichten der Bevölkerung, von Uebertreibungen und zum Theil recht komischen Erfindungen. Das Baierngespenst spukt wieder. Es soll sich schon in Plauen haben sehen lassen. Andere wissen, daß dieß nur eine Verwechselung mit dem Dorfe Plauen bei Dresden ist, wo jetzt — wahrscheinlich im Schiff eines Luftballons über die Grenze geflogen — die österreichische Avantgarde steht. Trösten wir uns über die Fülle solcher Phantasien mit der „Neuen Frankfurter Zeitung", die sich entrüstet, daß die Preußen uns arme Sachsen „vor die Kanonen schleppen", soll heißen, zu Soldaten ausheben, und mit unsern Landsleuten in Paris, von denen gestern einer in höchster Eile hierhergereist ist, weil er für gewiß gehört, daß bei Leipzig eine große Schlacht geschlagen worden. Er soll äußerst verwundert drein geschaut haben, als er, die langen blauen Soldaten auf Gasse und Promenade abgerechnet, die gute Vaterstadt in tiefem Frieden gefunden und am Abend die Biergärten Schulter an Schulter voll vergnügter Trinker gesehen, daß kein Apfel zur Erde gekonnt.

Sonnabend, 23. Juni. Auf mehrere Exemplare der Proclamation unsrer Majestät „An die treuen Sachsen", welche preußische Duldsamkeit und Artigkeit noch immer an den Ecken leidet, haben illoyale Hände „Lügen!" geschrieben und die allerdings nicht zu vergessenden Jahreszahlen 1848 und 1849 hinzugefügt. Gutmüthigere dagegen erklären mit patriotischem Bleistift — ich denke, bis auf Weiteres, und so lange es nichts kostet — „Wir bleiben Dir treu!" Die stärkste Verbreitung hat diese Gesinnungstüchtigkeit zweifellos in der untersten Volksschicht, welche bei uns die Soldaten stellt und daher von dem Geiste der Armee beeinflußt wird, und welche wenig oder gar

nicht weiß, um was es sich handelt, und andrerseits wenig oder gar nichts zu verlieren hat. Würden sich, abgesehen von allen idealen Dingen, gewaltig verwundern, wenn auf den lebensvollen Straßen unsrer Welthandelsstadt langsam das Gras zu wachsen anfinge, welches gewisse still über die ganze particularistische Einfalt lächelnde Naturkenner als Folge der bloßen Aufhebung des Zollvereins prophezeien. Der Mittelstand schwankt, soviel ich beobachten kann, fast durchgehends. Ein paar von der schwarzweißen Fahne gewonnene Siege, und die Stimmung, welche sich jetzt meist blos in gelinder Mißbilligung der sächsischen Politik, in dem Zugeständniß, daß Preußen kühn, kräftig und human auftritt, und in stummem Kopfschütteln und Achselzucken äußert, wird in diesen Kreisen der Berliner Politik wenig Unbequemlichkeit mehr machen. Man weiß hier jetzt zur Genüge schon, daß wir in Preußens Händen sind.

Es scheinen mehr Truppen eingetroffen zu sein; denn man sieht an den Uniformen, die auf der Petersstraße und dem Neumarkt aus den Fenstern schauen, daß das Schloß die Einquartierung nicht mehr ganz aufzunehmen vermag. Die Nachrichten vom Süden immer noch kärglich. Die Hannoveraner immer noch nicht gefangen. Tschirschwitz soll wegen Nachlässigkeit in der Ausrüstung der in so tragikomischer Weise Umhergejagten auf Befehl der Welfenmajestät erschossen worden sein. So meldet ein Extrablatt der „Deutschen Allgemeinen". Wir, nicht so blutgierig, schenken dem Herrn General das Leben und verleihen ihm überdieß den in Anbetracht des Verfahrens und Erfolgs verschiedener anderer Hochgestellten, z. B. Georgs des Fünften, jetzt als zeitgemäß baldmöglichst zu stiftenden Orden „Für Verdienst wider Willen".

Sonntag, 24. Juni. Neue Preußen eingerückt, Landwehr, weiße Achselklappen, also Pommern. Kräftige, untersetzte

Kriegsleute, obwohl durchschnittlich nicht so groß wie unsere Brandenburger von der Garde. Man erzählt, es sei von der Commandantur an den Rath die Forderung gestellt, ein Lazareth mit tausend Betten einzurichten, was ich bestätigen höre. Der große Krieg hätte also begonnen. Die Preußen bei Seidenberg mit Hurrah und Musik in Böhmen eingerückt. Gott streite ihnen voran! Die Sachsen sollen zu Festungsbesatzung verwendet werden — das Gerücht meint, in Ungarn. Vortrefflich, wenn sichs bestätigte. Unsere Herren Offiziere würden die Art, wie der Kaiser über seine Vasallen verfügte, begreiflicherweise nicht recht billigen können, desto mehr aber wir hier zu Lande; wir hätten dann wenigstens im Osten keinen Bruderkrieg und erlebten nicht die Schmach, daß unser Blut für Habsburgs spanische Politik und gegen Deutschlands Interessen vergossen würde. Die Welfensoldaten noch unter Gewehr, aber in enger Falle. Es giebt Leute, welche die Ausdauer ihres Kriegsherrn bewundern können. Ich aber ziehe vor, mich über das rücksichtsvolle und schonende Auftreten der Preußen zu freuen, welche die Doppelblindheit des Königs Georg nicht an seinen Leuten heimsuchen und auch hier, soweit thunlich, vermeiden, deutsches Blut zu vergießen.

Heute Johannistag, unser Todtenfest. Die preußischen Offiziere haben Motherbys Grab bekränzt. Auch Friccius' eherner Kopf schaut mit einem Lorbeerzweige geschmückt aus dem Postament des Sturmdenkmals vor der Johanniskirche in die Welt hinaus, die er befreien half. Befreiung von Frankreich damals, welches an den Interessen der kleinen Staaten in Deutschland stark geworden, Befreiung von Habsburg jetzt, das seine Macht unter uns Deutschen aus demselben Sumpfe zieht. Nicht wahr, alter Held aus der gesegneten Völkerschlacht, die sich nun in Böhmen drunten wiederholen soll?

Montag, 25. Juni. In der Kaufmannswelt allgemein lebhafte Besorgniß infolge des Gerüchts, zum ersten Juli solle der Zollverein als nicht mehr existirend angesehen werden. Wir hätten die preußischen Schlagbäume dann hart vor den Thoren, und die gute alte Zeit, deren Postkutschen und Frachtwagen bei der Sperrung der Eisenbahnen wieder aus der Rumpelkammer gezogen sind, wäre auch in dieser Beziehung wieder lebendig geworden. Die Sache ist indeß wohl schwerlich schon so weit gediehen, vielleicht nur Daumenschraube für die Parlamentswahlen, deren Ausschreibung nach dem ersten großen Siege der Preußen erwartet wird. „Dann müssen die Großhändler fort von hier", hörte ich heute, während ich einen Anschlag las, hinter mir sagen, „nach Hamburg, Magdeburg oder Berlin. Baiern und Württemberg kann uns nicht ernähren, und ein Zollverband mit Oesterreich ist undenkbar". Unsere Kaufleute sind auch sonst übel daran. Der briefliche Verkehr mit dem gesammten deutschen Süden ist so gut wie aufgehoben. Correspondenzen nach Württemberg, ja nach Nordbaiern gehen über Warschau oder Paris. Wechselverbindlichkeiten sind in vielen Fällen absolut nicht zu erfüllen. Das Baargeld ist knapp, da die Regierung bei ihrer Flucht Massen davon — man spricht von 17½ Millionen — mitgenommen hat, und preußische Banknoten und Tresorscheine bis jetzt hier kein gesetzliches Zahlungsmittel sind. Meine, hier hätte die Handelskammer eine Aufgabe vor sich, die ihr Dank einbringen müßte. Die preußische Bank ist gut fundirt, und unsere Kaufmannschaft weiß das. Will die Landescommission auf eine dahin gehende Vorstellung nicht ja sagen, so wäre vermuthlich der preußische Civilcommissar zu der Wohlthat bereit.

Der Kurhesse als Gefangner nach Stettin transportirt — endlich! Allgemeines Wohlgefallen über solche Energie und

bei Vielen der Wunsch nach mehr davon. Verheißung des Generals v. Beyer in Kassel, die Verfassung der Hessen unverkürzt wiederherzustellen — gleichfalls recht erfreulich. Aber auch bei uns gäbe es eine von der Gewalt umgeworfene Konstitution wieder aufzurichten. Die Hannoveraner sollen kapitulirt haben. Es wird Zeit; denn auch die Langmuth hat ihre Grenzen. Garibaldi auf dem Marsche durch Tirol nach München — machen wir ein Fragezeichen dahinter. Bevorstehende preußische Durchmärsche nach Hof eher glaublich. Richtig, endlich, wovon schon gestern verlautete: die Cholera in der Stadt, durch die von Swinemünde gekommenen Soldaten mitgebracht. Sechs Erkrankungen unter diesen, aber ungefährlich. Unter der Bürgerschaft bis jetzt nichts davon.

Dienstag, 26. Juni. Die Preußen in Reichenberg und gegen Bodenbach vor. Scharmützel, morgen vielleicht schon große Entscheidungsschlacht. Die Italiener gegen das Festungsviereck vorgegangen. Wer die Stellung kennt und Victor Emanuel den Sieg wünscht, ahnt nichts Gutes. Die Hannoveraner haben noch immer nicht kapitulirt. Fluch der Hartnäckigkeit, welche nun zur Folge haben wird, daß Norddeutsche gegen Norddeutsche schießen. Welf nun hoffentlich bald in die zweite Etage des Stettiner Schlosses einlogirt. Kann mit der Zeit eine ganz artige Sammlung gekrönter Herren, einen Erfürsten-Kongreß dort geben.

Abends Telegramm, daß die Italiener bei Mantua eine Schlacht verloren und über den Mincio zurückgewichen. Ein zweites leugnet, ein drittes bestätigt den Rückzug.

Mittwoch, 27. Juni. Postnachricht, daß wieder Briefe nach Süddeutschland angenommen werden. Es sollen wirklich in der Nacht auf der Verbindungsbahn starke Truppenabtheilungen nach der baierischen Grenze durchgegangen sein, um nach

Hof befördert zu werden. Aus Baden die traurige Nachricht, daß der Großherzog nachgegeben und sich der Liga gegen Preußen angeschlossen. Abraham (oder Moses) Metz hat eine Philippika gegen die Berliner Politik losgelassen. Habeat sibi! War immer ein fauler Nationalvereinsschwätzer. Die Frankfurter Reichsarmee nach Gießen vorgerückt. Was das Volk dreist ist! Es wird hohe Zeit, daß die Preußen dem hannoverschen Unfug bei Eisenach ein Ende machen und freie Hand gewinnen, um dem schwäbisch-bairisch-hessischen Soldatenrattenkönig die Wege nach Hause zu weisen. Ich meine, mit dreißig- bis vierzigtausend Zündnadeln ließe sich hier schon ein rechtschaffnes Roßbach zu Stande bringen.

Noch später Abends wird davon gesprochen, daß es bei Gotha zum Treffen mit den Welfischen gekommen, und daß dabei auch Kanonen mitgesprochen. Aus Dresden wollte M. wissen, daß man die dortigen Elbbrücken zum Sprengen vorbereite, und daß zweitausend Bergleute requirirt worden, um beim Bau von großen Schanzen zu helfen, die um die Stadt angelegt werden sollen. Wozu gerade Bergleute? In Bautzen ist der Belagerungszustand proclamirt; das Gerücht behauptet, es sei aus einem Hause auf die Preußen geschossen worden, und will ferner wissen, besagtes heimtückisches Haus sei sogleich der Erde gleich gemacht worden.

Donnerstag, 28. Juni. Bis jetzt, Mittags, nichts von Bedeutung, als daß die Niederlage der Italiener nicht von der Art ist, daß sie uns entmuthigen könnte. Die Hannoveraner sollen sich wieder einmal ergeben haben und Gefangene und Verwundete von ihnen in Halle eingetroffen sein. Unsere Einquartierung breitet sich mehr aus, auch aus den Fenstern der Grimmaischen Straße sehen heute blaue Röcke mit rothen

Kragen heraus. Dem Vernehmen nach sind wieder Truppen durchgezogen und neue zu erwarten.

Ueberblicke ich die vorhergehenden Blätter, so will mich bedünken, als ob der pessimistische Spruch: Selig sind, die da nichts glauben; denn sie sollen nicht enttäuscht werden, auf dem Punkte stände, für eine Weile als praktisch empfohlen werden zu müssen. Eine der eigenthümlichen Erscheinungen, welche der nunmehr entbrannte große Kampf zeigt, ist die außerordentliche Menge von halbwahren oder ganz irrigen, zuweilen selbst sinnlosen Nachrichten, die von ihm auffliegen und nach allen Richtungen hin durch die erregte Welt flattern, und die Bereitwilligkeit, mit welcher die einzelnen Exemplare dieses Entenschwarmes auch von sonst nicht gerade phantasiereichen Leuten für echte Brieftauben genommen werden.

Man schaut des Morgens zum Fenster hinaus, und schon ist unten das Kriegsgerücht auf den Beinen, um die Neugierigen zu speisen, die Schreckhaften zu ängstigen, die Hoffenden zu befriedigen oder zu bekümmern. Man geht des Abends zu Bett, aber nicht ohne zuvor noch eine oder die andere Post gehört zu haben, die uns besorgt oder vergnügt einschlafen läßt, und die sich in der Regel am nächsten Vormittag als Uebertreibung oder Erfindung erweist. Dazwischen gleitet den Tag über eine Folge von Gerüchten wie Wechsel von Sonnenblicken und Wolkenschatten über Stadt und Dorf hin. Die Nachbarn stehen vor den Hausthüren in Gruppen beisammen mit „Wissen Sie schon?" und „Was sagen Sie dazu?" Bekannte, die sich begegnen, nehmen sich mit ähnlichen Fragen beim Knopfloch. An die Ecke klebt der Zettelträger mit seinem Kleisterpinsel einen bunten Anschlag mit der Ankündigung einer Extrabeilage voll und schwer von anscheinend gewichtigen, in Wirklichkeit oft tauben Telegrammen. Von der Eisenbahn kommen eilige Passa-

giere, bestrebt, sich bei Freunden geschwind der mitgebrachten Kunde von interessanten Ereignissen zu entledigen, eine Stafette jagt vorüber, Zeitungsjungen schwärmen mit noch nassem Preßfabrikat durch die Gassen, sicherlich Boten ebenfalls großer Geschehnisse. Selbst die Vögel des Himmels und die Wolken droben scheinen die Kunde von solchen weiter zu tragen. Wenigstens weiß der Ueberlegsame oft nicht recht, wie deren rasche Verbreitung sonst erfolgt sein sollte. Setzen uns die Redactionen der Tageblätter schon in gewöhnlicher friedlicher Zeit eine gute Anzahl von Correspondenzen, die der folgende Tag widerlegt, so kommen jetzt auf einen ehrlichen Postillon ihn ihren Spalten durchschnittlich mindestens ein Dutzend halbe oder ganze Tartaren. Woher man, wenn es mit rechten Dingen zuginge, das Wenigste wissen sollte, von daher weiß man häufig das Meiste. Das Gerücht sieht durch Wände und Gebirge hindurch, es hat an verschlossenen Doppelthüren gehorcht und, wie es versichert, Wort für Wort von dem verstanden, was drinnen geredet wurde, es hat als leises, schlaues Mäuslein den Selbstgesprächen von Königen und Ministern beigewohnt und ist dann mit dem Erlauschten wie auf Fausts Mantel auf und davon geflogen. Es sitzt im Kriegsrathe mit, steht auf den entlegensten Vorposten, begleitet als scharf beobachtender Ueberall und Nirgends die Bataillone und Schwadronen in die Schlacht, marschirt auf dem rechten und dem linken Flügel, bei der Avantgarde wie bei der Nachhut, ein Spion, wie er so rührig, beweglich und allgegenwärtig unter Menschenkindern nicht gefunden wird. Schade nur, daß es häufig läuten und nicht anschlagen hört, und daß es noch häufiger statt der Augen ein paar Vergrößerungsgläser im Kopfe hat!

Sehr viel wird in dieser Beziehung offenbar mit Absicht gesündigt: journalistische Betriebsamkeit, Börsenspeculation, Vexir-

sucht, politischer Fanatismus, persönlicher Haß gehören ohne Zweifel zu den Factoren dieser Erscheinung. Bei Weitem die meisten der Gerüchte aber sind augenscheinlich entweder die Folge von Mißverständnissen oder Geburten einer dichterischen Stellung der Menge zu den Dingen. Wir kehren gewissermaßen in die Urzeit der Fabeln und Mythen zurück, und eine Poesie nimmt überhand, die an die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft glaubt wie die Kinder im Dunkeln. Es ist dieß ein Zustand, der stets unter den Phänomenen mächtig bewegter Zeiten eintritt.

Der Sonnenbrand der Wüste läßt den Reisenden am Horizont das Spiel der Fata Morgana sehen, gewöhnlich, wonach er sich am Meisten sehnt, Wasser in Fülle und schattige Bäume. Die einsamen Haidestriche des Nordens erzeugen die Gabe des zweiten Gesichts, Hallucinationen, die förmliche Handlungen und Ereignisse mit allen Farben und deutlichen Umrissen, Leichenzüge, Brände, bisweilen kriegerische Actionen zeigen. Nebelluft gebiert seltsame Augentäuschung wie die riesigen Doppelgängerschatten des Rigi- und des Brockengespenstes. In der Nacht träumen wir. Das Fieber spiegelt uns allerhand Gestalten, anmuthige, häßliche, komische, traurige, in buntem Wechsel, oft in barocker Verschlingung an die Wand neben unserm Lager.

Zu alledem bietet die große Zeit, in die wir mit diesem Sommer eingetreten sind, Anklänge und Seitenstücke. Heiß und immer heißer scheint die Sonne des Krieges auf das Land herab, und häufig begegnet es dem wandernden Gedanken, daß er als Wirklichkeit erblickt, was nur seine Sehnsucht ist. Aus der Fülle von Nachrichten aus weiter Ferne, die uns Telegraph und Eisenbahn zu vermitteln pflegten, sind alle, die auf dem Kriegsschauplatze selbst oder an dessen Rande wohnen, mit Ausnahme weniger Wissenden mehr oder minder in die Einsamkeit versetzt. Nebel und wenigstens momentane Nacht, wo wir

bisher viele Meilen weit ausblickten. Dazu sieberische Erregtheit, Beklommenheit, Sorge, ungeduldige Erwartung, die das Ausbleiben erhoffter oder gefürchteter Kunde durch Rathen und Grübeln zu ersetzen strebt. Man hat seine Gedanken und Wünsche, man braut und mischt, man combinirt, und unwillkürlich beginnen die Augen anders zu sehen, die Ohren anders zu hören als sonst. Eine Sprengung in einem Steinbruch wird zum Kanonenschuß, ein fern grollendes Gewitter anhaltendes Geschützfeuer. Die reinste Luft riecht nach Pulver. Wenn gewöhnlichen Augen die Dinge desto kleiner erscheinen, je weiter sie entfernt sind, so ist den Augen einer erregten Zeit das Entfernteste das Größte. Eine Patrouille an der galizischen Grenze begegnet einer feindlichen, wirft ihr einen blutgierigen Blick zu und zieht von dannen. Eine Meile von da ist die Patrouille eine Kompagnie, der Blick eine Salve, zehn Meilen weiter weg ist die Kompagnie zum Regiment, die Salve zu einem muntern Gefecht mit Todten und Verwundeten, noch fünfzig Meilen weiter das Gefecht zu einem ernsten Treffen, noch weiter das ernste Treffen zu einer großen Entscheidungsschlacht geworden.

Der Kaltblütige leidet weniger von dieser allgemeinen Krankheit der Zeit als der Hitzige, der Realist weniger als der sanguinische Idealist. Was für schreckliche Kriegsgespenster mögen jetzt in Schwaben und in der Pfalz spuken! Die wenig oder gar nicht mit den Verhältnissen vertraute Menge ist selbstverständlich Hauptquelle und Hauptopfer des Gerüchts. Uns allen aber ist Vorsicht von Nöthen. Wir werden ohne Zweifel noch viel Seelenruhe brauchen, und es ist gut, wenn man den Vorrath, den man davon besitzt, sich durch festes Verhalten dem leichten Volke der Mythen gegenüber für die großen Wirklichkeiten ausbildet, welche die nächsten Wochen heraufführen werden. Es ist bisher nach unserm Sinne gegangen, aber die

Hauptsache kommt erst, und hier können die Würfel auch gegen uns fallen.

Dritte Woche.

Donnerstag, 28. Juni, Abends. Schlimme Nachrichten aus Thüringen. Ein Treffen — das Gerücht nimmt seiner Natur nach den Mund voller und sagt, eine große Schlacht — bei Langensalza, die Preußen mit starken Verlusten geworfen, die Hannoveraner nach Süden durchgebrochen. „Wie das Vieh sind sie drauf gegangen, die Hannoverschen, gehauen, gestochen, keinen Pardon gegeben", erzählte mit grimmigem Blicke und schaudersam geballten Fäusten unser Omnibusconducteur, ein ehemaliger sächsischer Unteroffizier, indem er zu loben meinte, und wie wenn er dabei gewesen wäre — ein rechter Typus des Kriegsgerüchts aus der Quelle des Fanatismus. Andere wollen wissen, die Preußen hätten nach zwölfstündigem Kampfe gesiegt, die Mehrzahl der Hannoveraner sei todt, verwundet oder gefangen, nur ein Theil entkommen, der König Welf der Letzte zöge mit seinem Troß von Silber- und Küchenwagen nach Nordwesten, dem Corps von Falkenstein gerade in die Arme. Verläßlichere Kunde aus Böhmen, wo König Wilhelms Zündnadeln hübsche kleine Vorposten- oder Vorhutsgefechte bestanden haben. Doch auch hier ein dunkler, wenigstens zweifelhafter Punkt: das Zurückgehen vor der Uebermacht auf dem Marsche gegen Trautenau.

Freitag, 29. Juni. Jubilate! Der alte Fritz ist mit uns. Früh beklommenen Herzens nach der Börsenhalle, die ich ungewöhnlich gefüllt und erregt fand. Gruppen stehen lebhaft disputirend bei dem Pulte der Telegramme und vor den Land-

karten. Die Oesterreichischgesinnten, jetzt sehr in der Minderzahl, reiben sich vergnügt die Hände. Hätten immer gesagt, daß es so kommen würde. Da hätte man's schwarz auf weiß. Schwindel wär's mit dem Siege der Preußen bei Skalitz und den eroberten fünf Geschützen, von denen der Telegraph heute Morgen berichtet. Die Preußen still, besorgt, zweifelnd, einander tröstend, so gut es gehen will. Ich höre: „In der Indépendance". Suche, ein Bekannter hat sie erobert, und ich lese ihm über die Schulter. Wahrhaftig! Da steht es unter den Telegrammen, zweimal sogar: die Preußen geschlagen, in vollem Rückzuge mit Hinterlassung ihrer Todten und Verwundeten.

„Daß einen der Schlag rühren möchte", seufzte Leppoc.

Ich überblicke die Hiobspost eben noch einmal, da wird eine neue Depesche aufgelegt. Alles eilt nach dem Lesepult, Einer liest sie laut vor und — Gott sei Dank! Lichtblicke in der Wolke: die Blauen haben gesiegt und in zwei Treffen zugleich die Weißen zurückgetrieben! Zehn Kanonen, mehrere Fahnen den Unseren in die Hände gefallen.

Man zweifelt, bleibt, es muß mehr davon kommen, und es kommt mehr. Gegen Mittag wird ein zweites Telegramm angeheftet, welches die beiden preußischen Victorien bestätigt und sogar von einer dritten berichtet. Noch zweifeln und schwanken wir. Es ist gar zu viel Glück auf einmal, und in dieser Stimmung gehe ich nach Hause. Der Abend aber wälzt den Stein ganz vom Herzen. Um sechs Uhr bin ich wieder in der Börsenhalle. Um sieben etwa wird eine Nachricht der „Staatsbürger Zeitung", die einen amtlichen Anschlag wiedergiebt, und welche ein soeben von Berlin eingetroffner Kaufmann mitgebracht hat, dem wieder zahlreich versammelten Publicum vorgelesen, und siehe da, stärkste Wahrscheinlichkeit bedeutender preußischer Erfolge: Berlin heut Abend illuminirt, die ganze

Stadt im Flaggenschmuck der Siegesfreude. — Noch immer gelinder Zweifel. Da bringt spät Abends ein Extrablatt der „Deutschen Allgemeinen" eine ihr von der Commandantur zugegangene Mittheilung, die kein Bedenken mehr gestattet. Alles in der Ordnung, die Garde gesiegt, der Kronprinz gesiegt, Prinz Friedrich Karl und Herwarth v. Bittenfeld gesiegt, Landsknecht v. Gablentz, der unritterlich in die vorderste Reihe des Angriffs auf die Waffenbrüder von 1864 getreten, gründlich niedergeworfen, Tausende von Gefangenen, verschiedene Kanonen genommen, desgleichen Fahnen und Standarten, österreichischer Verlust an Todten und Verwundeten überall erheblich größer als preußischer — freilich nur der Zahl, nicht dem Werthe nach, den der Mann für den Frieden hat; denn in dieser Hinsicht wiegt uns ein Preuße im Durchschnitt mindestens dreimal so viel als ein Slovak oder Kroat — endlich die Hauptsache: die Vereinigung der schlesischen Armee mit der von der Lausitz vorgerückten nahe, die der Elbarmee mit der letzteren bereits vollzogen. Wo bleibt Benedeks wohlbedacht zögerndes Feldherrngenie mit seinen Räthseln, Geheimnissen und Hinterhalten?

Auch aus Thüringen nunmehr sichere Berichte über glücklichen Ausgang des unerfreulichen Kesseltreibens bei Langensalza und Eisenach. Die Preußen haben zwar eine Schlappe erlitten, die wohl nicht eingetreten wäre, wenn man in Berlin weniger Rücksicht auf gekrönten Dünkel genommen, und wenn man an Ort und Stelle den Gegner nicht unterschätzt hätte. Aber mäkeln und nörgeln wir nicht, wie die thun, welche Preußens Erfolgen aus Verdruß über das System im Innern nur mit halbem Herzen Freude abgewinnen können und das Bedürfniß empfinden, zu Allem die Miene des wohlunterrichteten, unfehlbaren Kritikers anzunehmen. Die Hauptsache ist erreicht, die Welfischen haben kapitulirt, und eine nicht kleine Verlegenheit auf dem

westlichen Kriegstheater wäre im Ganzen befriedigend verlaufen. Die Lehre aber, daß die Truppen der Mittelstaaten nicht zu gering geschätzt werden dürfen, ist eine heilsame Zugabe. Ich denke, es wird heute Abend in Leipzig noch manche Flasche Champagner auf das bisher von Preußen Gewonnene und vielleicht auch auf den genialen und energievollen Staatsmann, der sich im letzten Jahre aus dem anscheinend nur geistreich-frivolen Herrn v. Bismarck entpuppte, getrunken worden sein — auch von Nichtpreußen. Aber halten wir den Daumen, loben wir den Tag nicht vor dem Abend, freuen wir uns mit Maßen, hüten wir uns vor Ueberhebung, die den Neid der Götter wach ruft. Noch steht die Hauptschlacht bevor, auf der Karte liegt vor den Preußen Kollin, und oft schon war der Zufall mächtiger als alle Trefflichkeit der Soldaten und ihrer Führung.

Sonnabend, 30. Juni. In den Telegrammen und Zeitungen weitere Vervollständigung und Bestätigung der erhebenden Kunde von gestern. Die drei Treffen in Ostböhmen, die man nunmehr ruhigeren Blutes übersieht, haben mit ihren Resultaten entschieden den Gesammtwerth einer großen Schlacht. Auf jeder von den beiden Seiten sind, die drei Punkte, wo gefochten worden, zusammengenommen, mindestens siebzigtausend Mann unmittelbar engagirt gewesen. Von den Siegern wurden etwa achttausend Kaiserliche zu Gefangnen gemacht, und auf Seiten der Geschlagenen gab es, wie es scheint, sechs- bis siebentausend, vielleicht mehr, Todte und Verwundete. Das wiegt allein schon die Einbuße unsrer Partei bei Custozza auf. Dazu kommt aber noch die Kapitulation bei Langensalza, welche eine tüchtige kleine Armee kalt stellt und den Preußen für die ihrer im Südwesten harrende Aufgabe in wenigstens fünftausend Pferden — die „Deutsche Allgemeine" rechnet wunderbarer Weise zwölftausend heraus — ein vermuthlich sehr erwünschtes

Material liefert. Wer doch in Böhmen hätte dabei sein können! Daß man nicht mithelfen kann an der Befreiung des Vaterlandes von Habsburg und seinen Vasallen! Wie glücklich ein Preuße, der im Schlachtensturm mitstreitet für den alten Wahlspruch der Unitarier, und wie frißt es an uns, bloßer Zuschauer zu sein und sich am Ende schenken zu lassen, was König Wilhelms Volk in Waffen mit seinem Blut und Schweiß für die Nation zu erringen im Begriffe ist!

Auf diesen Theil der Preußen allein blicken jetzt die Augen aller Patrioten außerhalb Preußens. Die Wahlen, die gegenwärtig im Gange sind, und in denen wir früher lebten und hofften, wie wenn wir draußen Mitwähler wären, werden kaum eines flüchtigen Blickes mehr gewürdigt. Sie könnten in Hinterindien stattfinden, und sie würden uns nicht viel weniger interessiren. Die Behauptung, daß die Fortschrittspartei in Berlin mit ihrer Juristerei auch für unser Interesse kämpfe, ist Phrase geworden. Man zuckt die Achseln über die großen Reden der Herren und wendet sich schweigend ab von ihrer kurzsichtigen Rechthaberei, um den großen Thaten zu folgen, auf welche die Ursache des Budgetstreites hinzielte. Ebenso verhält sichs mit einer andern Größe jüngst vergangener Tage. Die Reichsarmee in Frankfurt erhebt die schwarzrothgoldne Fahne, und jeder Verständige im Norden, der sie nicht schon nach dem heuchlerischen Unfuge, den Beust beim Dresdener Sängerfest mit ihr aufführen ließ, verlassen hat, sollte sie jetzt flugs in den Ofen stecken. Erst das Banner des schwärmenden, träumenden Idealismus und seines Wolkenkukuksheim, dann zur Fälschung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Particularismus gebraucht, jetzt zum Kriegspanier egoistischer Dynasten und verblendeter Bevölkerungen, die Deutschland im Munde Deutschland bekämpften, heruntergekommen — eine klägliche Metamorphose!

Was heißt Schwarz-Roth-Gelb heute noch? Die schwarze Reaction gegen alles Nationale, der gelbe Neid auf Preußen, das heranwachsende Neu-Deutschland, das schwarz gelbe Habsburg, an das die süddeutsche rothe Demokratie ihre Farbe angeflickt hat. Fort mit dem Schwindel, ihr, die ihr in Norddeutschland von ihm noch nicht gelassen! Fort mit ihm ins Feuer und die Fahne hochgehalten, die bei Roßbach und Leuthen gesegnete Schlachten schlug, die bei Leipzig und Waterloo das Beste that und mit der Befreiung Schleswig-Holsteins die Befreiung Deutschlands begann.

Regierungsrath Häpe von den Preußen aus Sachsen verwiesen, zwei verwandte Geister mit ihm. Wohin man hört, Billigung der Energie, die reinen Tisch macht, gerade in Betreff jener Persönlichkeit. Aus dem Reußischen gebürtig, als Student Schwärmer für Freiheit und nationale Einheit, Dirigent der innern Verbindung der Markomannen, dann plötzlich umgeschlagen, und als brauchbares Subject durch den frömmelnden und eifrig österreichisch gesinnten Advocaten Schellwitz bei Minister v. Falkenstein als Amannensis untergebracht, erwarb er sich als Redacteur der „Fackel" in der Reactionszeit nach 1848 und später als Vorstand des Beustschen Preßbureaus einen Ruf der Art, daß selbst unser zahmer Landtag sich einmal veranlaßt fand, gegen ihn aufzutreten. Jetzt soll er sich als Berichterstatter über sächsische Zustände seinem Meister und Gebieter jenseits der Grenze nützlich zu machen versucht haben.

Unsere Himmelblauen bei Münchengrätz mitgewesen und sich, wie zu erwarten, tapfer gehalten. Arme Burschen, die sich für die katholische Politik unseres Hofes todtschießen lassen!

Das niedere Volk glaubt bis diesen Augenblick nicht an die preußischen Siege. Möge ihm die bevorstehende Hauptschlacht den Schleier von politischem Aberglauben, der ihm über den

Augen hängt, recht gründlich zerreißen! Das baierische Gespenst wenigstens scheint aus seinen Hallucinationen verschwunden, ja man kann schon Leute mit dem Finger des Tiefblicks an der Nase flüstern hören, mit denen in Baiern da unten sei es nicht richtig, sie warteten und zögerten, um nach Befinden mit dem Preußen zu gehen und zu theilen — womit die blinde Henne vielleicht ein Körnchen Wahrheit gefunden, wahrscheinlicher aber nur Unbehülflichkeit für Unzuverlässigkeit angesehen hat.

Spät Abends noch will ein kleiner, geschwinder Herr auf der Börsenhalle eine Hauptschlacht, und zwar eine für Preußen glücklich ausgefallene, verkünden können. Man soll es heute Mittag in Halle aus amtlichem Munde erfahren haben. Warum denn nicht auch hier? Es wird also nichts daran sein. Dagegen war das vor einigen Tagen umlaufende Gerücht, daß Dresden mit Schanzen umgeben werde, begründet, und auch die Bergleute, von denen dabei die Rede, sind Wirklichkeit gewesen. Schade um die schöne Stadt, welche so unter Umständen, die fern bleiben mögen, noch einmal erleben könnte, was ihr die thörichte Politik der in ihr Residirenden im siebenjährigen Kriege zuzog.

Sonntag, 1. Juli. Das Telegraphenamt für den privaten Depeschenverkehr geschlossen. Damit wieder einmal Verengerung des Gesichtskreises und infolge dessen Bedenken, Grübeln, Gerüchte, unheimliches, beklommenes Gefühl. Gewiß ist, daß man in den westlichen Stadttheilen angewiesen worden ist, sich auf Einquartierung gefaßt zu machen, und es heißt, daß drittehalbtausend Mann erwartet werden. Als aus guter Quelle stammend giebt sich die Nachricht, daß in Dresden der Belagerungszustand verkündigt worden. Mit den Parlamentswahlen in Sachsen wäre es somit wohl nichts, und das ist, näher besehen, kein Unglück. Um von einer solchen Maßregel

guten Erfolg in unserm Sinne zu gewinnen, bedarf es, dünkt mich, noch einer ganz andern Reinigung der Luft von den faulen Dünsten, welche das Beustsche Regiment über das ganze Land verbreitet hat, und einer viel mächtigeren Aufrüttelung und Erhebung der Gemüther, als sie die erste Woche des Krieges, die rasche Schlagkraft Preußens, die zu Tage tretende Inferiorität Oesterreichs und die Flucht unseres Hofes und unsrer Regierung aus scheinbar starker Position bewirkt haben.

Mindestens eine für Preußen siegreiche Hauptschlacht ist noch nöthig, um mit der feindlichen Armee auch die an sie geknüpften Hoffnungen niederzuwerfen und den dem Parlamentsgedanken Geneigten ihre Bedenken und Befürchtungen zu benehmen, und selbst dann wird es noch schwer halten, andere als Minoritätswahlen zu Stande zu bringen, deren Bedeutung sich überdieß durch die nicht zu leugnende Thatsache mindern müßte, daß sie umgeben von Bayonnetten — die Gegner werden sagen: fremden Bayonnetten — stattfinden würden.

Bis vor Kurzem stand diese Frage ungefähr folgendermaßen. Das Volk in den kleinen Orten und auf dem platten Lande fast ausnahmslos indifferent gegen alle Politik, ohne irgend welchen Begriff von den großen Fragen des Tages, „gemüthlich" hinvegetirend in der Alltäglichkeit. Wenn es hochkam, so waren diese Kreise durch Turner- und Sängerfeste mit einigen national klingenden Stichworten bekannt geworden und durch eine gelind liberale Localpresse auf ein wenig Schimpfen gegen die Junker in Berlin und Beelzebub Bismarck dressirt, gegen den gehalten Herr v. Beust selbstverständlich der menschgewordene Liberalismus war. Besonderer Haß gegen Preußen in diesen Schichten nicht vorhanden, ebenso wenig besondere Liebe zu Oesterreich, der Gedanke an Deutschland, wo er überhaupt hier lebte, eine dunkle nebelhafte Vorstellung mit ein paar helleren Punkten, Erinne-

rungen von 1848, Nachklängen der Leipziger Octoberfeier u. dergl. Zur Regierung stand man gleichgültig, sie regierte eben, und man ließ sich regieren, wie Vater und Großvater auch gethan. Nicht sehr viel Besseres war in den großen Städten und in den Fabrikorten von Bedeutung zu bemerken. Hier gab es allerdings einiges Parteileben, allein es traten dabei zwar manche wohlgesinnte und achtungswerthe Charaktere, aber kein irgendwie die Mittelmäßigkeit überragendes Talent und niemals ein besonders energischer Wille hervor. Wir hatten eine Fortschrittspartei, aber nur einen kaum bemerkbaren Fortschritt in dem, was über das materielle Interesse hinausging. Wir hatten ein paar Hundert Mitglieder des Nationalvereins, deren Führer, meist Advocaten, wenigstens Juristen, es gelegentlich zu einer hübschen kleinen Demonstration, einer Resolution, einem Protest oder einem ähnlichen von der Partei und ihren Zeitungen für bedeutungsvoll gehaltenen, im Grunde aber harmlosen Scherze brachten, und die den Verein als Selbstzweck ansahen. Wir hatten endlich einen Landtag, in Bezug auf dessen Verhandlungen man in der Regel wohlthat, das Lächeln nachzuahmen, mit dem ihm der Minister v. Beust gegenüber zu stehen pflegte. Die Beamtenwelt war zum großen Theil in allen Stücken gehorsamst bereit, zu thun, was ihr in Dresden vorgeschrieben wurde, und trug sächsischen Patriotismus zur Schau, bis es ihr oberster Vorgesetzter gerathen fand, daneben deutschen spielen zu lassen, wo denn von Seiten der Herren auch damit aufgewartet wurde. Die Offiziere immer stramm sächsisch. Dresden Beamten- und Bedientenstadt, bis auf wenige Unabhängige, unter denen einige sehr tüchtig, voll Verehrung vor dem großen Staatsmanne, der des Landes Geschicke lenkte, und voll Ehrfurcht vor der Regentenweisheit hinter der katholischen Kirche, zuletzt auch voll Haß gegen Preußen und seinen Cavour, der

allerhand schlimme Dinge im Schilde führte, den deutschen Bund nicht normal fand, die rautengrüne Gemüthlichkeit durch Rendsburg gestört hatte und sie weiter zu stören drohte. In der ganzen Lausitz, in Freiberg und Zwickau ähnliche Verhältnisse. In Chemnitz, Glaucha, Plauen und anderen größeren Fabrikstädten mehr Liberale und Nationale, mehr Wohlwollen gegen Preußen, aber gleich heftiger Verdruß über die „Junkerherrschaft" und die „Beugung des constitutionellen Rechtes" in Berlin, gegen die in Volksversammlungen mitunter recht unklug declamirt wurde. Noch etwas besser in Leipzig, wo viele Nichtsachsen ansässig geworden sind und der Kaufmannsgeist Manches praktischer auffaßt als anderwärts. Hier neben einem nicht sehr starken „Patriotischen Verein" mit rein Dresdenerischer Anschauung der Welt und neben einer Rotte von Preußenhassern aus roth demokratischen oder andern unreinlichen Gründen Preußenfreunde von commerzieller, von nationalvereinlicher und selbst von unitarischer Schattirung in ziemlicher Menge. Die ungeheure Mehrzahl war gleichgültig. Unter den Andern war viel doctrinäres Wesen, viel Pickwickierthum. Die zahlreich besuchten Volksversammlungen bewiesen nicht viel wirkliches politisches Interesse und Leben. Sie „machten nur Bäckerrauch". Man pflegte sich mit den üblichen Redensarten zu speisen, schrie Bravo, half ein paar prächtig drappirte Resolutionen fassen und setzte sich dann mit dem Bewußtsein, eine That fürs Vaterland verrichtet zu haben, zu seinem Abendschoppen.

Jetzt hat sich die Sache in Leipzig und Umgegend etwas anders gestellt. Das niedere Volk ist namentlich da, wo in einer Familie der Vater oder ein Sohn gedient hat oder gar mit der Armee vor den Preußen steht, voll Haß gegen diese, denen man auch den Druck der auf Gewerbe und Verdienst lastet, zuschreibt, und für deren Kampf gegen Oesterreich und für

Deutschlands Zukunft man kein Verständniß hat. Was von dieser Schicht übrig bleibt, käme aus Faulheit und Einfalt nicht zu der Wahlurne. Ein sehr erheblicher Theil des gebildeten Mittelstandes wäre durch ein mäßiges Einlenken in Berlin dem Landtage gegenüber zu gewinnen und durch einen entscheidenden kriegerischen Erfolg zu ermuthigen. Manchen sind bereits die Augen aufgegangen. Nur wenige von dieser Klasse fürchten sich geradezu vor dem Preußischwerden, sehr wenige haben meines Erachtens etwas gegen die Forderungen, welche Preußen an unsre Könige und Herzöge gerichtet hat, aber die Mehrzahl bilden alle diese zusammengenommen bis jetzt noch nicht. Es wäre daher wohl gut, wenn man in Berlin mit einer Befragung des Volkes durch Parlamentswahlen sich noch eine Weile gedulden könnte. Die vis inertiae, der man jetzt dabei begegnen würde, ist nun einmal eine Kraft, die auch in die Rechnung gehört, wenn sie richtig sein soll.

Nachmittags spät noch einmal den Durst nach Neuigkeiten am Brunnen der Börsenhalle zu stillen versucht, aber die Quelle noch immer verstopft gefunden. Nichts da von Telegrammen. Da kommt H. plötzlich mit großem geflügelten Botenschritt herein: „Meine Herren, neuer glänzender Sieg der Preußen!" Sprichts und zieht ein soeben ihm von dem Briefträger aus Berlin zugekommenes Extrablatt aus der Brusttasche, welches die Erstürmung von Gitschin meldet. Starke Position, Verlust der Preußen erheblich, Verlust der Kaiserlichen gegen viertausend Mann. Die sechs Tage, seit der Krieg begonnen, müssen ihnen zusammen schon über zwanzigtausend gekostet haben. Sämmtliche preußische Heere jetzt vermuthlich vereinigt. Wacker gemacht und mehr davon, sagen wir in der Zuschauerloge unwillkürlich. Dann aber schämen wir uns wieder, nicht selbst mitthun zu dürfen.

Während die Preußen in Böhmen rasch Terrain gewinnen, erwerben sich ihre Kameraden hier fast ebenso rasch die Gunst des Publicums. Immer häufiger sieht man Unteroffiziere und Gemeine in Begleitung von Civilisten, oft Arm in Arm mit ihnen auf der Straße, und auch die Offiziere, selbst die von der Garde, scheinen zu gefallen. Gewiß ist wenigstens, daß sie dem Bilde, welches Public Opinion sich von einem preußischen Gardeleutnant gemacht, nicht entsprechen. Unser Gardeleutnant war ein Gemisch aus Miles gloriosus, Modekupfer und Krautjunker. Gang Kikerikihahnschritt, Wuchs Wespentaille, Augen Klemmerglas, Sprache Genäsel mit Säbelgerassel, Benehmen suffisant und insolent. Wo es raucht, giebts auch ein Feuer. Es wird also wohl irgendwo solche Gardeleutnants geben oder gegeben haben. Die unsrigen hier in Leipzig gehören zu dieser Spezies nicht. Es sind ruhige, etwas zugeknöpfte Leute von einfachen Manieren und männlicher Haltung, die, je genauer man sie sich betrachtet, desto mehr Vertrauen auf ihre Leistungsfähigkeit einflößen. Nichts von Säbelgerassel. Unsere reitende Communalgarde leistet darin beträchtlich mehr. Nichts von Renommage. Ich glaube, sie überlassen das ihren Gegnern. Auch nichts von Modekupfer und Wespentaille. Ja, wenn man sie sich ganz aus der Nähe besieht, könnte man fast meinen, sie seien Menschen wie Unsereins. Möge unsern Leipzigern noch recht lange Gelegenheit gegeben sein, sie sich so ganz nahe zu besehen. Die guten Folgen für die Aufklärung ihrer Begriffe werden nicht ausbleiben.

Montag, 2. Juli. Früh noch immer der private Telegraphenverkehr gehemmt. Desgleichen Nachmittags. Von Wien aus, welches bisher nach allen Richtungen Siegesnachrichten ausgestrahlt, das Zugeständniß, daß man in Böhmen den Rückzug angetreten. Unsere Oesterreicher hängen die Köpfe.

Sonst nichts Neues. Die angesagte Einquartierung nicht eingetroffen.

Dienstag, 3. Juli. Heute Morgen alarmirende Nachrichten gleich beim Kaffee. Das Dienstmädchen hat es von der Christel neben an, die es wieder von der Milchfrau hat. „Die ganze Geschichte von den Preußen" ist nicht wahr, die Sachsen und die Kaiserlichen haben allenthalben gesiegt, und das alte baierische Gespenst ist auch wieder auf dem Platze. „Fünfundzwanzigtausend Baiern", so meldet der Barbier, „sind in Gotha eingerückt und haben den dortigen Herzog fortgejagt". Die Sache wird vom Kohlgärtner Fritsche bestätigt, der es aus den „Leipziger Nachrichten" herausgelesen hat, und der mir's vergnügt zum Fenster heraufschreit. Er weiß auch, daß „die gelbe Linie" (soll sächsische Linieninfanterie von der Brigade mit gelbem Kragen und Aufschlag bedeuten) die Preußen bei Münchengrätz oder wie das Ding da drüben heißt (dabei wies der Erzähler nach Südwesten statt nach Südosten) tüchtig mit hat verknütteln helfen, und daß Benedek die Kommandanten von Josephstadt und Theresienstadt wegen Verrätherei hat vor den Kopf schießen lassen". — „In höchstens acht Tagen haben wir hier baierische Einquartierung", schloß dieser patriotische Schlaukopf nach verschiedenen andern derben und weisen Proben seiner Gesinnung und Kenntniß seinen Bericht.

Ein Geschäft führte mich schon am Vormittag in die Nähe der Börsenhalle. Ich sah auf einen Sprung nach, ob an den erwähnten Gerüchten etwas Wahres, und fand, daß die Baiern in Schleusingen sein sollten. Sonst nichts als weitere Bestätigung des preußischen Erfolges in Böhmen und von Wien halbe und ganze Zugeständnisse, daß man vor den Preußen zurückweichen gemußt. Die neue Einquartierung ist noch immer nicht da. Aber man richtet die große Bude, welche vom Woll-

markt her noch auf dem Roßplatze steht, zu einem Stalle für Kavallerie — es heißt in der Stärke von zweihundertundfünfzig Pferden — her, und für das von den Preußen verlangte Lazareth werden das kleine Militärhospital am Rosenthal, das Waisenhaus und das Armenhaus in der Dresdener Vorstadt, lauter sehr bequeme, geräumige und wohlgelegene Gebäude, bereit gemacht. Auch eine Batterie Artillerie soll in die Stadt verlegt werden. Man spricht davon, daß unter dem Volke, von Dresden her colportirt, eine neue Proclamation unserer Wettinischen Majestät umläuft, und K. wollte sie hier bei jemand gesehen haben. Wenn man dergleichen doch unterlassen wollte. Soll nicht einmal leidlich stilisirt sein und ist darum wahrscheinlich unecht.

Nachmittags auf einen Augenblick ganz in der alten guten Zeit. Drei wirkliche und wahrhaftige Extraposten mit blasenden Postillonen zum Grimmaischen Thore hinaus, wie ich höre, nach Chemnitz, und zu gleicher Zeit ungefähr echte alte Frachtwagen in derselben Richtung abgefahren, vierspännig, rothe Tuchlappen und Messingkämme an den Kummeten der Gäule, ein kleiner tombackner Pferdekopf als Sattelknopf am Sattel des einen Stangenpferdes, der „Feierbursche", der das Gespann nach Herkommen bis zur nächsten Schenke vor der Stadt führt, der unausbleibliche Spitz in der Schoßkelle, etliche hundert Schritt hinterher in blauer Blouse der Fuhrmann mit seiner Geldkatze — mit einem Worte: Auferstehung der Todten, wie sie leibten und lebten. Nächstens sehen wir vermuthlich auch den Musterreiter wieder auf seinem Klepper, und wenn das so fort geht, tragen wir in etlichen Wochen Zöpfe und Haarbeutel, was der ehemals — ehemals! wie rasch man doch lebt! — in Dresden residirenden Politik wahrscheinlich ganz recht sein würde.

Abends bei E. zum Souper. Die anderen von der Gesellschaft auch fast alle dabei. Das Gespräch kam vom Kriege auf die Wahlen zum Parlament. Die Leute waren fast ohne Ausnahme jetzt noch preußischer gesinnt als früher. Aber nach dem, was man sonst hier zu hören bekam, würde, wenn jetzt die Wahlen ausgeschrieben würden, von den Herren kaum einer sich betheiligen. Der eine äußerte, die Sache ginge gegen seinen Unterthaneneid, und was man auch gegen politische Eide sagen könnte, er käme darüber nicht hinweg. Ein anderer fand es nutzlos, sich mit etwas zu bemühen, von dem die ungeheure Majorität sich fern halten würde. Wieder andere brachten weitere Einwendungen — meist wohl nur Verdeckungen ihrer Scheu vor den Folgen kühnen Hervortretens — vor. Ziemlich alle waren darin einig, daß eine jetzt schon erfolgende Anordnung von Parlamentswahlen in Sachsen ein politischer Fehler sein würde. Ich konnte ihnen hierbei nur Recht geben.

Mittwoch, 4. Juli. Früh hörte ich im Hofe den Maurer, der da die Wand ausbesserte, sich mit einem Dienstmädchen über die Preußen unterhalten. „Ja, sehen Sie, Mine, die Preußen, die kann ich alle 'naus bringen. Das ginge ganz fix, wenn ich nur wollte". — „Na, Sie wären mir einer dazu. Sie allein doch nicht". — „Ja, ich ganz allein, aber nicht lebendig. Lebendig kommen sie nicht 'naus bei mir". — „Nun, das möcht' ich wissen, wie Sie das andrehen wollten". — „Ganz leicht, 's wird unterminirt". — „Na, das können Sie doch auch nicht allein". — „J, das kann ein Junge von zehn Jahren. Da macht er ein Loch, und da legt er einen Schwefelfaden hinein, und wuff! da gehen sie alle in die Luft". — Mine machte große Augen und schien sich vor dem Tausendkünstler zu fürchten.

Bald nachher kam ein andrer Maurer mit der Nachricht, daß diese Nacht preußische Reiterei eingerückt sei und noch

Artillerie kommen werde. „'s ist der Baiern wegen, welche schon an der Stahlbrücke (so verstand ich) bei Chemnitz stehen. Und in Böhmen sind die Preußen auch geschlagen, und Benedek rückt schon auf Dresden los". Ein Dritter stellte sich dazu und berichtete aus seinem Wissensvorrath, daß die Preußen seit Münchengrätz „furchtbaren Dampf" vor den Sachsen hätten. Freilich wäre dort aber auch die ganze Brigade Prinz Max aufgerieben worden, und von den Gardereitern wären auch nicht viele mehr übrig. Ein Vierter bestätigte den Sieg Benedeks. Es käme davon nur nichts in unsere Zeitungen, weil sie's nicht bringen dürften. Hätte doch selbst der Biedermann bei Brockhausen, der doch preußisch genug wäre, seine vier Mann Garde vor der Thür, die keine Depesche zu ihm hineinließen, welche ihnen nicht in den Kram paßte. Was sich das Volk erzählt! Und wie es in einem solchen Kopfe aussehen mag! Nicht einmal das Nächstliegende von alledem, die Kavallerie, die angekommen sein sollte, beruht auf Wahrheit.

Nachmittags. Jubilate und Quasimodogeniti! Um vier Uhr hält eine rasch daher jagende Droschke vor dem Hause. Drinnen weht einer mit dem Taschentuch. Es ist L—f. Herauf die Treppe. „Sieg — Hauptschlacht — großer vollständiger Sieg unsrer Preußen. Gelobt sei Gott". Rasch den Rock an, Hut auf und mit dem Wagen in die Stadt. Erste Bestätigung die große weißundschwarze Freudenflagge vor dem Fenster des Hotel de Bavière, wo der Commandant wohnt. Dann in die Börsenhalle, die voll wie die Kirche, und wo zwei Nachrichten die Freudenbotschaft des guten Jungen von der Salomonsstraße wiederholen — schwarz auf weiß und amtlich. Abends noch weitere Bekräftigung aus Berlin. Wie berauscht gingen wir Freunde Preußens umher. Auch der Vorsichtige, dessen Schutzpatron der heilige Apostel Thomas ist, darf jetzt voll aufathmen.

Hoch unsern Helden von Sadowa! Hoch das herrliche Kriegsheer Preußens! Und ein Hoch auch dem, der es zu solcher Trefflichkeit umgeschaffen — König Wilhelm, bald Wilhelm, König der Deutschen!

Vierte Woche.

Mittwoch, 4. Juli, Abends. Zu der großen Freudenbotschaft von Sadowa, von welcher mattherzig nach Ruhe und behaglicher Alltäglichkeit verlangende Philister und sanguinische Börsenvögel sich schon den Frieden versprechen, ist im Laufe des Tages noch eine kleine getreten, die Gerechten und Ungerechten gleich lieb sein wird: der Telegraph darf dem Privatverkehr wieder dienen. Gar nicht hübsch und liebenswürdig dagegen findet man es, und gar nicht in den stillen Gang der moralischen Eroberungen preußischer Humanität in Leipzig paßt in der That das heute auf Befehl von Dresden her erfolgte Verbot von Keils „Gartenlaube". Es mag consequent sein, das in Preußen verbannte Blatt überall zu verbannen, wo Preußen gebietet. Opportun aber ist die Maßregel gewiß nicht und billig ebenso wenig. Daß die Redaction vor circa vier Jahren die Tactlosigkeit hatte, einen einfältigen und ungebührlichen Artikel über den Untergang der „Amazone" zu bringen, sollte man ihr nicht nachtragen. Was sie seitdem zwischen den Zeilen lesen ließ, ist Liberalismus von der ungefährlichen wasserblauen Sorte und sicher eher ein wenig preußisch als österreichisch-particularistisch. Hoffentlich besinnt man sich bald und nimmt die Verfügung zurück. Preußen hat unter unsern Philistern immer noch Gegner genug, die nur die Furcht schweigen läßt, es braucht deren Zahl nicht durch die hundert Arbeiter, die

durch Unterdrückung des Keil'schen Unternehmens brotlos werden, und durch die Hunderttausende zu vermehren, die dadurch ihre Sonntagslectüre einbüßen. Wiederholt hörte man schon sagen: „Seht Ihr's, da hätten wir eine Probe von den Segnungen, die uns unter Eurem preußischen Regimente bevorstehen", und wenn das so bleiben sollte, könnte man wirklich zu solchen Vorwürfen schweigen müssen. Ich meine aber, Bismarck denkt billiger und praktischer als der Herr v. Wurmb.

Heute Nachmittag wäre der Krieg denn auch in seiner finstern und schrecklichern Gestalt in unser Leipzig eingezogen. Etwa um fünf Uhr ist der erste Transport der für unsre Lazarethe bestimmten Verwundeten, circa zweihundert Mann, auf der Verbindungsbahn eingetroffen und in dem neuen Waisenhause am Johannisthale untergebracht worden. Die Leute, wie es heißt, größtentheils Oesterreicher und fast alle nur leicht blessirt, sind unangemeldet gekommen, und so soll fast nichts als die Betten für sie bereit gewesen sein. Andere wollen diese wenig genügende Fürsorge mit Nachlässigkeit und Unbehülflichkeit des Rathsmitgliedes erklären, welchem die Angelegenheit obgelegen. Morgen wird es ohne Zweifel besser stehen, und übermorgen schon wird die hülfreiche Gutherzigkeit unsrer Leipziger den Mangel in Ueberfluß verwandelt haben.

Noch eine Nachricht von einiger Bedeutung, ein Schatten aus dem süddeutschen Nebel. Die Baiern kommen wirklich und wahrhaftig in Bewegung. Sie rücken auf Saalfeld los — feierlich, langsam, wie sich selbst ihre hiesigen Freunde die Sache vorstellen, einen endlosen Zug von Bierwagen hinter jedem Bataillon, den ich, wenn mir die Ehre beschieden wäre, ihnen den Unfug zu legen, als den Lebensnerv dieses Fittichs der schwarzrothgoldnen Reichsarmee meinen gezognen Kanonen zum ersten Zielpunkt empfehlen würde. Denke übrigens, sie werden

sich auf die Nachrichten aus Böhmen hin eines Besseren besinnen und wieder Rechts umkehrt machen, um ihr Bier in der Kühle daheim weiter zu trinken.

Donnerstag, 5. Juli. Am Vormittag ein Gang nach den Lazarethen, zuerst nach dem im Waisenhause, auf dem man schon von fern die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze wehen sieht. Ein zweiter Transport von Verwundeten, der vorzugsweise Preußen gebracht hat, ist, wie man hört, in der Nacht angekommen. Es sind wieder meist Leichtblessirte. Viele gehen oder liegen im Garten umher oder stehen am Eisengeländer desselben und unterhalten sich mit dem hier in dichten Gruppen versammelten halb neugierigen, halb theilnehmenden Publicum. Man sieht alle Waffengattungen unter ihnen: hechtgraue Jäger mit der häßlichen, aber praktischen Klappenmütze der kaiserlichen Infanterie, dunkelblaue Husaren mit gelben Schnüren auf den mit Krimmerpelz verbrämten Dolmans, Weißröcke von der Linie, Ungarhosen, auch eine braune Montur mit niedriger Fellmütze, wohl einer von der österreichischen reitenden Artillerie; weiterhin zwei rothe preußische Husaren, sowie ein Dutzend Musketiere, endlich auch einen sächsischen Jäger aus Neudnitz oder Neuschönefeld und oben am Fenster die Mütze eines von unsern Reitern.

Die Kaiserlichen sehen sehr wenig nach dem „deutschen Bruder" aus, den uns unsere Phrasendreher vor Ausbruch des Krieges als Schreckbild entgegenstellten. Sie sind Menschenbrüder und jetzt selbstverständlich als solche von uns zu behandeln. Aber die Wahrheit zu gestehen: die meisten erinnern mit ihrer Gesichtsbildung mehr an Hunnen und Tartaren als an unser Blut, und nur wenige sind im Stande, sich einigermaßen mit der deutschredenden Neugier außen vor dem Gitter zu verständigen. Soweit sich die Leute im Garten befinden,

sind sie vorzüglich an den Händen verletzt. Doch begegnet man auch Hinkenden und einigen verbundenen Köpfen und Gesichtern unter ihnen. Alle Kaiserlichen, denen ich zuhörte, sprachen mit Schrecken von der furchtbaren Wirkung des Zündnadelgewehrs und gaben zu, daß sie massenhafte Verluste erlitten und total geschlagen worden. Im Uebrigen schienen sie ziemlich vergnügt, nicht mehr mitthun zu müssen, wogegen mehrere Preußen ungern umgekehrt zu sein und die Zeit kaum erwarten zu können erklärten, wo sie wieder zu ihrem Regiment stoßen und „wieder draufgehen" dürften — ein Gegensatz von Entmuthigung und Gehobenheit, der recht bezeichnend für die Lage der Dinge ist und auch für die Zukunft Gutes hoffen läßt. Einer von den Sachsen hat erzählt, die Oesterreicher hätten, als seine Brigade — wo, wußte Referent nicht — gegen die Preußen vorgerückt, die sächsische Infanterie, vermuthlich wegen ihrer Mützenform, für feindliche gehalten und auf sie geschossen, und als die Offiziere, um das Mißverständniß zu heben, mit weißen Taschentüchern gewinkt, hätten die Preußen ihrerseits wieder gemeint, die Sachsen wollten zu ihnen übergehen, dann aber, als sie von denselben angegriffen worden, Verrath geschrien und keinen Pardon geben wollen.

Später nach dem Hospital am Exercierplatze, wo ich Doctor N. sprach. Es sind circa anderthalb hundert Mann hier, darunter ebenfalls einige Sachsen. Fast alle nur leicht verwundet, auch blos Erkrankte dabei, namentlich mehrere, die an den Augen leiden. Abgesehen von einem, der diesen Morgen trepanirt worden, und dem man einen Knochensplitter aus dem Gehirn gezogen, sollen alle außer Gefahr sein. Im Ganzen haben wir jetzt ungefähr sechshundert von ihnen in der Stadt, und es heißt, daß heute noch ein Zug angekündigt ist, für den man in aller Eile das Armenspittel rämmt. Die Barmherzig-

keit und das hülfreiche Gemüth der Leipziger ist neben der bloßen Pflicht überall, wohin man sieht und hört, in Bewegung und Arbeit für sie. In vielen Familien sind die Frauen eifrig mit Bereitung von Verbandstücken und Erfrischungen beschäftigt, Comités treten zusammen zur Unterstützung der Behörden, Geldsammlungen haben begonnen, und selbst kleine Kinder sah ich vor den Häusern Charpie zupfen. Auch unsere Aerzte und die Mediciner der Universität thun rührig und unverdrossen ihre Schuldigkeit.

Auf der Börsenhalle neue erfreuliche Kunde von der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, wie der Kampf bei Sadowa und an der Bistritz jetzt sich nennt. Immer prächtiger und ausgiebiger entfaltet die Hand des Telegraphen den schönen Sieg. Erst achtzehntausend Gefangne und einige fünfzig erbeutete Geschütze, mit dem nächsten Telegramme zwanzigtausend von jenen und hundertundsechzehn von diesen, zuletzt volle hundertundzwanzig eroberte Kanonen treten aus dem sich verziehenden Pulverdampfe und dem Getümmel der Verfolgung heraus. „Ein stolzer Tag in Preußens Heldenbuch, möge er zugleich ein gesegneter für uns draußen sein!"

Noch nicht lange hatte ich mich mit diesem Wunsche in etwas prosaischerer Fassung von Freund Leppoc verabschiedet, als ich an der Promenade K. und W. traf, die sich mit bedenkenerweckender Miene unterhielten. „Was haben Sie denn? Die Schlacht ist doch wirklich gewonnen und glorreicher als wir gestern meinten". — „Ja, schon recht, ungeheurer Sieg, aber wissen Sie das Neueste?" — „Nun?" — „Infolge der Niederlage bei Königgrätz Venetien an Napoleon verschenkt und derselbe ersucht, nach den in seinem Briefe an Drouyn de l'Huys niedergelegten Ansichten den Frieden mit Italien und Preußen zu vermitteln. Wie gefällt Ihnen das?" — „Nicht möglich!" —

„Steht im Moniteur. Da, lesen Sie", womit W. mir eine soeben bei der „Deutschen Allgemeinen" eingegangne Depesche hinhielt.

Im ersten Augenblicke war ich sprachlos vor Schreck und Erstaunen. Nur die schwarze Seite des Ereignisses präsentirte sich. In dem Briefe Napoleons ungefähr alles, was wir nicht wollen, und wenig von dem, was wir wollen. Oesterreich in Deutschland eine Macht, im Westen eine engverbundene Gruppe von deutschen Mittelstaaten, die einen Rheinbund im Schooße tragen würde, Preußen mit ein paar Annexionen arrondirt, mit denen man nur, wenn sie nicht Alles sein sollten, zufrieden sein könnte. Das Haus Habsburg bezahlt mit seinem letzten Stück Italien die Hülfe des Franzosenkaisers, um Deutschland nicht von der Kette lassen zu müssen, die es an seine Interessen fesselt, es schwächt sich durch die Abtretung nicht, sondern stärkt sich für seine Aspirationen im Norden, es kümmert sich nicht entfernt um die Glieder der Liga, die sich ihm dort angeschlossen, sondern macht seinen Frieden nach seinem Interesse und Belieben. Kein Verständiger konnte das anders erwarten, und doch ist man überrascht, geradezu verblüfft vor diesem Schachzuge der Hofburg.

Aber wie in Preußen? Auf welchem Wege wird Graf Bismarck die neu aufgetauchte Klippe umschiffen? Wird König Wilhelm fest bleiben? Victor Emanuel dem Bündniß mit Preußen treu? Ist dieses Bündniß überhaupt der Art, daß ein solcher Fall direct oder indirect vorgesehen ist, und daß der König von Italien den Krieg fortsetzen muß, so lange Preußen ihn fortsetzt, wenn er nicht den Ehrennamen des Re Galantuomo verscherzen will? Haben wir endlich für den schlimmsten Fall an Rußland einen Bundesgenossen, Polen wegen, und wöge

der ein etwaiges Hinauftreten Frankreichs auf die Wagschale des zu leicht erfundenen Oesterreich auf?

Mit solchen Fragen und in solcher Unsicherheit trennten wir uns, und die später noch eingegangene Nachricht, daß Gablentz mit seinem Auftrag, um Waffenstillstand zum Zwecke von Verhandlungen zu ersuchen, vom König rundweg abgewiesen worden, vermochte die gedrückte Stimmung, welche die neue Intrigue hervorgerufen, nicht gänzlich zu beschwichtigen. Was geschehen sollte, glaubte man zu wissen, was geschehen würde, konnte man kaum ahnen. Sorgenvoll wanderten beim Heimgehen die Gedanken hin über die abendlichen Gefilde zu den Königen in unsern Lagern, und rathlos kehrten sie wieder.

Freitag, 6. Juli. Es wird heller. Man sieht nun auch die Lichtseite der neuen Wendung der Dinge, und fast schämt man sich schon der gestrigen Niedergeschlagenheit. Ein preußisches Herz wird anderes empfunden haben, gleich von Anfang an, und Gott Lob! ich komme jetzt auch über den Berg. König Wilhelm ist, wie sehr unsere wohl unterrichtet sein Wollenden in ihrer Aberweisheit auch das Gegentheil prophezeiten, bis jetzt festen, aufrechten Ganges auf das Ziel zugeschritten, das auch unser heißer Wunsch ist. Die Berechnungen seines Ministers sind, soweit sie der Laie in politischer Mathematik verfolgen kann, eine nach der andern eingetroffen, er wird auch den neuen Factor nicht unberücksichtigt gelassen haben. Die Generale, die Intelligenz und die Tapferkeit der Truppen, die Hinterladungsgeschütze und die Zündnadelflinten Preußens haben mit einer Raschheit und Vollständigkeit, die an Wunder grenzt, niedergeschmettert und zertrümmert, was vielen als unüberwindliches Hinderniß vor unsern Hoffnungen erschien. Der preußische Staat nicht erschöpft von der Anstrengung, die das kostete, im Gegentheil moralisch gestärkt durch den Erfolg, das

Volk mächtig gehoben, der König umstrahlt von der Glorie eines Sieges, wie selbst der große Friedrich ihn so gewaltig nicht erfochten — könnten sie sich an den halben Früchten genügen lassen, die man ihnen in Paris allein lassen zu wollen scheint? Italien wurde in der Hauptsache einig trotz der Abneigung Napoleons gegen die unitarische Idee. Der vorsichtige Kaiser hat dazu gegrollt, aber den Degen in der Scheide behalten. Ist es Ueberhebung, sanguinische Hoffnung, anzunehmen, er werde ihn auch nicht für die Grundsätze seines Briefes ziehen, zumal er hier unzweifelhaft einem Gegner stärker als Italien ins Auge zu blicken hätte. Das preußische Volk wird sich nichts abhandeln, das italienische sich nichts schenken lassen wollen, und ich denke, wir dürfen auf eine feste Antwort aus dem böhmischen und auf eine ehrliche aus dem lombardischen Feldlager hoffen, wenn der französische Unterhändler erscheint. Sie wagen's nicht, die Rothhosen, sich mit dem verfaulten, in allen Gliedern kranken Habsburg zusammenzuthun gegen den Kernstaat der deutschen Nation, und wenn sie's wagen, so ist zu erwarten, daß jeder rechtschaffne Norddeutsche seine Pflicht kennen und wissen wird, wo dann seine Stelle ist. Unter der schwarzweißen Fahne, die dann deutlicher wie je das Symbol der Unbeflecktheit und Untheilbarkeit des vaterländischen Bodens wäre. Wer da weiß, um was es sich dann handelte, und wer eine Muskete regieren kann — ein Hundsfott, wenn er sich nicht, nachdem der König gerufen, zur Einreihung in ein Bataillon stellt, dem diese Fahne voranweht!

(„Daß er eine Muskete regieren kann", so schrieb ich später nüchterner zu dieser Stelle des Tagebuchs, „daß er exercieren und manövrieren kann, wird von Wichtigkeit sein; denn mit der Begeisterung allein gewinnt man heutzutage keine Schlachten mehr".)

Gegen Mittag sah ich an der Turnhalle Soldatenbettstellen abladen und Leute von unserm Gardebataillon — hoffentlich auch künftig das unsere — Haufen von Matratzen und Kopfkissen herbeitragen. Das Gebäude wird ebenfalls zu einem Lazarethe eingerichtet und soll dreihundert Betten aufnehmen. Es hieß, soeben sei ein neuer Transport von Verwundeten signalisirt, und als ich nach der Verbindungsbahn kam, war er bereits eingetroffen. Waggon auf Waggon entlud seine Last. Fast nur Preußen, etwa zweihundert an Zahl, rothe Husaren, einige Jäger, die das massenweise Gasse bildende Volk für Altenburger hielt, Linieninfanterie vom 50. und 67. Regimente, kamen sie, von Kameraden aus den Wagen gehoben, truppweise und einzeln durch die Menge daher. Die Meisten gingen und trugen sogar Flinte, Tornister und Helm selbst. Einige stützten sich hinkend auf Säbelscheiden, Ladestöcke oder große rohe Knüttel. Etwa ein Dutzend wurden von Packträgern auf niedrigen Wagen, die mit Matratzen belegt waren, fortgebracht, darunter ein großer Feldwebel mit prächtig kriegerischem Gesicht, dem sie am Nachmittag ein Granatstück oberhalb des Knies herausnahmen. Alle in der Verfassung, wie sie aus der Schlacht gekommen, beschmutzt, zum Theil von Pulverrauch geschwärzt, verbogene Helmspitzen, rostige Gewehre, aufgeschlitzte Aermel, noch blutige Bandagen. Nur wenige schienen heftige Schmerzen zu haben, manche hatten, obwohl matt von der langen Fahrt, Laune zu scherzen. So einer, der seine schirmlose Mütze mit dem Federbusch eines österreichischen Jägers geschmückt hatte, und so ein anderer, dem neben mir ein Herr Cigarren anbot, und der lächelnd in seinen Brotbeutel griff und ein halbes Viertelhundert zur Auswahl als Gegengabe hinreichte.

Auch an rührenden Auftritten fehlte es nicht. Ein ver-

wundeter Stabstrompeter erschien in dem Zuge, und mit: „He, Karl, da bist Du ja!" drückten ihm drei oder vier aus dem Preußischen herübergekommene Bauernburschen die Hände. Eine alte Frau lief auf einen der Musketiere zu und fiel ihm um den Hals. Eine andere wurde von den die Aufsicht führenden Polizeidienern angewiesen, sich nicht aus der Reihe vorzudrängen. „Warum soll ich nicht vortreten?" antwortete sie. „Ich erwarte meinen Sohn". Hübsch klang es, als ein junger Leutnant von unsrer pommerschen Einquartierung einem verwundeten Gemeinen anbot, ihm Gewehr und Tornister zu tragen. „Gott sei Dank, Herr Leutnant", erwiderte dieser, „ich kann das selber noch". Weiterhin muß der Offizier sein Anerbieten wiederholt haben und mit Erfolg; denn H. wollte ihn wirklich mit Muskete und Ranzen auf der Schulter gesehen haben. Viele Andere ließen sich Armatur und Gepäck von gefälligen Gamins tragen.

Es waren großentheils, wie einer auf Befragen berichtete, Leute aus der Schlacht „vom Dienstag", also von Königgrätz. Die Blessuren schienen meist Hand- und Armwunden zu sein. Einer hatte ein Tuch um Mund und Nase gebunden, und der obere Theil des Gesichts war furchtbar verschwollen und schwarzblau. Kaiserliche zählte ich nur fünf unter dem ganzen Transport.

Nachmittags ein Gang in das Innere des Lazareths im Waisenhause. Die Leute haben viel Besuch aus der Stadt — mir scheint, zuviel. Damen und Herren stehen und gehen in den Sälen umher. Ein praktisch denkender Gentleman vertheilt einen Arm voll Hausschuhe, ein andrer Hemden, eine besonders begehrte Waare. Einer präsentirt Cigarren, wieder einer Wein, ein Biedermann aus dem Volke glaubt in einem Krankenzimmer mit fetten Würsten wohlthätig sein zu dürfen. Die Mehrzahl der im Hause selbst befindlichen Verwundeten schläft, was ihnen

rücksichtsvoller zu gönnen wäre. Andere unterhalten sich, ziehen die neuen Hemden an oder machen sonst Toilette.

Ein blauer Husar, der ein Quarré hat sprengen helfen, zeigt eine Kugel, die ihm durch die eine Backe gegangen und ihm während der ganzen Schlacht in der andern Kinnlade sitzen geblieben, „ohne daß ich viel mehr davon gemerkt hätte, als wenn mir eins eine richtige Maulschelle gegeben". Ein Kamerad von ihm hatte das ganze Gesicht voll Risse, Beulen und Löcher. Wir fragten, ob er schwer verletzt sei. „Ach nein", antwortete er, so gut es seine Verschwollenheit zuließ, „blos eine Schwadron über mich hinweggegangen". Ein Füsilier erzählte, die Oesterreicher hätten ihn, als sie an ihm, dem Verwundeten, vorbeimarschirt, mit Füßen getreten und andere Blessirte geschlagen. Ein Husar berichtete, die Kaiserlichen hätten ihre eignen Dörfer niedergebrannt, unter andern eins mit lauter schönen schiefergedeckten Gebäuden. Viele beschäftigten sich mit Schreiben an ihre Verwandten. Mehrere äußerten auch jetzt lebhaft den Wunsch, bald wieder mit ins Feld ziehen zu können. Nicht weniger als fünfunddreißig Mann unter den bis jetzt in Leipzig Eingetroffnen ist, wie Doctor Günther mittheilt, der kleine Finger weggeschossen.

Sonnabend, 7. Juli. Habe mich nicht getäuscht in der öffentlichen Meinung Preußens. Die Berliner Journale unisono entschieden und eifrig für weiteres Vorgehen und volle Befriedigung der von Bismarck erhobenen Ansprüche trotz Napoleon. Die italienischen Blätter plaidiren ebenso entschieden für treues Stehen zu Preußen und Abweisung des österreichischerseits vorgeschlagenen Arrangements. In Paris wartet man noch auf Antwort aus den Hauptquartieren der Könige. In Böhmen wird weiter verfolgt und weiter Beute gezählt. 122 Kanonen und 22,000 Mann; reichlich ein Drittel der kaiserlichen Nordarmee

mit Einschluß unsrer sächsischen Vasallen muß jetzt unschädlich gemacht sein. Benedek des Oberbefehls enthoben, der Einzige wohl, der Unmögliches hätte möglich machen können. Um so besser. Die Baiern bei Dermbach oder Geisa im Weimarischen nach heftigem Gefecht zurückgeschlagen. Die Badener verstimmt, manche vermuthlich froh über die Schlacht bei Königgrätz, aus Wetzlar nach Süden abmarschirt. Ich meine, in acht Tagen wird mit der Reichsarmee noch besser aufgeräumt sein als mit der österreichischen, und auf Beseitigung dieser buntscheckigen Gesellschaft in vierzehn Tagen dürfte man, wenn wir uns nicht vor Uebermuth zu hüten hätten, fast wetten.

M. schüttelte noch immer den Kopf über die Pariser Nachrichten von vorgestern und sieht auch im günstigsten Falle einen guten Theil der alten faulen Kleinstaaterei, die rein aufs Fettwerden gerichtete Wirthschaft, die Beamtenkriecherei, das Byzantinerthum des Hofes, den Egoismus und Eigensinn desselben nationalen Fragen gegenüber, den verbissenen Haß gegen Preußen und seine Freunde, die traditionelle Liebhaberei für das am Habsburgerthum und Pfaffenthum krankende Oesterreich durch Ehrenpforten und von Jungfrauen in den Landesfarben und andern Loyalitätsappertinenzien empfangen, wieder einziehen und weiter wuchern. Ich meine, er sieht damit schwärzer, als recht und erlaubt ist. Die nächsten Tage müssen Aufklärung bringen. Es wäre unerträglich, aus ebner, gerader Straße zur Vereinigung mit Preußen, von der Höhe des Berges mit Morgenluft wieder in den alten Sumpf zurückzurollen.

Heute Abend erzählte Z. eine nette Geschichte zur Charakteristik des Kriegsgerüchts. Vor einigen Tagen geht eine Abtheilung unsrer Garnison auf dem baierischen Bahnhofe zu einer Expedition ab, und sofort heißt es in der Nachbarschaft: „Die Baiern sind im Anrücken auf Leipzig". Der Zug, den

unsere Preußen bestiegen, lenkt in die Verbindungsbahn ein, und nun weiß man: „Die Oesterreicher sind in Dresden". Er kommt wieder zurück und fährt in südlicher Richtung ab, und jetzt weiß man wirklich nicht, was die Zündnadeln vorhaben. Sie selbst aber wußten es recht gut. Man hielt bei Kieritsch, marschirte auf Pegau und confiscirte hier und in der Umgegend etwa fünfzehnhundert Scheffel Hafer, welche die sächsische Regierung dort für ihre Reiterei aufbewahrte, und die irgend ein illoyales Sachsenkind verrathen hat.

Sonntag, 8. Juli. Nachmittags wieder einen Besuch in den Lazarethen gemacht, für die jetzt sehr reichliche Spenden, namentlich an feinen Weinen, fließen, und in welchen der Zudrang des Publicums passend geordnet und beschränkt ist. Eine Anzahl von Verwundeten ist schon bei Familien untergebracht, natürlich auf deren Wunsch und Bitte, und wie ich vernehme, gehen noch fortwährend solche Gesuche bei der Direction ein. Die Oesterreicher und die Sachsen sind davon ausgeschlossen, da sie als Kriegsgefangene betrachtet werden.

Im Waisenhausgarten wieder viele uniformirte Spaziergänger, darunter ein Preuße und ein Kaiserlicher Arm in Arm, und viel Volk am Gitter, um zu fragen, sich erzählen zu lassen, Cigarren zu vertheilen und — wenn die Wache nicht hinsieht — die Schnapsflasche durch die Eisenstäbe zu reichen. Ein preußischer Blauer von der Linie berichtet, daß die Oesterreicher in der Schlacht nicht ihre gewöhnliche weiße Montur, sondern Mäntel getragen, über deren Schöße sie bei der Flucht häufig gefallen wären. „Sie sagten selbst", so setzte er hinzu, „sie hätten Befehl gehabt, ihre guten Röcke zu schonen, um in Berlin damit Parade machen zu können. Aber ich glaube, bald kriegen sie in Wien eine preußische Parade zu sehen".

Die Wache hatte, da es Abend wurde, die Leute aus dem

Garten ins Haus gerufen, und ich wollte eben gehen, als mich ein Streit zwischen jener und einem kaiserlichen Grenadier festhielt. „Ich gehe nicht hinauf. Die Preußen sind noch unten", hörte ich. Die Wache befahl diesen, sich ebenfalls ins Haus zu verfügen, und sie gehorchten, nicht aber der Oesterreicher. „Wollen Sie jetzt auf ihr Zimmer gehen". — „Ganz gewiß nicht". — „Gleich gehen Sie". — „Fällt mir gar nicht ein". — „So muß ich den Unteroffizier rufen". — „Gut, so werde ich auf den warten und hören, was der dazu meint". — Der Soldat ging, schien den Gesuchten aber nicht gleich zu finden, und inzwischen machte ihm der Grenadier allerhand Grimassen und zeigte nach dem Himmel. Er war offenbar betrunken oder nicht klug. Endlich erschien der Unteroffizier. Aber statt sich zu fügen, zankte sich der Trotzkopf mit der Messinggranate am Kragen von Neuem mit der Wache, die nun die Geduld verlor. „Ich will gar nichts mehr von Ihnen hören, aber Ihnen sagen, was Sie sind. Sie sind dumm, verstehen Sie, dumm sind Sie", womit der Soldat auf seine Stirn wies. Der Unteroffizier aber machte kurzen Prozeß. „Sie gehen augenblicklich hinauf", sagte er in scharfem Tone. Noch einmal setzte sich der Grenadier auf die Hinterbeine, er sähe nicht ein, warum. „Wenn Sie nicht auf der Stelle thun, was ich Ihnen heiße, so kommen Sie morgen nach Berlin", drohte der Preuße, und das wirkte. Der Weißrock zog ab, aber nicht, ohne nochmals sich umzudrehen und gen Himmel zu weisen. Ob der Bursche dort etwa einen Schutzpatron hat, und ob er etwa dahin zu entwischen gedachte?

Später war ich am Turnhallen-Lazareth, wo die Verwundeten, wie es schien, nur Preußen, noch vor der Thür standen und sich mit dem Publicum unterhielten. Ein Musketier erzählte, wie er in Böhmen in mehrern Dörfern gefunden, daß die Oesterreicher die Bauern verjagt, die Brunnen mit Steinen verschüttet

und das Geräth und Geschirr in den Häusern kurz und klein geschlagen gehabt. „Wir verfolgten sie", so schloß er seinen Bericht, „gaben ihnen was ab für ihren Unfug und speisten dann die armen Bewohner des Ortes, die halb verhungert zurückkamen, von unserm Brot und Reis". Die Geschichte von dem angeblichen Verrathe der Sachsen (in obiger Fassung, wie ich in der Zeitung sehe, richtig) war hier auch bekannt, aber vom Gerüchte dadurch verschönert, daß die tückischen Sachsen nicht blos mit weißen Tüchern gewinkt, sondern auch ihre Gewehre hingelegt, sie, als die Preußen vertrauensvoll sich genähert, wieder aufgegriffen und gefeuert haben sollten, „wofür wir sie dann von fünf Seiten her zusammenschossen". Auch ein paar Wunder wurden erzählt. Ein preußisches Infanteriebataillon war einer bedrängten Batterie so rasch zu Hülfe geeilt, daß es in einer Stunde zwei Meilen zurückgelegt hatte, und ein Füsilier wollte einen österreichischen Offizier auf sechshundert Schritte mitten in die Brust getroffen haben. Letzteres kann Augentäuschung sein. Renommirt wurde wenig und dann fast nur von den Leistungen des Zündnadelgewehrs, nicht von den eigenen. Zu den Führern das unbedingteste Vertrauen, das Lob der unteren Offiziere in Aller Munde — eine wahre Musterarmee.

Auf dem Gebiete der Telegramme Alles nach Wunsch. „France" hat wissen wollen, daß aus den Tuilerien nach dem Feldlager am untern Po „die Empfehlung" abgegangen, Venetien nicht anzugreifen, aber nach anderer Nachricht scheint glaublicher, daß dorthin nur der stille und unsichtbare Wunsch nach solcher Zurückhaltung geflogen, und zwar nicht aus den Tuilerien, sondern aus dem Hotel des k. k. Botschafters in Paris, und daß besagter Wunsch vorher auf der Redaction der „France" eingekehrt sei. Die Meinung, daß Napoleon seine Bundesgenossen, oder sagen wir blos, seine guten Freunde, anderswo

zu suchen habe, als bei einer altersschwachen und gebrechlichen Macht und deren gleichfalls schwachem Anhang, breitet sich, wie ich aus mancherlei Aeußerungen schließen möchte, immer mehr aus, auch unter Leuten, wo man sie nicht sucht. Desgleichen der Wunsch, daß Preußen nicht still stehen, sondern seinen Vortheil rasch und rücksichtslos weiter verfolgen möge. Unter Andern war auch der wackere kleine Schuhmann dieser Ansicht. „Drauf auf die Oesterreichischen, sage ich, drauf auf die Bierbaiern, zusammengeschossen, todtgestochen! Wir müssen endlich Eins werden", lautete sein grimmiges Votum, als ich mir heute Abend bei ihm Cigarren für meine verwundeten Pickelhauben bestellte. Er ist weder Hofrath noch Professor, ja er hat das Mißgeschick, nicht einmal Doctor zu sein. Selbst in Vereinen und Volksversammlungen zu den Füßen unserer politischen Gamaliele zu sitzen und Weisheit zu lernen, hat es ihm an Zeit und Lust gefehlt. Er ist ein simpler Materialwaarenhändler, der aber seine Gedanken hat, und manchmal gar keine üblen, wie mir vorkommt. Nicht selten begiebt sichs jetzt, daß ein kindlich Gemüth in Einfalt übt, was hochfahrender Verstand nicht gewahr wird, und ich zweifle nicht im Geringsten, daß man bei einigem Nachsuchen seitab von der Heerstraße des Parteitreibens noch manches im Stillen blühende unitarische Veilchen entdecken würde, das die Siegessonne Preußens hervorgelockt hat. Die großen vollen, fetten Päonien und Klatschrosen doctrinärer Selbstgefälligkeit und Tugendhaftigkeit aber beginnen sich zu entfärben und zu entblättern. Auch in Preußen geht es, dem Himmel sei Dank! mit ihnen zu Ende. Die Wahlen zeigen's deutlich: das Reich der politischen Juristerei wird fallen, das Vaterland wieder stehen, wohin es gehört — über der Partei.

Montag, 9. Juli. Diesen Morgen wieder ein starker

Transport von Verwundeten eingetroffen, wie ich höre, über fünfthalb Hundert. Man hat sie zum Theil im Waisenhause, wo noch einige neunzig Betten leer standen, zum Theil in den beiden andern Lazarethen, zum Theil in den „Luftbuden" neben dem Waisenhaus und dem Militärspital am Rosenthale untergebracht. Es sind gegen dreißig Schwerverwundete dabei. Wie es heißt, erwartet man noch mehr von diesen unglücklichen Gästen, und für diese wird die Bürgerschule vor dem Zeitzer Thore in Bereitschaft gesetzt. Unsere Aerzte haben viel zu thun. Die Spenden von Geld und Material fließen reichlich fort, was der Commandant in einem Anschlag dankend anerkennt. Zu wünschen wäre, daß unsere vornehme Damenwelt ihren Eifer für die Blessirten noch mehr in die rechte Bahn lenkte, d. h. wie bisher fleißig Binden, Wäsche, Charpie und Erfrischungen besorgte, aus den Lazarethen aber wegbliebe. Persönliche Erfahrung unter Bekannten und noch mehr Artigkeit nöthigt, anzunehmen, daß menschliche Theilnahme die Haupttriebfeder ist, welche sie an die Krankenbetten führt. Die Wahrheit will aber ganz niedergeschrieben werden, und so darf nicht unverzeichnet bleiben, daß auch andere Beweggründe mitspielen, z. B. Neugier, der Wunsch, in der Attitude der Barmherzigkeit gesehen zu werden, und die Ueberzeugung, daß es nun zum guten Ton gehört, sich mit den Verwundeten direct in Verbindung zu setzen. Dies möchte hingehen, wenn es nicht mehr störte als förderte. „Die Crinolinen sind uns außerhalb des Lazareths sehr werthe Gehülfinnen, drinnen aber im Wege", sagte mir einer der Aerzte. „Eine vornehme Dame am Krankenlager eines verwundeten Kriegers ist ein hübsches Bild für den Maler, aber dem Doctor ist eine derbe und geschulte Wartefrau lieber, und ein Hospital ist kein Theater. Junge Mädchen aber gehören gleich gar nicht hierher. Sie sollten ihr Bedürfniß

nach Emotionen anderswo befriedigen, als da, wo Soldaten die Hemden wechseln".

Draußen auf dem Kriegsschauplatz Alles in erfreulicher Verfassung: Preußen im Osten über Pardubitz hinaus auf dem Wege nach Brünn, behende Preußen im Westen in Brückenau, Baiern zurückweichend, Cialdini über den Po vorgerückt. In etlichen Tagen ist hoffentlich Frankfurt mit preußischer Einquartierung versehen. Wie prächtig doch unsere Kriegsmaschine arbeitet! Und wie zahm bereits das Schreiervolk in Schwaben geworden ist! Hofft da schon ein Stuttgarter Blatt ganz unverfroren, daß nicht auch noch württemberger Blut für Oesterreich — bisher hieß es, für Deutschland — vergossen werde. Der Himmel segne diese endlich aufgehende Erkenntniß und verleihe ihr ein rasches Wachsthum! Bei uns bricht sie immer mehr durch, und meine Ansicht, daß es in Leipzig mehr solche Veilchen wie der kleine Cigarrenmann im Fürstenhause geben müsse, wurde heute von L., der als Gastwirth vieler Menschen Rede hört, bestätigt. „Es ist zum Verwundern", sagte der für seine Person Indifferente, „vor der Schlacht waren meine Gäste alle sächsisch, jetzt sind sie wie auf den Kopf gestellt, und die meisten würden morgen schon preußisch". „Erfolganbeter". Und das ist die „Volksseele" unseres demokratischen Hofraths. Die „Gartenlaube" darf wieder erscheinen. So ist's recht. Bismarck selbst ist, wie Keil mir sagt, für sie eingeschritten.

Dienstag, 10. Juli. Früh brachte Günther ein paar allerliebste Kriegsgeschichten aus dem Lazareth in der Turnhalle mit. Einer der dort liegenden Preußen, glaube ein Husar, bekommt bei Königgrätz einen Hieb über den Kopf, der ihn bewußtlos niedersinken läßt. Als er sich nach einiger Zeit erholt und sich das Blut aus den Augen wischt, ist Alles still um ihn, und nur Todte befinden sich noch in seiner Nähe. Brennender

Durst quält ihn, und er sieht sich eben nach Wasser um, als sich neben ihm ein Oesterreicher erhebt und dem Kameraden einen guten Abend bietet. Der Preuße klagt ihm seine Noth, und der Weißrock steht ganz auf, geht weg und kommt nach einer Weile mit einer Mütze voll Wasser wieder. Gestärkt dankt der Preuße für die Wohlthat und fragt dann, wo der gute Kamerad verwundet sei. „Verwundet? I bin holt goar nit verwundet. I docht', als d' G'schicht losging, was sollst di todtschießen lossen? Und so fiel i holt hin und blieb liegen, bis der G'spoaß vorbei war. Itzt oaber bin i dein G'fangner". Und richtig führte der verwundete Preuße den gesunden Oesterreicher als Gefangnen ab.

Ein Musketier ferner hatte erzählt: „Als unser Regiment die Kaiserlichen angreifen sollte, zeigte sichs, daß der Feind zu stark war, und der Oberst commandirte: Zurück. Wir aber schreien: Die Brandenburger gehen nicht zurück. Hurrah! und drauf geht's, und wir brechen durch, schmeißen die Mützen in die Höhe und rufen Victoria". Wäre die Geschichte wahr und ich König Wilhelm, so wüßte ich, was ich thäte. Ritte zu ihnen hin. „Habt's brav gemacht, Leute", sagte ich. „Aber Disciplin muß sein. Dahero horcht. Wenn wir heimkommen, so wird das Regiment auf eine Viertelstunde in Arrest marschiren, von wegen Insubordination, aber mit der Fahne. Und wenn ihr wieder herauskommt, so werde ich vor der Thür stehen und jedem von Euch das eiserne Kreuz anheften. Verstanden? Adieu"!

Unter den Oesterreichern in der Turnhalle sind auch Leute, die nach Büchern verlangen. So ein Wiener Kind, und so ein Anderer, der aber um ein tschechisches Buch gebeten hat. Gegen siebzig sind heute als Gefangne und nur Leichtverwundete abgeführt worden, es heißt, nach Magdeburg. Man fährt

fort, für die Zurückbleibenden zu sammeln und zu sorgen, und sie haben jetzt reichlich, was sie bedürfen.

Heute ist das 20. Landwehrbataillon in drei Zügen, man sagt, von Magdeburg kommend, hier durch und nach Böhmen gegangen. Von draußen weitere gute Nachrichten. Die schwarze Wolke der Paris-Wiener Intrigue steht noch am Horizont, wird aber nur von Aengstlichen noch mit großer Besorgniß betrachtet. Sie ist wenigstens nicht bedrohlicher geworden, und Cialdini ist wirklich über den Po. Die Preußen, achttausend Mann stark, in Prag eingetroffen und in Brünn erwartet. Im Westen die Pickelhauben wieder in Wetzlar, die Baiern im Nebel verschwunden. Das nassauisch-darmhessisch-kurhessisch-badisch-schwäbisch-österreichische Kuddelmuddel quirlt unschlüssig hin und her. Die Frankfurter Juden- und Demokratenschaft in tausend Aengsten. Von Schleswigs Bürgerschaft, von Flensburg sogar dem König Wilhelm zur Schlacht bei Königgrätz gratulirt. Desgleichen — Wunder über Wunder! — von den Kielern. Was wird „Luerfritz" dazu sagen?

Mittwoch, 11. Juli. Das Kriegsgerücht braut fort im Volke, vorzüglich auf dem Lande. Die Leute sind rein wie die Kinder. Man hat nichts gegen das Betragen der hiesigen Preußen, man bewundert die Thaten in Böhmen, weil man nicht gut anders kann; aber man hätte doch lieber seine grünen Jäger hier, und man sähe doch viel lieber den Sieg auf der andern Seite. Weshalb, ist nicht zu ergründen. Für den Hof nur mäßiges Interesse, für die Erhaltung des Staates Sachsen etwas mehr — „'s ist von wegen der hohen Steuer drüben in Preußen!" — das meiste für die Armee, in der man gedient, oder in der man seine Söhne und Brüder hat. Wie Knaben, was sie gern gethan sähen, Dichtungen für wirklich eingetreten halten und als wirklich eingetreten weiter erzählen, unbekümmert

um Möglichkeit und Unmöglichkeit, so auch der kleine Mann in unsern Dörfern draußen vor der Stadt. „Na, wissen Sie schon"? so hörte ich diesen Vormittag den Kohlgärtner Fritsche zu dem Kellner von den „Mohren" sagen, der ihm zum Frühstück die gewohnte Flasche Wernsgrüner brachte. „Neue Schlacht gewest, unten in Böhmen. Die Preußen Keile gekriegt. Die Sachsen haben's hauptsächlich gemacht. Acht Stunden haben sie sich herumgehauen, und der Preuße steht jetzt wieder auf dem Flecke, wo er vor der Geschichte bei Königgrätz stand. Benedek und drei andere Generale sind in Wien erschossen worden, und die Kaiserlichen werden jetzt von einem sächsischen Generale commandirt". Der Kellner, ein vorsichtiger und nur in Betreff der Trinkgelder phantasievoller Charakter, erwiderte nur: „Na, das wäre". — „Ja, und wissen Sie schon, den Coburger, den haben sie aus allen Wirthschaften 'naus geschmissen — ich meine sein Bild — will der ein Volksmann sein und geht mit Bismarcken". — „Hm"; versetzte der Kellner, indem er im Entkorken und Ausschenken der Flasche innehielt, „soll er denn etwa mit dem katholischen Oesterreicher gehen"? — „Na, das gerade nicht, aber" — hier stockte die Weisheit unseres Dorfbürgers und steckte den Kopf in den Korb mit grünem Gemüse, den sie vollzupacken beschäftigt war, aus dem sie aber nichts weiter hervorbrachte, als: „Sie sind mir auch so Einer". Der Kellner schwieg, schenkte seine Flasche aus und ging. Er schien zuzugeben, daß er auch so Einer wäre.

Die Preußen sind noch einmal in Pegau und Umgegend gewesen und haben noch mehr Stroh und Hafer abgefaßt. Das Volk will wissen, der hiesige Commandant hätte die, welche jene Vorräthe angegeben, zur Belohnung auf eine preußische Festung geschickt. „Seid Ihr so schlecht, Eure Regierung zu verrathen", hätte er gesagt, „so haben wir uns desselben von

Euch zu versehen; also marsch mit Euch nach Spandau". Vermuthlich Mythe, die darin ausgesprochne moralische Anschauung aber nicht übel.

In Dresden herrscht nach dem Berichte K.'s, der gestern dort gewesen, namentlich in Beamtenkreisen tiefe Entmuthigung. Alles glaubt, wir werden preußisch. Viele beklagen das Schicksal der königlichen Familie. Noch mehr aber betrübt und ängstigt man sich mit dem Gedanken, selbst seine bisherige Position zu verlieren. „Jeder Calculator erwartet", wie K. meint, „seine Entlassung aus Amt und Brot, wenn Sachsen zu Preußen kommt". Offenbar Thorheit. Glaube, den Leuten kann geholfen werden in der Hauptsache, und sie würden dann, wenn der Fall einträte, daß wir unsern Landesvater wechselten, bald ebenso gute Preußen werden als vor fünfzig Jahren die sächsischen Thüringer, Meißner und Lausitzer, die jetzt seit lange schon zu den getreuesten Unterthanen des Hauses Hohenzollern und zu den eifrigsten preußischen Patrioten gehören.

Viele sollen sich mit Napoleon trösten. „Der läßt's nicht zu, daß Sachsen preußisch wird", sagt das Volk. Napoleon Schiedsrichter, Retter! O seliges deutsches Turnfest von 1863 und o seliges Schlachtjubiläum desselben Datums, wo seid ihr hin mit euren Gefühlen und Gelübden! — „Ja, ja, Sie können's glauben, der Kaiser hat vor zwei Jahren in Paris zum Prinzen Georg gesagt, er wisse wohl, daß seinem Großvater (soll heißen, Großoheim) um seiner Liebe zu Frankreich willen schweres Unrecht geschehen, aber er würde es schon wieder gut machen; darauf könnte er sich verlassen". Diese Anekdote geht hier, von Dresden importirt, als tröstendes Gespenst um und wird von allen geglaubt, welche Trost bedürfen. Wie sich die braven Kannegießer die Sphinx in Paris vorstellen mögen!

Abends. Nicht alle Bauern denken wie unser Fritsche.

Heute Nachmittag kehrte ich nach einem Spaziergang durch die Nonne und über die lange Linie zu Connewitz ein. Vier Leute vom Lande saßen in der einen Ecke der Schenke und politisirten. Sie wußten auch von der neuen Schlacht, in welcher die Preußen geschlagen worden, und ferner, daß dabei Prinz Albert in Gefangenschaft gerathen, aber von Prinz Georg mit viertausend ungarischen Husaren wieder herausgehauen worden. Mit ihrem sächsischen Patriotismus aber war's schwächlich bestellt. „Wißt Ihr was", sagte der Eine, „mir ist's recht, wenn der Preuße unten in Böhmen gewinnt; da kriegen wir den Spektakel und die Last nicht hierher". — „Na, mir auch", erwiderte ein Anderer, „was geht uns Oesterreich an und der Augustenburger? Wir wollen in Frieden leben. Und ob ich Preuße werde, ist mir ganz einerlei. Ich werde meinetwegen Türke, wenn's sein muß". — „Und warum wir uns für den König todtschlagen lassen sollen, sehe ich auch nicht ein. Was haben wir von ihm?" fügte der Dritte hinzu. — „Na aber, dann wird ja unser Militär preußisch", mischte sich der Wirth hinein, indem er einen Blick auf mich warf, in welchem er einen Horcher der Regierungspartei vermuthen mochte. — „Na, so laß es preußisch werden", antwortete der Erste. „Dann braucht nicht blos der arme Teufel zu dienen, der Ministerssohn muß dann auch daran" — ein Raisonnement, welches zeigt, daß unsere Bauern gar nicht so einfältig sind als manche aussehen.

Das Manifest Franz Josephs an seine Völker, über das gestern ein Telegramm eingelaufen, schmückt sich wieder mit dem Namen Gottes und ruht auf dem guten Rechte Oesterreichs. Er will Frieden machen, wenn man von ihm nicht Zugeständnisse verlangt, welche die Macht des Reiches erschüttern. Von den Bundesgenossen „im Reiche draußen" scheint nicht die Rede zu sein, was nicht angenehm für diese, aber recht sehr

angenehm für uns wäre. Und ob die Macht Habsburgs wohl erschüttert, ob sie nicht viel mehr in die rechte Bahn gebracht wird, wenn sie aus dem Verbande mit Deutschland sich löst? Wir im Norden wissen die Antwort darauf. Aber in Wien — wir werden sehen. Gut ist an dem Aktenstücke, soweit wir's kennen, nur das Eine, daß K. K. Majestät in Betreff Allerhöchst ihrer Truppen nicht auf die Südarmee, sondern nur auf Rekruten und Freiwillige rechnen zu können scheint.

Inzwischen sind die Preußen nicht müssig geblieben, und die Nadeln mit den blauen Glasköpfen sind auf den Karten in der Börsenhalle seit gestern wieder um ein erkleckliches Stück weiter nach Süden vorgerückt. Auf dem östlichen Kriegstheater bis über Zwittau hinaus, und weiter südöstlich schon bis Weißkirchen; Gelbköpfige im Norden nur noch an fünf einzelnen Punkten, den Festungen Königstein, Leitmeritz, Josephstadt, Königgrätz und Pilsen, und in Venetien Cialdini bereits östlich vom Festungsviereck in Montagnana — eine Schnelligkeit, die Bedenken erregt, da die Kaiserlichen zu schwach gewesen sein müssen, um den General anzugreifen und aufzuhalten, was auf bereits erfolgten Abmarsch eines großen Theils der Südarmee nach Norden schließen ließe. Die schwarze Sturmwolke in Paris sieht gleichfalls wieder bedenklicher aus. Napoleon mache Ernst, wolle keine Schwächung Oesterreichs, Frossard sei ins preußische Hauptquartier gesandt, bewaffnete Vermittelung Frankreichs anzukündigen, meldet ein Telegramm aus Wien. — Aus Wien — Aehnliches schon dagewesen und Erfindung gewesen. Napoleon ist schwerlich so rasch entschlossen; warten wir den „Moniteur" ab.

Später neues Telegramm angeheftet. Gablentz wieder mit Waffenstillstandsanträgen im preußischen Hauptquartier erschienen und wieder abgewiesen. In London hätte das Pariser

Vermittlungsproject einen üblen Eindruck gemacht. Hm, will wohl nicht viel bedeuten. Man hat sich bis auf Weiteres abgewöhnt, Englands guten oder bösen Willen in deutschen Dingen als Factor zu betrachten, mit dem zu rechnen wäre. Wichtiger erscheint die Proclamation des preußischen Obercommandos an die Böhmen. Was? Förderung der nationalen Bestrebungen der Tschechen, Andeutung, daß deren Wünsche nach Selbständigkeit und Verbindung mit Mähren erfüllt werden sollen, wie die der Ungarn. Das sieht ja aus, als ob Preußen über seine Eroberungen bereits zu disponiren Miene machte. Sch. hat schon lange prophezeit, König Johann bekommt die Wenzelskrone und tritt dafür die sächsische an Preußen ab. Ein guter Tausch für die Böhmen und für uns und für das Haus Wettin und darum, dünkt mich, keine illoyale Prophezeiung. Im Uebrigen etwa maßvolle und anmuthige Mischung der Principien von Bundesstaat und Annexion. Was bundestreu nördlich vom Main annectirt, mindestens Südhannover, Kurhessen, Nassau und das nördliche Darmhessen — Schleswig-Holstein selbstverständlich, vielleicht die fränkischen Stammländer Brandenburgs und Meiningen noch. Der Rest bundesstaatlich mit Preußen verbunden. Die Südwestdeutschen ihrem Nachdenken überlassen. Das wäre ungefähr, was man in unsern Kreisen wünscht und jetzt nicht mehr für ganz unmöglich halten will.

In Chemnitz Tumult gewesen, Pöbel natürlich, und infolge dessen ein gelinder Belagerungszustand erklärt. Recht so. Ordnung muß sein, und Ruhe ist vorläufig die erste Bürgerpflicht für die Sachsen.

Donnerstag, 12. Juli. Alle Tage fast bildet die erregte öffentliche Meinung, besonders im niedern Volke, schauerliche und komische Mythen, und beinahe allenthalben hört man in diesen Kreisen mit viel Behagen und wenig Verstand und

Ueberlegung politisiren. Ein paar hübsche Beispiele davon. „Wissen Sie, warum der Glyczinski*) von Limburgern weggezogen ist"? fragt gestern ein biederer Philister den andern bei Kitzing am Biertische. — „Nein". — „Sehen Sie, er hat's zu arg gemacht. Verlangt der zwei ganze Etagen, zwei Equipagen und alle Tage Tafel mit sechs Gedecken". — „Ei, das wäre"! — „Ja, aber Limburger wußte sich Rath. Excellenz, sagte er, wie viel Gemeine gehen auf den General?" — Fünfzehn. — „Nun, dann bitte ich um die fünfzehn Gemeinen. Spricht's und dreht ihm den Rücken". — „Höllisch fixer Kerl, und was für Courage. Ja, so muß es kommen". So meine Philister. In Wirklichkeit ist, wie ich erfahre, der Quartierwechsel des Commandanten aus ganz anderen Gründen erfolgt. Herr Limburger bot dem General die dritte Etage seines Hauses zur Wohnung an, und das wurde artig abgelehnt, da es zu hoch und weil die vielen auf der Commandantur verkehrenden Soldaten dem Hauswirth die mit Teppichen belegten Treppen der unteren Stockwerke ruiniren würden.

Gleich neben der Mythe vom Commandanten saß ein anderer weiser Thebaner, der einem Tischgenossen die italienische Frage erläuterte, und dabei hörte ich folgende Aeußerungen: „Der Italiener muß Venedig kriegen. Das ist richtig. Aber das Festungsviereck, das muß der Oesterreicher behalten; denn das brauchen wir für Deutschland".

Schon seit vorgestern vernehme ich, daß hiesige gelind preußisch Gesinnte eine Erklärung oder Adresse vorbereiten, die eine Art Vertrauensvotum für die Berliner Politik wäre. Mögen sie nicht eher damit hervortreten, als bis sie einer guten Anzahl Namen von Bedeutung sicher sind, und mögen sie nicht

*) General und preußischer Commandant von Leipzig seit Beginn der Occupation.

zu matte Empfindung und zu verschwommene Gedanken äußern. Mit Halbheiten ist in großer Zeit nichts gethan, und können sie den Wunsch nach engster Verbindung Sachsens mit Preußen nicht über die Lippen bringen, so mögen sie die Demonstration lieber ganz bleiben lassen. Mit dem selig entschlafenen Bundesstaatsprogramme des Nationalvereins wird das Kraut nicht mehr fett gemacht. Was man gestern nur halb hoffte, scheint in Preußen beschlossene Sache zu sein. Die „France" will wissen, das Berliner Kabinet wolle auf folgenden Grundlagen über den Frieden verhandeln: Oesterreich aus dem Bunde getreten, die ganze Land- und Seemacht Deutschlands in Preußens Hände gelegt, desgleichen die diplomatische Vertretung, endlich Annexion eines Theiles der occupirten Staaten, worunter nach anderer Nachricht, außer Schleswig-Holstein meerumschlungen, Hannover, Kurhessen, das österreichische Schlesien und — Sachsen verstanden wären. Auch die Waffenstillstandsbedingungen sind von dem Bewußtsein der Stärke Preußens und der Unzuverlässigkeit der Hofburg formulirt: Einräumung der Festungen zwischen der preußischen Grenze und Mähren, Uebergabe der böhmischen Eisenbahnen, Verpflegung der preußischen Armee in Böhmen auf Oesterreichs Kosten, keine Rekrutirung desselben während des Waffenstillstandes, Verbleiben des kaiserlichen Nordheeres in seiner jetzigen Stellung und des Südheeres auf halbem Wege zwischen Wien und dem Festungsviereck — das klingt gut, und Napoleon wird dagegen nicht viel geltend machen können.

Auch sonst melden die Telegraphen nur Erfreuliches. Im Südosten glückliches Reitergefecht, im Westen Manteuffel über die fränkische Saale und jetzt in Kissingen. Aus dem Norden Abmarsch der Contingente Mecklenburgs und Oldenburgs nach dem Kriegsschauplatze in Hessen, Reichsarmee mit

der schwarzrothgelben Binde sich noch im Nebel tummelnd. Roggenbach einen grimmbrennenden Brief an Bismarck geschrieben, der den badischen Staatsmann ganz zu den Unsern stellt und Alles von der Einheitspartei mit sich fortreißen wird, was bisher noch an die Halbheiten des Nationalvereins glaubte. In der That, man kann mit seiner Zeit wohl zufrieden sein. Ich meine, die Mainlinie bekommen wir aus dem gröbsten, und die Süddeutschen werden auch nicht ewig die Narren bleiben, die sie — abgesehen von Leuten wie unser Mathy — jetzt sind.

Fünfte Woche.

Freitag, 13. Juli. Unsere Köchin ist wieder glücklich und versalzt uns nicht mehr die Suppe. Ihr Granatkanonier, mit König Johanns Macht gezogen in die böhmische Schlacht, hatte bisher nicht geschrieben, ob er gesund geblieben. Heute früh Brief von ihm, etwas schmutzig zwar, wie Alles aus Krieg und Lager, mit Bleistift, vielleicht auf einem Protzkasten, so unleserlich wie möglich zusammengekritzelt und sehr dürftig an Detail, „da wir hier nichts weiter schreiben dürfen", aber doch Sonnenschein in ein verdüstertes Lenorengemüth; denn „Dein innigst geliebter Wilhelm" war am 5. Juli noch „gesund und am Leben". Wo, durfte er vermuthlich auch nicht genau sagen. „Aus Böhmen" mußte genügen. Heute würde er den Brief wahrscheinlich aus Mähren datirt haben. Wilhelm war zweimal mit im Feuer gewesen. Er erzählte: „Am 27. Junie wurde unsere Batterie zuerst ins Gefegd gezogen, und wir standen 2 Stunden in demselben, als wir aufmarschirten, feuerten die Feinde weiter nichts wie Kranaden auf uns, doch keine draf. Das 2. mal war den 3ten Julie, es wär aber kein

Gefegd, sondern eine fermliche Schlacht, wo über 700 Kanonen gegen einander schossen. Wie mancher brave Sachse hat hier sein Leben laßen gemußt. Die Gebrüder Z. waren auch mit dabei, Robert und August sint gesund. Ernst aber ist so wie ich von Kameraden seiner Compagnie gehörd habe, in Arm geschossen. Wenn ich wieder zu Hause komme, werde ich Dir als erzählen, wie es war".

Auch die bluttriefende Nachricht der Milchfrau vom 22. Juni ist durch Briefe „aus Böhmen" zu nichts geworden. Andern freilich geht es nicht so wohl. Die Sachsen scheinen namentlich bei Sadowa, wo sie die Letzten auf dem Schlachtfelde waren und durch stramme Haltung den geschlagenen Oesterreichern einen leidlich geordneten Rückzug ermöglichten, starke Verluste erlitten zu haben. Unter Anderm zeigte gestern der Sprecher der hiesigen Burschenschaft Germania an, daß ein Verbindungsbruder, Kratz, dort gefallen.

Für gewiß verlautet, daß Leipzig demnächst mehr Einquartierung bekommen wird, und daß auch die Dörfer der Umgegend damit belegt werden sollen. Man zieht, wie es heißt, hier ein Reservecorps zusammen, welchen die kleineren norddeutschen Contingente angereiht werden sollen, und zu dessen Commandeur der Großherzog von Mecklenburg bestimmt ist. Für letzteren ist das Hotel de Prusse gemiethet.

Draußen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen immer noch fast Alles nach Wunsche. Preußisches Hauptquartier wiederum weiter nach Süden verlegt und in diesem Augenblick sicher schon in der Hauptstadt Mährens. Die drei Armeen der Preußen haben sich von Neuem getrennt: die eine nimmt die Richtung auf Olmütz, die andere geht nach Brünn, die dritte nach Iglau. Im Westen sollen die Zündnadeln Kissingen wieder geräumt haben, was auf Uebermacht der Baiern deuten würde. Bei

Frankfurt immer noch seltsames Hinundherfahren der Reichsarmee in Nebel und Wolken. Was noch fehlen mag zum Angriff der angeblichen Achtzigtausend? Einigkeit? Oder sind die schwarzrothgelben Armbinden noch nicht fertig? Cialdini steht bei Padua, die österreichische Südarmee scheint Venetien nur zum Theil geräumt zu haben. Die französische Tricolore weht noch nicht, wie gestern verlautete, in Verona. Eben so wenig ist Prinz Napoleon nach Venedig und die kaiserliche Mittelmeerflotte nach der Adria abgegangen. Dem Empereur sollen die preußischen Ideen in Betreff des Friedens nicht gefallen, er soll sogar geäußert haben, dieselben seien nicht discutirbar. Woher die Kölnische das wissen mag? Ein Trost, daß Bismarck den Wahlspruch des alten Blücher angenommen hat. Vorwärts! Je mehr man erobert, desto weniger wird man schließlich bei Regulirung der Rechnung von seinen Eroberungen aufzugeben haben. Die österreichische Südarmee könnte, wie Sachverständige behaupten, vor Ablauf von drei Wochen nicht wohl an der Donau sein, und dann wird Preußen den dreimalhunderttausend Kaiserlichen bei Wien eine gleiche Anzahl von Königlichen entgegenstellen. Gegen den „Sieger von Custozza" aber wird der Sieger von Königgrätz Rath wissen, und das Uebrige wird Herr Dreyse besorgen.

Sonnabend, 14. Juli. Früh hörte ich wieder die laute Stimme unseres Fritsche im Hofe und beeilte mich, von seiner Unterhaltung mit dem Nachbar Kohlgärtner zu profitiren. „Ja, diese Nacht sind sie gekommen, auf zwei Parten. Es sollen Lübecker sein und Hamburger, lauter alte Kerls und was für Mützen! Mit Schirmen wie die Kohlenschaufeln, und Gott, König und Vaterland darauf. Der Preuße muß jetzt schon das Letzte zusammenkratzen, seit er neulich wieder 'ne Schlacht verloren hat". — „Welche denn"? — „Nun, die bei Kissingen, wo ihn die Baiern

zurückgejagt haben". — „So, wissen Sie das so gewiß"? — „Steht in der Zeitung, und Beust ist auch in Paris und hat lange mit Napoleon zusammengesteckt. Ein paar schlaue Trabanten, nun kriegt der Preuße Sachsen gewiß nicht". — „So so, na na". — Ja, und hast Du schon die ‚Nachrichten' gelesen die Geschichte von dem sächsischen Gardereiter, der jetzt in Dresden liegt? Das ist ein Kerl! Kommen da fünf preußische Dragoner auf ihn los. Reißt aber nicht aus, sondern haut und sticht um sich wie der Teufel, und das Pferd macht mit, beißt und schmeißt aus. Soll sich ergeben, thut's aber nicht. Kuchen! sagt er und haut und sticht weiter, und wie der Säbel entzweigeht, mit dem Karabiner, bis ein preußischer Kürassieroffizier kommt. Da ergiebt er sich. Der aber greift in die Tasche: Bist ein braver Soldat, hier hast Du 'nen Thaler, trink einmal dafür". Die Geschichte wird vermuthlich nicht ganz so gewesen sein, wie mein phantasievoller Morgenbote sie erzählt, aber man freut sich doch zu hören, daß unsere Leute sich wacker schlagen, und nur das verdrießt, daß es für keine bessere Sache geschieht. Nicht erfreulich klingen Berichte von dem Betragen sächsischer Jäger in Teplitz. Sie sollen sich dort höchst übermüthig und händelsüchtig aufgeführt haben, und selbst Fritsche meinte: „Lieber hundertmal Preußen als Einquartierung wie unsere Völker, wenn sie jetzt zurückkämen, oder gar Baiern, die Alles zerbrechen und zerschlagen".

Die „Lübecker und Hamburger" von heute Morgen waren, als ich mir sie am Nachmittag näher betrachtete, preußische Landwehr mit rothen Achselklappen, auf denen eine Zwölf, Leute aus der Gegend von Frankfurt an der Oder. Die Kohlenschaufeln an den Mützen vermochte ich nicht zu entdecken. Fritsche wird eine Vision gehabt haben. Gegen Abend rückte eine Abtheilung mecklenburgischer Dragoner ein, tüchtige Leute und

Pferde, die ganz darnach aussehen, als ob sie ihre Schuldigkeit thun würden. Diese Nacht sollen in drei Zügen noch drei Bataillone großherzogliche Infanterie eintreffen. Bisher war die Einquartierung mehr eine Zierde der Stadt. Wenn diese Mecklenburger kommen und da bleiben, wird sie von Vielen als Last empfunden werden. Wir würden dann sieben Bataillone Infanterie hier haben, und schon jetzt sieht es auf manchen Straßen so bunt wie in Potsdam aus. Mir sollen sie keine Last sein. Wer nicht mitkämpfen kann für Preußens Panier, der soll sich freuen, wenigstens dafür steuern zu dürfen.

Auch sonst zeigt der Krieg der Stadt täglich ein ernsteres Gesicht. Weitere Transporte von Verwundeten, darunter heute Abend einer von fast lauter Schwerblessirten. Drei Oesterreicher dabei, die in Betten gehüllt waren, fahl wie Leichen aussahen und wohl nicht wieder aufkommen werden. Einer, der einen furchtbaren Säbelhieb quer über den Kopf hatte, stöhnte laut, wenn der Wagen der Packträger, die ihn fortschafften, an ein Hinderniß stieß. Einem andern, der wie todt auf dem Rücken lag, stand röthlicher Schaum vor den Lippen. Was mögen die Unglücklichen auf der langen Fahrt gelitten haben!

Auswärtige Angelegenheiten noch immer befriedigend. Brief von S. aus Berlin: man will und wird annectiren. Die Zurückwerfung der Preußen Mythengebilde gewesen, die Baiern überall zurückgetrieben, wenn auch nach respectabler Gegenwehr. Die Frankfurter Reichsarmee denkt nicht mehr an Vorgehen nach Norden, nur noch an Vertheidigung der Mainlinie. Starker Exodus des Volkes Gottes aus der Bundesstadt nach der Schweiz und Frankreich. Deutet nicht auf besonderes Vertrauen der Börse zu dem Genie des Prinzen Alexander und zu der Widerstandsfähigkeit des militärischen Mischmaschs, den er befehligt. Unser Heer im Osten dem Feinde immer noch

dicht auf den Ferſen. Preußen über Brünn hinaus, Spitzen der weſtlichen Colonne, ſchweifende Huſaren, vermuthlich ſchon in Znaym, zehn oder zwölf Meilen nördlich von der Stadt mit der Hofburg. Selbſt der alte Fritz iſt niemals ſo tief nach Süden vorgedrungen, und bereits zittert Wien vor einem Sturm unſerer Blauen auf ſeine Schanzen. Manifeſt Kaiſerlich-Königlicher Majeſtät an die Ungarn, etwas kleinlaut, wie mich dünkt. Sollen ſich der Väter erinnern, Moriamur pro rege nostro rufen. Schweigen aber bis jetzt fein ſtille und laſſen die Geſchicke ſich erfüllen. Auch Napoleon macht im „Moniteur" eine freundliche Miene und läßt ſeine Franzoſen wiſſen, daß „ſein Verhältniß zum Preußenkönig immer das allerbeſte geweſen". Geht das ſo fort, ſo hat Preußen in ſieben Wochen mehr erobert als 1763 nach ſieben Jahren, und wir feiern dann wohl auch hier ein fröhliches Annexionsfeſt. Herrn v. Beuſt aber wäre dann das Verdienſt zuzuerkennen, durch ſeine verblendete Steifnackigkeit und ſeine Ränke einer der beſten Verbündeten der unitariſchen Idee geweſen zu ſein, und wir hängen dann ſein Bildniß an das eines gewiſſen coburg-gothaiſchen Geheimraths unmittelbar unter das des Grafen Bismarck, aber, um nicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß zu geben, verkehrt.

Sonntag, 15. Juli. Ander Wetter in Fritſche's Ideenkreis. Woher, nicht zu errathen. „Laſſen Sie uns nur erſt Preußen werden", ſo hörte ich ihn dieſen Vormittag unten mit ſeiner Trompeterſtimme predigen, „Sie ſollen ſehen, Alles wird dann gut. Zuerſt werden ſie uns freilich ein Bischen mit den Militärgeſchichten quälen. Aber Steuern kriegen wir nicht ſo viel; denn der Preuße weiß, daß wir jetzt nicht viel gehabt haben, und er darf uns den Unterſchied nicht merken laſſen." Ohne Zweifel iſt Fritſchens Robert, der fleißig in

den Schenken der östlichen Dörfer verkehrt, als Barometer für die dort herrschende Stimmung anzusehen.

Die meisten Ortschaften vor dem Zeitzer Thore sind nach derselben Quelle jetzt mit mecklenburgischem Militär besetzt. Stötteritz hätte tausend Mann, was sicher übertrieben. „Lauter junge Kerle, hübsche, artige Leutchen; haben die ganze Nacht guten Jamaikarum getrunken und Karten gespielt" — was dem Berichterstatter offenbar imponirt hatte.

Mittag kommt Vetter Schwarze aus Wurzen. „Nun, große Dinge inzwischen passirt, nicht?" sage ich. — „Ja, das muß wahr sein, und mit den Kaiserlichen ists nichts, und mit unserm Alten wird's wohl aus sein. Mir ists recht, wenn wir preußisch werden, aber" — „Was aber?" — „Aber die Beamten — bei uns heißt's überall, Alles würde abgesetzt, wenn der Preuße das Land kriegte". Er dachte dabei an seinen Aeltesten auf dem Gerichte. Ich berichtigte seine Vorstellungen und bat ihn, die Berichtigung zu Hause weiter zu geben, was er versprach. Kann Preußen mit dem Annexionsgedanken hier deutlicher hervortreten, und giebt man den Beamten Beruhigung wegen ihrer persönlichen Stellung, so wird sehr bald von üblem Willen nicht viel mehr die Rede sein. An den Hof knüpft in der Provinz sicher nur Wenige eine warme Empfindung. Wo sollte sie auch herkommen? In Preußen ist das was Anderes.

Abends brachte ich den Vetter auf den Bahnhof, wo Alles schwarz von Menschen war. Als ich auf dem Rückwege über den Plauenschen Platz ging, kam ein weiteres Bataillon vom zwölften Landwehrregiment von der Berliner Bahn die Gerbergasse herauf getrommelt und gepfiffen. Ein ganz eigner alterthümlich kriegerischer Klang, diese schrillen Pickelflöten, bei dem ich, Gott weiß, warum, immer an Spartaner denken muß, und bei dem das Wetterleuchten der Läufe und Bayonnette über

der dunkelblauen Kriegswolke doppelt grimmig flimmert. Auf der Magdeburger Bahn war den drei mecklenburgischen Infanteriebataillonen von gestern Abend und voriger Nacht Artillerie gefolgt, die aber gleich den Dragonern nicht in die Stadt, sondern auf die Dörfer im Südwesten gelegt worden ist, sodaß wir in Leipzig selbst bis jetzt nur Preußen und nicht sieben, sondern nur fünf Bataillone sowie etwas Kavallerie, im Ganzen ungefähr viertausend Mann Einquartierung haben.

Die Zahl der Verwundeten in unsern Spitälern ist ebenfalls gestiegen, es sollen deren jetzt gegen dreizehnhundert hier liegen. Als ich an den Bahnhöfen war, wurden mehrere Schwerblessirte in Siechkörben von Soldaten und Packträgern über die Promenade getragen. Einer hat, als er aus dem Waggon gehoben worden, die Umstehenden flehentlich gebeten, ihm ein paar Eimer kaltes Wasser über den furchtbar geschwollenen Schenkel zu gießen, was auch — vielleicht nicht zu seinem Heil — geschehen ist. Einen Andern haben sie als Leiche im Coupé gefunden. Immer düsterer zeigt auch uns Friedensmenschen der alte Kriegsgott sein Gesicht. Noch hat die Stadt seine Stimme nicht gehört. Werden auch wir sie noch vernehmen? Ich glaube nicht. Bei Wien und Frankfurt ist's, wo die Geschicke Deutschlands entschieden werden.

Abends. Wieder ein größerer Sieg der Preußen, vielleicht ein entscheidender, telegraphirt, dießmal im Südwesten. Aschaffenburg genommen, Baiern, wie es scheint, vereinigt mit Oesterreichern und Darmstädtern zurückgetrieben, Bundestag mit Gänsefüßchen auf und davon gewatschelt nach Augsburg. Schwarzrothgelber Talisman also wirklich nichts gegen die Zündnadeln geholfen, und Reichsarmee wirklich die alte Reißausarmee. Sollte mich nicht wundern, wenn sie nun bald die Flinte ins Korn würfe.

Wie hat man sich zu hüten, nicht übermüthig zu werden und den Tag vor dem Abende zu loben! Nur bei Trautenau, Auschwitz und Langensalza ein paar geringfügige, bald wieder gut gemachte Schlappen. Sonst Sieger und Sieger und immer wieder Sieger — in der That, unser Befreiungsheer scheint unwiderstehlich, und selbst eine Niederlage an der Donau würde ihm schwerlich viel von der durch eine solche beispiellose Reihenfolge von glücklich geführten Schlägen geweckten Zuversicht nehmen können. Mit einer derartigen Niederlage ists aber wohl noch in weitem Felde. Das k. k. Kriegsministerium packt, um nach Pest, die Preßleitung packt, um nach Graz, andere Behörden packen, um nach andern Orten überzusiedeln, läßt sich die Augsburgerin von einem ihrer Preßjüdchen aus Wien schreiben, und wenn dieser kluge Politicus sich in seiner Angst unter Anderem damit tröstet, daß Befehl gegeben sei, die im Wiener Arsenale lagernden Gewehre unverzüglich in Hinterladerbüchsen zu verwandeln, so weiß man wirklich nicht, was man mehr belächeln soll, den Wunderglauben an die Langmuth der Preußen, die darauf warten müßten, oder die Vorstellung, daß ein k. k. Befehl das Mirakel zu Stande bringen könnte, die Kuhfüße im Arsenal im Handumdrehen zu Schießzeug zu machen, das dem preußischen ebenbürtig wäre. Indeß darf man Dergleichen den Wienern nicht zu hoch anrechnen. Ist's doch das Volk der Stadt Groß-Abdera, aus der vor ein paar Jahren das ebenso erhabene als erheiternde Wort erklang: „Ich finde, das Deficit hat aufzuhören".

Montag, 16. Juli. Hans brachte heute das Gerücht mit aus der Stadt, daß die ganze Reichsarmee bei Aschaffenburg geschlagen worden und in eiliger Flucht nach Schwaben hinauf begriffen sei. Verlust an Menschen und Kanonen ungeheuer. Aschaffenburg niedergebrannt. Wohl Uebertreibung.

Nachmittags marschirte unser Gardebataillon die Straße nach Dresden hinaus. Man sagt, nach Taucha, und um Platz zu machen für noch ein Bataillon Landwehr. Ich bin überzeugt, daß ihnen kein Tadel oder Vorwurf folgt, und daß Viele den scheidenden Kriegern eine freundliche Erinnerung bewahren werden.

Unter der Landwehr vom zwölften Regiment befinden sich Propheten. Einer der Leute — er war aus Ortrand — weissagte heute meinem Cigarrenmanne. „Sechse für zwei Silbergroschen. Wollte sagen, Neugroschen. Schadet aber nichts; denn in ein paar Monaten heißt's hier in Sachsen auch Silbergroschen". — „Da werden Sie Recht haben", erwiderte der Kaufmann. „Wenigstens haben Andere von Ihrem Regiment in ähnlichen Dingen die Wahrheit prophezeit. Es sind Tuchmacher aus Lübben", fuhr er, zu mir gewendet, fort, „die bei mir zur Messe wohnen. Letzte Ostern sagten sie, geben Sie Acht, Herr Schuhmann, diesen Sommer noch kommen wir wieder nach Leipzig, aber in zweierlei Tuch mit blanken Knöpfen, und richtig, da sind sie jetzt in der blauen Jacke mit rothem Kragen".

Bezeichnender Unterschied zwischen der preußischen und der österreichischen Armee. Wie hier Soldaten als alte Bekannte kamen, so neulich in Stettin oder Küstrin ein paar kaiserliche Weißröcke. Die Differenz war nur, daß jene als Eroberer, diese als Gefangne sich präsentirten, und daß jene eigentlich ehrbare Tuchweber, diese — die Geschichte unserm Sch. von seinem Bruder geschrieben — ihrem bürgerlichen Berufe nach fahrende Leute, Bärenführer waren.

Das in diesen Tagen verbreitete Gerücht, die Preußen bereiteten eine Beschießung des Königsteins vor, bestätigt sich nicht — glücklicher Weise! Das Grüne Gewölbe fort, und nun auch noch die Festung in Ruinen geschossen, das wäre zu viel

Herzeleid für unsere Spießbürger zwischen Feldschlößchen und Kammerdieners. Es fehlte dann nur noch, daß man das große Vogelschießen verböte, das dritte der einzigen Dinge auf Erden, für die sie sich außer der „Herrschaft" und Excellenz von Beust zu begeistern vermochten.

Abends durchs Zeitungsfenster in die Welt hinaus gesehen, und überall im Westen und Südosten die Sterne Preußens hellleuchtend und in günstiger Constellation. In Mähren die blauen Musketiere, Husaren und Kanonen in raschem Vordringen, ein Trupp schon im Oberösterreichischen. Die Kaiserin von einem Bittgang zu den Ungarn unverrichteter Sache nach Wien zurück. Will's noch einmal versuchen, vermuthlich à la Maria Theresia mit den Kinderchen an der Hand. Die gehoffte Insurrection der getreuen Magyaren soll Görgey commandiren. Wie weit es doch mit dem alten stolzen Hause Habsburg gekommen ist seit Olmütz, seit dem Fürstentage von Dreiundsechzig! Hochgebietend, hochstrebend dem Ziele nahe, dann widerwillig von Bismarck ins Schlepptau genommen und gelöst von altherkömmlicher Verbindung, gebückt in den Bund zurückgekehrt und mit ihm niedergeworfen. Zuletzt bitten gegangen bei Napoleon, bei den mißhandelten Ungarn, bei Görgey, dem Rebellengeneral, und Alles nichts geholfen. Der große Beust in Paris ohne Erfolg abgefahren. Die Italiener setzen den Krieg fort. Der eine Flügel der Reichsarmee zersprengt, jedenfalls gründlich geschlagen. Fürwahr, selbst der Ungenügsamste könnte vom Schicksale nicht mehr verlangen. Ich wage es aber auf alle Gefahr hin und wünsche, daß das preußische Volk den festen Willen und Entschluß kundgebe, was es mit seinem Blut erobert, wenigstens so weit es nördlich von Erzgebirge und Main gelegen, zu behalten. Mit dem alten Nationalvereinsprogramm ist uns nicht gedient, und die Führer des

Vereins sind unzweifelhaft charmante Volksversammlungspräsidenten, scheinen aber nicht zu begreifen, daß die Dinge nach einem Kriege anders angesehen sein wollen, als vor einem solchen. Oder stellen sich die Herren von der ewigen und unausbleiblichen Resolution etwa vor, daß die Helden von Nachod und Trautenau, Gitschin und Königgrätz gestorben sein sollen für ihre juristische Fiction, für den halbschürigen Bundesstaat, in welchem die faule Welfenwirthschaft, der ganze Haß gegen die wahre deutsche Einheit und das ganze Ränkespiel von Beust und Genossen gegen Preußen conservirt wäre? Es giebt keinen „berechtigten Particularismus", und die preußischen Zeitungen sollten es sich bei Zeiten angelegen sein lassen, dieser Täuschung wie andern Hirngespinnsten unsrer liberalen Doctrinäre ein Ende zu machen und der Regierung, wenn sie, wie zu erwarten, bis zur Grenze des Möglichen annectiren will, aus dem Volke ein lautes millionenstimmiges „So sei es!" zu schaffen.

Dienstag, 17. Juli. Gestern wieder eine Anzahl Leicht- und Schwerverwundete angekommen, aber nur, um auf der Bahn nach Weißenfels weiterzugehen. Die Stadt wimmelt von Uniformen, namentlich auch von mecklenburgischen, von Gardisten, Jägern, Artilleristen und Dragonern. Auch die Vorstädte haben jetzt großentheils Einquartierung, und in Reudnitz ist preußische Garde eingerückt. Das Volk häufiger mit den Mecklenburgern im Verkehr und Gespräch gesehen als mit den Preußen — sicher nicht blos, weil jene was Neues sind.

Draußen wieder ein glückliches Gefecht der Pickelhauben mit den Kaiserlichen und den Sachsen bei Olmütz und sechzehn Geschütze erbeutet. Wie uns die letzten Tage verwöhnt haben, daß wir darin nichts Besonderes sehen! Die Oesterreicher setzen ihre Retirade in Mähren fort, sie sollen nach Preßburg wollen. Wenn das so weiter geht, haben wir sie in acht Tagen in

Peterwardein unten und vor Ende des Monats in der Türkei. Endlich hat sich Prinz Alexanders Amalgam wirklich bei unsern Leuten Schläge geholt und sogar zweimal: bei Laufach der Angriff von Seiten der darmhessischen Division und die Hiebe von der Brigade Wrangel, bei Aschaffenburg ein österreichisch-kurhessisch-baierisches Trifolium von den Zündnadeln zerstört, fünfzehnhundert Weißröcke gefangen, ein kaiserlicher General, der dieß durch sein Genie dem rasch vordringenden Vogel v. Falkenstein ermöglicht hat. Die Königliche Hoheit von Darmstadt nach München echappirt, natürlich die Schatulle in der Kutsche. Was das länft! Nächstens wird auch der nassauische Großrittergutsbesitzer von unsern Blauen depossedirt sein, und morgen hoffe ich die Freude zu erleben, daß Frankfurt preußische Garnison zu begrüßen hat. In der That, unsre Sache schreitet mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, soviel Tage, soviel Siege! Ceterum censeo: es muß so viel als irgend thunlich, annectirt werden.

Mittwoch, 18. Juli. Früh einen Gang nach Connewitz gemacht, wo eine mecklenburgische Batterie exercirte. Prächtige Pferde vor den Geschützen, die Kanoniere wie die ganze Infanterie in Mützen ausgerückt, die Trainsoldaten tragen wollene Blousen, Alles sehr praktisch und solid. Es heißt, wenn unser Reservecorps, zu dem gestern noch zwei Bataillone Garde gestoßen sein sollen, und zu welchem heute noch eins erwartet wird, vollzählig wäre, so würde es nach Süden aufbrechen, um über Hof einen Stoß ins Herz von Franken zu thun, wohin sich schon von Hildburghausen aus preußische Truppen in Bewegung zu setzen anfingen. Wie traurig bist Du zerstoben, hellblanes Baiernphantom unsrer Volksmythe!

Telegraph heute nur das Eine von Interesse gebracht, daß die k. k. Südarmee mit einem ihrer Corps im Anzuge auf

Wien, daß aber Cialdini eifrig dabei, dem Reste den Weg zu verlegen. Zu der Nachricht, daß Frankfurt von den Preußen besetzt worden, sagt man jetzt nur noch: Gesegnete Mahlzeit!

Schaudererregend und kaum denkbar, daß so rapides Siegen unsrer blauen Soldaten mit nichts Besserem enden sollte, als mit dem schwarzrothgoldnen Bundesstaat derer, die den Pelz waschen wollen, ohne ihn naß zu machen. Neunmal lieber, wenn nur die Wahl wäre zwischen dieser großen Halbheit und einem schwarzweißen Einheitsstaate — Preußen = 19½, Sachsen = 2⅛, Hannover = 1⅞, Kurhessen = ¾, Schleswig-Holstein = 1, Nassau, Frankfurt und noch ein paar Kleinigkeiten = ½ Million, Summa sechsundzwanzig Millionen tüchtiger, auf gut arrondirtem Terrain beisammenwohnender Norddeutscher — neunundneunzig Mal lieber ein solches Großpreußen zum Anfang vom Ende, als den süddeutschen Idealismus, den süddeutschen Dünkel und den süddeutschen Preußenhaß jetzt schon in unsere Zukunftsrechnung aufgenommen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Daher nochmaliges Ceterum censeo: es muß so gründlich, als es die Gegenwart zuläßt, annectirt werden. Ich habe gute Hoffnung, daß man in Berlin auf Seiten der Maßgebenden, wenn abgerechnet wird, gleicher Meinung sein und sich nicht an die doctrinären Velleitäten der guten Freunde kehren wird, die das Recht der Eroberung nicht mehr anerkennen wollen.

Sechste Woche.

Donnerstag, 19. Juli. Die neu eingetroffenen Pommern vom 9. Linienregiment sind wieder zur größeren Hälfte Leute von auffallend langer und kräftiger Statur. Ob solchen Riesen immer eine besonders gutartige und sanfte Gemüthsart inne-

wohnt, weiß ich nicht zu sagen. Nach diesen zu urtheilen, müßte es die Regel sein. Wie dankbar und wie bescheiden und anspruchslos betrugen sich die beiden hochgewachsenen Zündnadelmänner, die wir gestern als Einquartierung erhielten, für jede Aufmerksamkeit, die ihnen erwiesen wurde, und welche eine manierliche, fast möchte ich sagen, vornehme Haltung zeigten sie den Hausgenossen gegenüber, obwohl der eine nur ein Schuhmacher aus einer Kleinstadt, der andere ein Bauerssohn war, und dasselbe Lob hörte ich auch von andern Quartiergebern den ihnen Zugetheilten geben. Nirgends scheinen ungebührliche Zumuthungen, Dreistigkeiten, Aufschneidereien und Windbeuteleien vorgekommen zu sein, wie sie der Volksglaube sich bis auf den Krieg mit dem Auftreten jedes Preußen gegen Nichtpreußen ewig und untheilbar verbunden vorstellte. Wir tranken selbstverständlich mit ihnen ein rechtschaffenes Glas Wein auf die siegreiche Armee und ihren König, der auch unser König werden muß. Vivat!

Am Vormittag drunten im Hofe wieder das Kriegsgerücht bei der Arbeit. Der Brotmann erzählte dem Sandmann: die Preußen sind von den Oesterreichern und Sachsen geschlagen und in eiliger Flucht nach Prag. Dem Prinzen Friedrich Karl haben sie den Arm abgeschossen — natürlich war der gute Zieler ein sächsischer Kanonier. Ein dritter Mann aus dem Volke kommt dazu und bestätigt die Sache, als ob er dabei zugesehen. Gestern hätte auf dem Königstein den ganzen Tag eine große weiß und grüne Flagge geweht, auch hätte es in der Zeitung gestanden. Ich bin überzeugt, daß derartige Fabeln zum guten Theile von Dresden her und von hiesigen Anhängern der alten Wirthschaft absichtlich erfunden und unter die Menge gestreut sind, um deren Bewunderung des preußischen Sieges-

laufes zu schwächen und die damit verbundene Einkehr in vernünftiges politisches Denken möglichst zu hindern.

Nachmittags der Augustusplatz ein recht buntes und vielbewegtes militärisches Bild. Um alle Ecken kommt es getrommelt und gepfiffen: Landwehr in Käppis, Linie in Pickelhauben, Mecklenburger in Mützen. Aus der Grimmaischen Straße bewegt sich ein neu eingetroffenes pommersches Bataillon nach der Post hin, vom Roßplatze her bringen Landwehrleute einen Transport geheilter Verwundeter von den Kaiserlichen als Gefangne nach der Eisenbahn, überall auf den Gassen blaues, rothes und weißes Tuch, allenthalben hört man in der Ferne dumpfes Trommeln, und wo man es nicht hört, glaubt man es zu hören.

Zeitungsnachrichten auch heute gut. Die Preußen in Lundenburg und Stockerau. In der Hofburg ist das Barometer so weit herunter, daß man von Volksbewaffnung spricht — ein Plan, zu dessen Ausführung die Apostolische Majestät Herrn Kolb von der Neuen Frankfurterin kommen lassen könnte, der seit Jahren darauf gedrungen hat, und der jetzt von den Preußen unfreiwilligen Urlaub erhalten haben wird. Von den Badenern ist es ganz still geworden, von der Streitmacht des Königs am Nesenbach verlautet auch nichts mehr, von den Nassauern nur, daß ihr Herzog sich wie der Darmstädter rechtzeitig ins Trockne gebracht hat, man sagt, vorläufig nach Mannheim. König Johann soll, wie Freunde von Scherz berichten, nach der Schweiz sein, um das Bürgerrecht in einem der Urkantone nachzusuchen. Nach Andern wäre er in Pest, also auf dem Wege nach der Türkei. Wenn wir Friedrich von Schleswig-Holstein mitrechnen dürften, so hätten wir nun schon ein halb Dutzend unserer angestammten Landesväter durch den Krieg eingebüßt, und wenn Wittelsbach und Schwaben sich

nicht sputen, Frieden zu machen, so werden sie ebenfalls ans Einpacken ihrer Koffer denken müssen. Ihre Hoffnung in Paris läßt sie gegen das Sprichwort zu Schande werden. Der „Moniteur" sagt jetzt mit dürren Worten, der Kaiser hätte weder je an bewaffnete Vermittelung im Streite zwischen Oesterreich und Preußen, noch daran gedacht, Italien zum Abschlusse eines Waffenstillstandes ohne Preußens Einwilligung zu nöthigen, und der „Staatsanzeiger" bringt jetzt den Paragraphen des Vertrags zwischen dem Berliner und dem Florentiner Kabinet, in welchem die beiden Regierungen sich verpflichten, einseitig weder einen Waffenstillstand noch Frieden zu schließen. Das Unificationswerk wird also fortgehen, es wäre denn, daß die österreichische Landwehr, die sie jetzt in Wien zu bilden im Sinne haben, sich dazwischen stellte. Dann wirds bedenklich.

Freitag, 20. Juli. Früh zwischen vier und fünf Uhr großes Trommeln und Blasen auf den Straßen. Unsere Einquartierung geht fort, desgleichen ein beträchtlicher Theil der übrigen hier liegenden Truppen. Das 9. pommersche Regiment marschirte zuerst aus, dann folgten lange Züge anderer Preußen und ein Bataillon Mecklenburger. Auch von den Orten der Umgegend soll heute das Militär aufgebrochen sein. Alles hätte, wie Hans versichert, die Helme zurückgelassen und wäre nur in Mützen ausgerückt. Die Truppen, die ich bei uns vorüberziehen sah, waren durchgehends in bester Stimmung. Die Garde sang das Preußenlied, andere Bataillone andere patriotische Gesänge. Sie zogen sämmtlich auf den Thonberg zu, wohin weiter, war früh mit Sicherheit nicht zu erfahren, unsere Einquartierung wollte wissen, nach Glogau, andere behaupteten nach Grimma, ein Hauptmann hatte verlauten lassen, nach Hof, was mir das Glaublichste zu sein scheint, obwohl

der nächste Weg dahin nicht die Chaussee nach Grimma, sondern die bairische Eisenbahn ist.

Die Stimmung im hiesigen Volke, ein stetes Auf und Nieder, scheint wieder einmal stark herunter zu sein. Das Baierngespenst ist jetzt wohl zu weit unter den südlichen Horizont verscheucht, um selbst unsern Visionären noch sichtbar zu sein. Der große Sieg der Sachsen und Oesterreicher über die Preußen, der gestern zum dritten Male seit Königgrätz hatte trösten sollen, ist auch spurlos verraucht. „Mein Sohn schreibt mir", sagt Schuhmacher Brehme soeben, „daß er schon dreimal mit dabei gewesen ist, und allemal hätten sie verlieren müssen. Es wäre Zeit, daß man sie heimgehen ließe". Die Köchin aber ist jetzt zu der Ansicht gelangt, daß ihr Granatkanonier am Besten versorgt wäre, wenn er gefangen genommen würde — eine Meinung, die unser guter altmodischer Hausdoctor, vor drei Wochen ziemlich loyal, wenn auch mit Phlegma, jetzt stark preußisch, auf die gesammte sächsische Armee ausdehnen möchte. „Der König braucht nicht mitzukommen", setzte er schelmisch blinzelnd hinzu.

Abends erfahren, daß gestern noch verschiedene Bataillone, darunter ein altenburgisches, von Erfurt hier angekommen und durchgerückt, und daß dieselben ebenso wie die heute Morgen abmarschirten Truppen zunächst nach Zwickau, dann nach Hof oder Eger bestimmt sind.

Im Süden ist nun spätestens in kommender Woche eine neue große Schlacht zu erwarten. Wenn unsere Preußen siegen, wird sie die letzte dieses Krieges sein. Der neue Oberbefehlshaber der Oesterreicher und ihres sächsischen Appendixes, Erzherzog Albrecht, hat einen Tagesbefehl an das alliirte Heer erlassen, der nichts gelernt und nur die Logik vergessen hat. Die Soldaten sollen „mit heißem Verlangen, ein unverdientes

Mißgeschick zu rächen, sich nach der Gelegenheit sehnen, dem Uebermuthe des Feindes ein Ende zu machen". Phrasen! Die Preußen sind eher alles Andere als übermüthig, und die Sehnsucht der Armee, sicherlich die der sächsischen, geht schwerlich auf Rache, sondern aller Wahrscheinlichkeit zufolge nach Hause. „Laßt uns unerschütterlich vertrauen auf Gott, der die gerechte Sache beschützt". Wie herkömmlich. „Auf unsere Monarchen, welche von uns die Wahrung der Wohlfahrt ihrer Völker erwarten". Wirklich nichts weiter? Und was heißt hier Wohlfahrt? „Laßt uns vertrauen auf die eigene Kraft, die sich mit jeder neuen Aufgabe neu belebt". Dachte sich die Kaiserliche Hoheit hierbei wirklich etwas? Uns Laien in der Ferne scheint, Vertrauen auf die Florisdorfer Schanzen wäre solider, als Vertrauen auf die Kraft, die sich hinter Nachod bei Skalitz, hinter Trautenau bei Königinhof, hinter Podol bei Münchengrätz, hinter Münchengrätz bei Gitschin und nach allen diesen Niederlagen noch einmal bei Königgrätz neu belebte, aber immer nur, um sofort wieder in Ohnmacht zu fallen. Zum Schlusse sollen die Truppen „getrost zum Entscheidungskampfe schreiten mit dem alten Ruf: Es lebe der Kaiser"! Das ist doch einmal Farbe bekannt nach so vielen Phrasen. Daß Franz Joseph der Kaiser von heute bleibt, der unter der Hand Deutschland beherrscht und benutzt, dafür kämpft auch ihr Sachsen in der Meinung der Oesterreicher. Weiter hat es keinen Zweck. Wir hier in Leipzig danken für gütige Belehrung, nur war sie für uns eigentlich nicht von Nöthen.

Sonnabend, 21. Juli. Man bereitet für nächsten Dienstag ein großartiges Concert im Schützenhause vor, bei welchem Theaterkapelle und Gewandhausorchester mitwirken werden, um die Kasse zu füllen, die in den Schooß der Verwaltung der internationalen Lazarethe Leipzigs geleert werden

soll. Andere Musikchöre haben sich bereits anderwärts für ähnliche Zwecke hören lassen. Lobenswerth von ihnen. Aber daß schon solche Zugmittel nöthig sind! Wie weit haben wir Deutschen doch noch bis zu den Amerikanern? Auch das zeigt den Unterschied zwischen Großstaat und Kleinstaat. Das Gewaltigste geschieht hier wie dort, aber die Aufopferung geht dort auf Flügeln, hier auf Krücken ans Werk. Kleinstädtisch bedarf der Mensch im Kleinstaat, gewöhnt, Alles kleinlich aufzufassen, nach wenigen Wochen schon Unterstützung seiner Freigebigkeit durch Gemüthlichkeiten, die mit dem großen Leben nichts zu schaffen haben, durch Concerte, Kegelschubskassen, Sammlungen bei den letzten Gläsern fröhlicher Kindtaufsschmäuse u. dergl.

Man sammelt auch für die Familien unserer sächsischen Einberufenen, und wir könnten uns freuen, daß hier ziemlich reiche Spenden einlaufen, wenn nur bei den Aufrufen und Rechenschaftsberichten dem Sammler nicht bisweilen das lange Ohr des spezifisch sächsischen Patriotismus aus dem Mantel der Mildthätigkeit herausführe.

In den Zeitungen diesen Nachmittag nichts Neues von ungewöhnlichem Interesse, als daß der linke Flügel der Preußen vor Wien am Ufer der March auf Preßburg hin operirt, daß Herwarth v. Bittenfeld, selbst Wiener Nachrichten zufolge, hart an der Donau bei Tuln steht, und daß v. d. Mülbe mit einem starken Corps über Budweis auf Linz marschirt. Der Kampf an der Donau würde demzufolge ungefähr auf ebenso weitgestreckter Linie entbrennen wie vor drei Wochen die ersten Kriegsfeuer in Böhmen.

Das sächsische Hülfscorps der Hofburg ist seit einigen Tagen in Wien und lagert theils auf der Schmelz, theils im Prater. Nach der Augsburgerin wären die Leute in „einer fast über-

müthigen Laune" angekommen. Das Papier ist darüber nicht roth geworden, und so wird es wohl wahr sein. Dann aber war es ohne Zweifel der ungewohnte österreichische Wein, der den Uebermuth zu Wege brachte. Ein kleines Heer, das binnen sechs Tagen bei aller Tapferkeit sechs Mal geschlagen worden, und welches in einem Feldzuge von nicht ganz sechs Wochen von achtundzwanzigtausend auf zwanzigtausend Mann herunter gekommen ist, pflegt nüchternen Muthes nicht an maßlos guter Laune zu leiden.

Italien bleibt treu, aber langsam und, wie mir vorkommt, recht schwächlich. Nutzte uns mit seiner großen Armee bis jetzt kaum mehr als den Kaiserlichen der Soldatenlärm des Bundesrumpfs im Südwesten. Vielleicht wirds nun besser. Die Landarmee scheint sich theilweise an die Belagerung Mantuas zu machen, theilweise den Siegern von Custozza den Abmarsch nach den nördlicheren Provinzen des Hauses Habsburg versperren zu wollen. Auch die Flotte ist endlich in Bewegung gekommen, und zwar ist es auf die Besitznahme der Insel Lissa abgesehen, was auf einen Plan zur Landung von Truppen in Dalmatien oder Kroatien schließen läßt.

Abends spät noch neue Friedensnachrichten. Es wäre gut, wenn man auch von unserm Standpunkte sagen könnte: Friedenshoffnungen. Nach dem „Moniteur" hat die österreichische Regierung in Paris angezeigt, daß sie den Vorschlag Preußens, sich fünf Tage hindurch jeder Feindseligkeit zu enthalten, annehme, und daß sie in dieser Zeit die Gutheißung oder Verwerfung der Friedenspräliminarien von ihrer Seite mittheilen werde. Hier scheint die Depesche sich nicht genau auszudrücken. Waffenstillstand ohne vorläufige Zustimmung zu den Hauptforderungen des Siegers galt bisher für unmöglich. Uebrigens Annehmen oder Ablehnen — für beide Fälle ist,

meine ich, gesorgt. Wird angenommen, so dürfen wir uns hier in Sachsen damit trösten, daß die preußische Diplomatie, welche dann den Frieden zu vollenden hat, nicht in den Händen eines Hardenberg, sondern in denen eines Bismarck liegt, der gewiß nicht zu wenig fordern und zu viel nachlassen wird. Wird abgelehnt, so werden das gute Auge Moltkes und die Erfindung Dreyses weiter ihre Schuldigkeit gegen den zweiköpfigen Adler an der Wiener Vogelstange thun, und wir Unitarier werden dann noch viel weniger zu fürchten haben, daß unsere Hoffnungen nur zur kleineren Hälfte erfüllt werden.

Sonntag, 22. Juli. Früh in Zwenkau, wo die Stimmung etwa wie in Wurzen. Nur der Cigarrenmacher und Seinesgleichen brennt für Sachsen, und auch der nur für die Armee, nicht für den König, von dem man auch hier fast nirgends reden hört.

Nachmittags in die Stadt. Es waren für heute wieder Truppen angesagt, und man sprach von dreitausend Mann. Gegen vier Uhr war davon in den südlichen Theilen Leipzigs nichts zu sehen, man traf überhaupt nur auf wenig Soldaten, die meist dem zweiten Landwehr- und dem zwölften Infanterieregimente angehörten. Dagegen war der ganze Plauensche Platz blau von preußischen Uniformen und metallen von Helm- und Bayonnettspitzen. Es waren circa tausend Mann vom sechsundzwanzigsten Regiment, und das siebenundzwanzigste sowie das sechsundsechzigste sind ebenfalls schon angelangt. Ich höre von einem Unteroffizier, daß sie auf eine Depesche warten, die entscheiden soll, ob sie vorläufig bleiben oder sofort nach Dresden weitergehen. Später sehe ich, daß sie geblieben sind, und so hätten wir denn heute Abend wieder fünf Bataillone Infanterie, vier Zündnadel- und ein Miniébataillon, als Garnison.

Auf der Börsenhalle Depesche aus Paris, von gestern und „aus sicherster Quelle". Oesterreich willigt ein, aus dem deutschen

Bunde zu scheiden und eine Neubildung desselben ohne seine Theilnahme anzuerkennen. Nun das wäre doch etwas; es muß aber besser kommen, wenn es uns gefallen soll. Mit der Neubildung des Bundes können wir warten, auch mit dem Parlamente eilt es wenigstens mir nicht. Vorher, dünkt mich, muß mit gewissen Trümmern aufgeräumt, die Landkarte neu geordnet werden, worein das Parlament nichts zu reden hat. Oder soll die dumme Phrase vom Selbstbestimmungsrechte des Volkes auch hier sich wieder breit machen dürfen? Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, fast ganz Darmhessen, desgleichen Nassau, Frankfurt, Meiningen und ein Stück von Nordbaiern, endlich das Königreich Sachsen sind in dem gerechtesten aller Kriege von Preußen erobert worden. Werden Bismarck und König Wilhelm alles das oder auch nur einen erheblichen Theil davon aus Gründen des Gefühls, aus Großmuth, aus Rücksicht auf die Verblendung des particularistischen Pöbels in diesen Staaten, aus Schonung alter Häuser, aus Hochachtung vor den Bürgermeisterperücken, die jetzt vom Schlachtensturm in den Staub der Straße geweht sind, aus Respect vor der Bundesstaatsdoctrin des Nationalvereins, oder um die immer wieder annoncirte Waare der moralischen Eroberungen dafür einzutauschen, wieder an die bisherigen Großrittergutsbesitzer herausgeben? Freiwillig? Der große Friedrich würde sich im Grabe umdrehen. Nur gezwungen also, mit Hülfe Napoleons gezwungen. Aber Napoleon hat schwerlich ein Interesse daran, den norddeutschen Mittelstaaten das Leben zu erhalten, und hätte er eins, so ginge es ihm sicher nicht über gutes Einvernehmen mit Preußen. Daher erneutes Ceterum censeo: annectiren, was in Nord- und Mitteldeutschland sich „bundestreu" erwiesen. Kann man Nassau, das nördliche Darmhessen und Frankfurt sowie Anspach und

Bayreuth, die alten Hohenzollernschen Lande, dazu haben,*) desto besser. Preußen hat lange genug gesäet, es muß einmal ernten, um wieder säen zu können.

Was ich mir als erste Maßregel der Sieger in Frankfurt erwartete, ist eingetreten. Sechs plus fünfundzwanzig Millionen Gulden Beisteuer zum Kriege der Stadt auferlegt, das Wörtchen „frei" vor ihr bis auf Weiteres kassirt. Vae victis! sagte Herr v. Varnbühler. Hätte nur gemeint, zehn plus zwanzig Millionen wären eine rundere Summe. Sonst finde ich die Contribution in Anbetracht des vielen Fettes, welches Frankfurt sich in dem bisherigen Bundessumpf angemästet, nicht unbillig. Die preußische Mainarmee schon zum größeren Theile südlich von dort — ohne Ruhe und Rast frißt und arbeitet sich das Verderben tiefer hinunter in das Land der „Krischer" an Mittelrhein und Neckar, und die „Weinknochen" halten es nicht auf. Reichsarmee von Neuem ins Ungewisse verschwunden. Ruht vermuthlich irgendwo in einem idyllischen Thale von ihren Thaten aus. Daß man doch mit dieser südwestdeutschen Ecke und ihrem wahnwitzigen Dünkel nicht eher Frieden schlösse, als bis sie all ihr Schießzeug, Kanonen, Musketen und Pistolen nach Berlin abgeliefert, und die Fahnen und Standarten gleichermaßen. Nur eine sehr eindringliche Lection wird hier wirken, nur ein Teufel treibt den andern aus. Die Franken sind wackere Leute, die Kurhessen nur durch Mißgeschick in schlechte Gesellschaft gerathen, die meisten Nassauer sähen ihren Herzog lieber bei dem preußischen Heere und vermuthlich noch lieber auf einer preußischen Festung, auch die Badner sollten — „um etlicher Gerechten willen" — nach Möglichkeit geschont werden. Die Uebrigen, vorzüglich die „Deutschesten der Deutschen" im Schwabenlande,

*) Ich bemerke, daß Bismarck an letztere, sowie überhaupt an Theilungen niemals gedacht, vielmehr davon abgerathen hat.

dahin, wohin sie gehören, sub jugum, eine mächtige Geldstrafe wegen Mißbrauchs von Schießgewehr und unbefugter Ausübung von Regierungshandlungen in Hohenzollern, Quos ego und dann ihrem Nachdenken überlassen.

(Spätere Randglosse. Ei, ei, was für hitzige und grobe Phantasien! Der politisch Denkende ist nicht rachsüchtig. Er straft nicht, sondern betreibt seinen Vortheil, und der besteht hier nicht darin, daß man Deutsche durch Deutsche mißhandeln und schänden läßt.)

Die Herren Italiener gefallen mir als Soldaten immer weniger. Sie scheinen nur da zu sein, um sich von den Kaiserlichen schlagen zu lassen, um durch ihre Niederlagen unsere Siege wenigstens in ihren moralischen Wirkungen zu schwächen. Es kommt aus Wien, wenn ein Telegramm meldet, daß die italienische Flotte bei Lissa von der schwächeren österreichischen geschlagen und verjagt worden, und wenn es sich offiziell nennt, so brauchte es deshalb doch nicht wahr zu sein, wenn es nicht so viele Details enthielte. Es wird daher im Wesentlichen richtig sein, und wir sind um eine Illusion ärmer. Wir dachten bis jetzt, unsere Alliirten leisteten wenigstens zur See mehr als ihre Gegner. Aergerlich, aber um so glorreicher, wenn Preußen so den Kampf mit Oesterreich und ganz Süddeutschland fast so gut wie allein bestanden haben wird.

Montag, 23. Juli. In Ermangelnng von Lust zu Besserem vergegenwärtigte ich mir heute Morgen durch Zeichnung einer Karte die Gestalt, die Preußen im Frieden gewinnen sollte und wahrscheinlich gewinnen wird, wenn es seine militärischen Eroberungen diplomatisch gut vertheidigt. Es ist nicht allzuviel, und die Taille bleibt an einigen Stellen, z. B. zwischen dem Striche, wo Preußen an das südliche Mecklenburg grenzt, und der Grenze bei Zeitz und Naumburg, dünn genug. Aber

es ist doch ein schöner Fortschritt, und namentlich thut dem Auge die stattliche Breite zwischen der Königsau und dem untern Maine wohl, wo ich mir die Grenzlinie von Mainz über Frankfurt (mit Annexion beider Städte) gezogen und dann etwas südlich über Hanau, darauf von Fulda, zuletzt von Meiningen auf Suhl zu strebend denke. Wie ein nach Mehr ausgestreckter Arm ungefähr sieht Bayreuth und Anspach aus, welches sich schmal an das sächsisch gewesene Voigtland anschließt und fast bis nach Heilbronn und Ingolstadt hinabreicht. Die vielen und zum Theil nicht kleinen Enclaven im Norden stören etwas und lassen volles Behagen nicht aufkommen, müssen aber ehrlich und im Bewußtsein ihrer Unschädlichkeit ertragen werden.

Hm, da hielt ich meine Karte schon für ein Bild der Wirklichkeit. Wie doch auch in ruhigen Gemüthern der deutsche Sanguiniker und Träumer steckt, und wie herb oft sein Erwachen ist, wenn er am Schönsten geträumt hat! Ich war kaum fertig mit meiner Zeichnung, als Sch. hereinkam, augenscheinlich aufgeregt, verdrießlich, entrüstet. „Da schlag' eins doch ein Rad"! begann er. „Nichts sollen sie haben für all das Blut und all den Sieg als das langweilige Schleswig-Holstein oben, das sie schon besitzen, und eine Verbindung zwischen ihren östlichen und westlichen Landestheilen, etwa das Göttingensche und ein Stück Hessen. Von allem Uebrigen nicht die Rede, am Wenigsten von Sachsen. Sie, liebster Freund, kriegen die ganze alte Wirthschaft wieder, daneben eine Art von norddeutschem Bundesstaat mit großem Redeübungsverein, der sich Parlament nennen wird. Die Italiener, die etwa so viel wie nichts geleistet, die nichts als zwei Niederlagen erlitten haben, bekommen, was sie begehren, wir (Fritz Sch. ist geborner Preuße) nicht den vierten Theil dessen, was wir brauchen und sauer verdient haben. Es ist zum Auswachsen".

Ich tröstete den betrübten Mann, obschon mir selber nicht wohl zu Muthe war. Woher er das Alles wisse? — „Soll in der ‚Provinzial-Correspondenz' stehen". — Das wäre schlimm genug, doch könnte ichs noch nicht recht glauben, es wäre doch fast undenkbar nach alledem, was vorgegangen.

Da kam ein Packträger, der uns eine neue Extrabeilage der Brockhausischen anbot, und das Erste, worauf meine Augen fallen, ist die Pariser Depesche: „Ein Anschlag an der Börse besagt, Oesterreich hat die Friedenspräliminarien angenommen". Jetzt begann auch ich zu glauben, was Sch. so sehr verstimmt hatte. Es scheint aus zu sein mit einem großen Theil unsrer Hoffnungen, wenn nicht noch eine günstigere Wendung eintritt. Das einzige Erfreuliche an der ganzen Extrabeilage war eine Nachricht aus Leer: „In den bedeutenderen Städten und den meisten Landbezirken Ostfrieslands werden Adressen für Vereinigung mit Preußen vorbereitet". Wenn das weiter um sich griffe! Bei uns in Sachsen ist leider daran nicht wohl zu denken. Wir bekommen den König Johann wieder, den lächelnden Beust und — im Verhältniß zu Frankfurt — etwa fünfzig Millionen Kriegsschulden. Herz, was willst Du mehr?

Dienstag, 24. Juli. Früh bringt der Doctor die Nachricht: in Chemnitz großer Aufstand der Arbeiter und Abmarsch eines Theils der Leipziger Garnison dahin. Denke, es wird nicht so schlimm sein, und man wird die aufsässige Masse bald zu Paaren treiben und gehörig abstrafen.

Um zwei Uhr ging ein Zug mit grünen Anhaltinern, die während der Fahrt „Vivat Preußen" gerufen haben sollen, von der Magdeburger oder Berliner über die Verbindungsbahn nach der Baierischen und bald darauf nach Süden ab. Schon vorige Nacht sollen, wie es heißt, tausend Mann derselben durchpassirt sein. Glückliche Leute, wenn es in Baiern

noch zu kämpfen gilt! Denn schon gestern wurde gemeldet, daß die südstaatlichen Minister sich in München zusammengesetzt haben, sehr wahrscheinlich, um zu berathen, wie auf anständige Weise und mit möglichst wenig Schaden und Einbuße von Preußen Friede zu erlangen. Morgenstern von Bamberg, wo bist Du hin versunken?

Abends erfuhr man, daß in Chemnitz allerdings Unruhen stattgefunden haben, aber nicht aus politischen Gründen. Militär wäre keins dahin abgegangen, dagegen das vorgestern hier eingetroffene Bataillon der Sechsundzwanziger nach Dresden.

Sehr erfreut wird namentlich unsere Kaufleute die Aufhebung der von militärischer Seite angeordneten Beschränkung des Postverkehrs haben, die heute bekannt wird. Wir können die Wiener und Frankfurter Zeitungen wieder haben, letztere freilich nur, soweit sie noch existiren, und die bisherige obligatorische dreitägige Lagerungsfrist aller nach Feindesland, insbesondere nach Oesterreich gerichteten Briefe ist beseitigt. Auch die Sperrung gewisser Routen für den Postbetrieb wird nun wohl bald ein Ende nehmen und so Alles allgemach in das alte bequeme Geleis zurückkehren. Alles? Ich meine den Postverkehr. Daß das Andere nicht dahin zurückkehrt, wird — ich war gestern wohl kleinmüthiger als zu rechtfertigen — der Himmel verhüten und der Graf Bismarck.

Zuletzt noch die angenehme Notiz, daß unser Reservecorps in Hof angelangt ist und dort circa sechzig Baiern gefangen genommen hat. Werden sich beim Seidel verspätet haben. Ein guter Anfang, und bald mehr davon.

Mittwoch, 25. Juli. Expellas furca, tamen usque recurret! Treib's mit dem Bayonnet hinaus, trotzdem kommt's wieder Dir ins Haus. Ich meine, die Treffen in Franken wären hinreichend gewesen, unserm Dorfvolke das Baiern-

gespenst aus dem Kopfe zu verscheuchen. Aber wie man sich täuschen kann! Die Leute haben nun einmal ihr Herz an den blauen Popanz gehangen. Ein dunkles Gefühl, daß Baiern der einzige Mittelstaat, der wie eine Macht aussieht, mag dahin wirken, und richtig, heute Morgen ruft Kohlgärtner Fritsches Stentorstimme unten dem vorübergehenden Scheerenschleifer und Siebmacher zu: „Heda, wissen Sie's schon: Preußen ordentliche Dresche gekriegt" — er scheint also wieder einmal umgeschlagen — „Die Baiern haben's ihnen gegeben, wie es riecht und schmeckt, Ihr ganzes Brot weggenommen. Dreitausend Mecklenburger auf der Stelle übergegangen. In Chemnitz haben sie den Kanonendonner deutlich gehört". — Ich mußte an mich halten, um ihm nicht hinabzurufen: „Nun lassen Sie vernünftige Christenmenschen mit Ihrem verwünschten Biereisel endlich in Frieden"! Als ich Nachmittags die Zeitung bekam, war nicht das Mindeste darin, was sich als Kern des Gerüchts hätte deuten lassen, im Gegentheil, die angenehme Nachricht, daß Herr v. d. Pfordten mit seinen Bemühungen um einen Waffenstillstand bei den Preußen abgefahren. Also doch Marsch nach München und Stuttgart und gründliche Abstrafung der „Bundestreue", vielleicht Reunion Anspachs und Bayreuths?

Gestern hat's große Versammlung unserer Leisen und Halben vom Nationalverein, trockne Pelzwäsche und Zurechtmachung des Bundesstaatsideals gegeben. Herr Professor Biedermann natürlich Vorsitzender und Hauptstimmführer, es geht gar nicht anders. Muß durchaus mit dabei sein, „wirken", die Weltgeschichte käme sonst nicht vom Flecke. Es ist überaus komisch, großen Menschen und Dingen diese eiteln, immer geschäftigen Resolutionsdrechsler zwischen den Beinen durchlaufen und der Welt ihre Philisterpolitik anbieten zu sehen, wo die Kanonen noch nicht einmal ausgeredet haben. Daß diese Partei noch immer nicht ahnt,

wie ihr doctrinärer Schnack durch den Krieg ins alte Eisen gelegt worden ist, und daß man sich beim Frieden um alles Andere eher als um ihre tugendhaften Wünsche kümmern wird, ist freilich nicht zu verwundern. Verblendung aus übergroßem Selbstgefühl ist ja immer ein Grundzug dieser aus superklugem Professorenthum und aufgeblasenem höheren Spießbürgerthum zusammengeflossnen Gesellschaft gewesen.

Siebente Woche.

Donnerstag, 26. Juli. Heute kam O. von Dresden zum Besuch. Dort befinden sich jetzt nicht mehr als etwa fünftausend Preußen. Die Schanzen auf der altstädter Seite sind fertig. Sie bilden einen Halbkreis nach Südosten, Süden und Südwesten und sind fünf an Zahl, jede für zehn bis zwölf Geschütze eingerichtet. Eine liegt beim Lämmchen am Wege nach Blasewitz, eine zweite nördlich vom Großen Garten, links von der Straße nach Pirna, eine dritte am Ende des Großen Gartens, eine vierte bei Räcknitz, die fünfte und letzte endlich in der Gegend des Schusterhauses. Ein eignes Leben soll an dem Tage, wo Herwarth v. Bittenfelds Hauptarmee Dresden verließ, um über Hohenstein und Neustadt nach Böhmen zu gehen, in der Prager Vorstadt geherrscht haben. O. erzählt, daß die zurückgebliebenen Preußen mit aller Bestimmtheit einen Angriff der Sachsen und Oesterreicher auf Dresden erwartet, und daß dieselben Befehl gehabt, die Position auf Tod und Leben zu vertheidigen. Ein Hauptpunkt wäre dabei das Taubstummeninstitut vor dem Falkenschlage gewesen. Hier hätte der Director, wie er O. selbst berichtet, die Offiziere des Hauptquartiers ihre Testamente machen sehen. Drei katholische Geistliche wären

den ganzen einen Tag beschäftigt gewesen, die Beichte der Soldaten zu hören. Der Director hätte ein ganzes Kästchen voll Ringe gehabt, die ihm Offiziere und Gemeine für den Fall, daß sie den Kampf nicht überlebten, zur Besorgung an die Adressen übergeben, welche auf daran befestigten Zettelchen gestanden. Jeden Augenblick wäre das ganze Institut bereit gewesen, in die Keller zu flüchten. Jene Thermopylenstimmung hatte volle vierundzwanzig Stunden die Leute in Spannung erhalten. Dann erst hatte man Gewißheit bekommen, daß die Feinde nicht daran dachten, nach Norden vorzudringen.

Oesterreich hat, wie der „Moniteur" meldet, die Friedensgrundlagen, welche seinen Austritt aus dem Bunde einschließen, nun endgültig angenommen, und bei Wien herrscht Waffenruhe, deren Eintritt leider einen neuen Sieg der Preußen bei Preßburg, die Besetzung dieser Stadt und die Gefangennahme einer österreichischen Brigade mitten in glücklicher Entwickelung abgebrochen hat. Dagegen haben die Italiener noch Zeit gehabt, endlich eine kleine hübsche Victorie zu gewinnen. Medici mit einem Theile der Garibaldischen Freiwilligen hat die Kaiserlichen bei Borgo im Valsugano geschlagen und marschirt auf Trient. Auch der preußische Siegeszug im Südwesten hat seinen flotten Fortgang. Die Schwarzrothgelben von Mantenffel bei Bischofsheim und Werbach geklopft, Mainarmee bereits auf badischem Boden, Frankfurt weiter gezüchtigt nach Verdienst, Souveränetät bis auf Weiteres — hoffentlich für alle Zeit — ausgestrichen, hoher Senat zu einfachem städtischen Magistrat, hoher gesetzgebender Körper zu gewöhnlicher Stadtverordnetenversammlung degradirt, der republikanische Kram mit herzoglich nassauischem und großherzoglich darmhessischem in einen Topf geworfen. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Auch bei uns scheint man etwas energischer auftreten zu

wollen. Wenigstens meldet die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wegen Renitenz eines Theiles der Beamten und Hartnäckigkeit des Commandanten auf dem Königstein sei in der Regelung der sächsischen Verhältnisse eine durchgreifende Aenderung zu erwarten. Geht wohl vorzüglich auf die Landescommission, mit der man sich preußischerseits von Anfang an gar nicht hätte einlassen sollen.

Freitag, 27. Juli. Diesen Morgen mit M. gesprochen, der das Hauptquartier der zweiten Reservearmee nach Hof begleitet hat. In Reichenbach nette kleine Geschichte passirt. Die reußische Karoline hatte, als sie Preußens ernstliche Ungnade gemerkt (das Ländchen ist jetzt von Altenburgern besetzt), sich ohne Verzug möglichst klein gemacht, ihre Armee desarmirt, ihr die Röcke ausgezogen und sie nach Hause geschickt — kurz: ungefähr Vogel Strauß mit dem Kopf im Busch gespielt. Dennoch mußte die gute Dame erleben, daß man sie nach Kriegsrecht behandelte und ihr wenigstens einen Gefangnen abnahm. Das ging aber so zu. Ein wißbegieriger Feldwebel vom reußischen Bataillon wünscht die Mecklenburger nach Baiern gehen zu sehen und begiebt sich zu diesem Zwecke auf den Reichenbacher Bahnhof. Sein böser Genius räth ihm, dort in Uniform zu erscheinen. Als der Zug mit dem Großherzog und seinem Stabe ankommt, bemerkt ein Adjutant den ihm unbekannten Rock, fragt und wird belehrt: „Ein reußischer Feldwebel". „Hm", denkt er, „dächte mit der Macht wären wir im Kriege", und meldet die Sache der Königlichen Hoheit. Diese läßt sich den Mann kommen, und nach einigem Hin- und Herreden wird derselbe benachrichtigt, daß er Gefangner sei und in dem Zuge mit weiter müsse. So dampft er wirklich mit bis Hof, wo man ihn endlich entläßt und mit einem der nächsten Züge wieder nach Reichenbach zurückbringt. Wer

den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Auf dem Reichenbacher Bahnhof hatte sich das an unserm Feldwebel bewährt, und so bat er, ihn weiter bis nach Werdau mitzunehmen, wo er sich bei Nacht heim begeben wolle, was ihm denn auch zugestanden wurde.

Nachmittags Telegramm aus Paris: Am 26. Juli Friedenspräliminarien in Nikolsburg unterzeichnet, Waffenruhe in Waffenstillstand verwandelt, Preußen bleibt bis zum Frieden in Böhmen und Mähren stehen. Oesterreich, so heißt es, ebenfalls aus Paris, hält an zwei Punkten fest: ungeschmälerter Bestand des Reiches und Rückkehr des Königs von Sachsen in seine Staaten. Ich meine, über das Letztere wird es mit sich reden lassen. Ein gutes Stück des Königreichs wird, denke ich, den Preußen verbleiben. Mindestens Leipzig mit Umgebung, ohnehin, wie die Dresdener sagen, ein unechter Stein in der Krone des Hauses Wettin, und wahrscheinlich die Lausitz.

Aus Süddeutschland die Nachricht, daß Edelsheim seine Entlassung hat — ob genommen oder bekommen, ist nicht gesagt, auch im Grunde nicht von weltgeschichtlicher Bedeutung. In München hält, wie ein Telegramm mit wichtiger Miene meldet, Herr v. d. Pfordten unerschütterlich an der alten bairischen Maxime fest, daß Baiern keinem Bunde angehören kann, in dem sich nur eine der beiden Großmächte befindet. So so, na na. Wenn Excellenz nicht mag, so wird sie ja wohl nicht mögen. Und unerschütterlich. Es könnte einem Angst werden. Aber in München, Herr Minister, sprechen wir uns über die Sache noch einmal. Inzwischen, verehrte, unerschütterliche Excellenz, haben Sie die Gefälligkeit, sich die guten Freunde in Frankfurt zu betrachten und an ihnen zu erkennen, daß auch heutzutage noch manchmal Hochmuth vor dem Falle kommt.

Sonnabend, 28. Juli. Die Stadt leert sich allmählich

wieder von Soldaten, und viel seltener schon wie in den letzten acht Tagen begegnet man noch auf den Straßen der zweierlei Tuch mit Metallknöpfen tragenden Menschheit. Gestern haben uns die Sechsundsechziger auf der Dresdener Bahn verlassen und heute Morgen sind ihnen die Siebenundzwanziger in derselben Richtung, wie man hört, zu Fuße gefolgt. Das bisher in Privatquartieren untergebrachte Bataillon des zwölften Landwehrregiments hat nun in die Militärkaserne in der Pleißenburg verlegt werden können.

Man begegnet jetzt ziemlich häufig aus preußischer Gefangenschaft zurückgekehrten sächsischen Soldaten. Ruhm und starkes Selbstgefühl bringen sie nicht mit, vielleicht aber haben sie sich während des Feldzugs einen Begriff davon erworben, was es heißt, dem Hause Habsburg zu dienen. Nach den Verlustlisten, die jetzt veröffentlicht sind, hat die sächsische Armee im Ganzen an Todten 13 Offiziere und 132 Unteroffiziere und Gemeine, an Verwundeten 39 Offiziere und 979 Mann von den beiden andern Klassen, endlich an Vermißten (größtentheils wohl Gefangnen) 2 Offiziere und 1225 andere Soldaten eingebüßt — eine starke Hekatombe für die Hausgötter der Dynastien Habsburg und Wettin, die aber auch — mag es sich so oder anders gestalten — aller Wahrscheinlichkeit nach die letzte sein wird. Aus Wien schreibt man der Augsburgerin, daß zwischen der sächsischen und der österreichischen Mannschaft durchaus kein kameradschaftliches Verhältniß besteht — was bei der halbbarbarischen Natur und dem Sprachenbabel der letzteren nicht verwundert — und daß die Offiziere der einen die der andern nicht mehr salutiren. Wie? Hätte man sächsischerseits etwa die durch den Krieg und die nähere Bekanntschaft mit den Schattenseiten der k. k. Soldatesca gewonnene Ansicht von letzterer, die einer unsrer Offiziere in diesen Tagen in einem

Brief an seine Familie mit Worten stärkster Abneigung ausdrückte, nicht ganz verbergen können? Oder hätte man österreichischerseits den Sachsen zu deutlich merken lassen, daß man sie als sich untergeordnet betrachte. Ich vermuthe, beides wird der Fall gewesen sein, und wie angenehm muß das Schicksal sein, sich monatelang — denn auf baldige Rückkehr der Leute in die Heimath ist kaum zu rechnen — geringschätzig von Alliirten begegnen zu lassen, die man selbst geringschätzt!

Im Südwesten Alles nach Wunsch. Mecklenburg und Manteuffel rücken wacker vor. Letzterer hat den Baiern wieder ein paar für die Preußen günstige Gefechte geliefert. Der Hof am Aesenbach bringt schon sein Silberzeug nach der Schweiz in Sicherheit. Garstiges Fersengeld geben diese süddeutschen Großsprecher, die, Baiern und Reichsarmee zusammengezählt, mindestens mit hunderttausend Mann an sich gewiß ganz tüchtiger Truppen, den zwei- bis fünfundvierzigtausend Preußen Manteuffels und ihren kleinen Hülfsheeren aus Oldenburg u. s. w. gegenüberstehen. In einem der vorhergehenden Treffen ist der Hauptmann Königer von den Darmstädtern gefallen. Als patriotisch denkender und ziemlich stark preußisch gesinnter Militärschriftsteller wird er von hiesigen Politikern von der Farbe des Nationalvereins als tragisches Opfer des Conflicts zwischen Fahneneid und politischem Gewissen betrachtet und lebhaft beklagt, und ich habe nichts gegen die Lehre, die man daraus ziehen hört. — — —

Sonntag, 29. Juli. Das spezifisch sächsische patriotische Kriegsgerücht lebt und arbeitet noch immer mit allen Kräften. Gestern berichtete es: Die Preußen von den Sachsen bei Wien geschlagen, ihr Kronprinz gefangen, sein Herr Vater hat ihn reclamirt, im Weigerungsfalle mit einem Bombardement Dresdens gedroht und von König Johann die Antwort erhalten: Dann

schießen wir ihn todt. Heute sind die Mecklenburger, wie Fritsche's Kohlgärtner sich erzählen, von den Baiern schreckbar in die Pfanne gehauen worden, von der preußischen Compagnie, die in Anger einquartiert war, sind nur vier Mann noch am Leben. Wo die Katastrophe die Unglücklichen ereilt hat, weiß Berichterstatter nicht, „aber wahr ist's, Vollbedingen sein Landwehrmann hat's geschrieben". Die Zeitung und der Telegraph melden uns nichts davon — „die Preußen lassen sie's nicht sagen", meint das Volk — sie berichten, wie wir's nachgerade gewohnt sind, nur Erfreuliches: der Großherzog von Mecklenburg mit den Truppen des zweiten Armeecorps wohlbehalten in Bayreuth eingerückt, Manteuffel von der andern Seite vor Würzburg erschienen, welches von seinen Batterien beherrscht wird und zu kapituliren begehrt, vorher wieder ein paar nette kleine Siege der Zündnadeln bei Helmstedt und Uettingen, wobei der Prinz Ludwig einen Denkzettel bekommen. Meiningen zur Erkenntniß gekommen und nun auch aus dem Bunde getreten. Zu spät, Serenissime, Bund existirt seit sechs Wochen nicht mehr, Liga, die sich als solcher geberdete, hat sich schon resolvirt, Preußen gute Worte zu geben, aber die Ruthe existirt, die auch für Hoheiten und Durchlauchten gebunden ist, nicht blos für unartige Republiken, wie wir hoffen wollen.

In Nikolsburg also am 26. die Friedensbasis von den österreichischen Unterhändlern — vermuthlich mit saurer Miene — wirklich unterzeichnet. Das Habsburgische Nationenconglomerat scheidet aus Deutschland aus, belästigt und bedroht es nicht mehr mit seinem Egoismus, knüpft es nicht mehr an seine Geschicke, stört nicht mehr die nun rasch wachsende Einheit des Nordens, tritt seine Rechte an Schleswig-Holstein an König Wilhelm ab und zahlt einen Theil der Kosten des Krieges, der die Hofburg gedemüthigt und dahin geschoben,

wohin sie gehört. Sehr erquickend, dieser Abschluß des Streites! Ebenfalls recht wohlthuend, daß der Flügeladjutant, den der nun betteln gehende Hochmuth Welfs des Letzten nach Nikolsburg zu Unterhandlungen geschickt, kurz und rund abgewiesen worden. Mag sich auf Flaschen ziehen und in Spiritus setzen lassen, dieser Hochmuth, und dann ins Welfenmuseum mit ihm neben die ehrwürdige Welfenhose „bis ans Ende der Tage". Mit gefallener Größe hätte man billig Mitleid, gefallene Geschwollenheit ist ein Casus, der lachen macht, wie der zerplatzte Frosch, der sich aufblies.

Auch in Betreff der übrigen nord- und mitteldeutschen Satelliten des Wiener Gestirns zeigt das Zeitungsfernrohr günstigere Aspecten als neulich von Sch. gemeldet wurden. Man giebt allerdings nicht viel auf die Berichte der Presse, indeß stimmen sie diesmal im Wesentlichen überein, und so könnte man trauen. Darnach aber stände es mit der Rectification der preußischen Grenzen ungefähr folgendermaßen. Wie nicht blos das südliche, sondern das ganze Hannover preußische Provinz wird, so auch das Land des erlauchten gefangnen Kurhutes in Stettin, die ganze Domäne des gnädigsten Protectors der Wiesbadener Spielhölle, der Norden von Darmhessen und unser werthes Frankfurt. Dazu in Nordbaiern Proclamation angeschlagen, in welcher man unter Anderm den Wink liest, daß der Name Bayreuth in Preußen von alten Erinnerungen her guten Klang habe, was Herrn v. d. Pfordten Stoff zum Nachdenken geben wird, zumal wenn, wie zu hoffen, bald weiter südwestlich eine zweite Proclamation erfolgt, die den Namen Anspach nicht minder guten Klang haben läßt. So käme es doch schließlich in wesentlichen Stücken auf meine Karte hinaus, und Graf Bismarck verstünde nicht blos, was wir längst wußten, Preußens Interessen besser, als seine Gegner zugeben

wollten, sondern wäre auch in der Lage, sich besser nach diesem Verständniß einzurichten, als selbst seine Verehrer bis jetzt zu hoffen wagten. So könnte man es mit dem Bundesstaate wagen.

Nur was aus unserm Sachsen nach diesen Zeitungsberichten werden soll, stört die Freude. Ich sehe einen Palmsonntag particularistischer Loyalität heranziehen aus der Ferne, Rautenzweige auf den Weg gestreut, Ehrenpforten erbaut von Peterswaldau bis vor's Georgenthor, weiß und grüne Jungfrauen, weiß und grüne Fahnen, Kanonendonner und Glockengeläute. Reden und Gedichte feiern den endlichen Triumph des „guten Rechts" und lächeln durch Thränen über die vergangene „schwere Prüfung". Allgemeine Rührung über die Wiederkehr der alten Gemüthlichkeit. Mir wird ganz grün und weiß vor den Augen und übel um den Magen. Ich schmecke Galle im Munde und rieche die parfumirte Fäulniß wieder, die Beust um sich zu verbreiten pflegte. Ein anderes Bild; man hat sich zu hüten, denn die Cholera geht in Leipzig um.

In Dresden die „Reform" von den Preußen unterdrückt. Ganz in der Ordnung, war eine von den kleinen Aasfliegen, die aus der Verrottung der öffentlichen Meinung unter Beust's Regiment aufstiegen und die unsaubere Natur auch jetzt in reiner Luft nicht verleugnen konnten. Der Königstein auf eingeholte Erlaubniß sächsischer Majestät in partibus zahm geworden. Soll fortan nicht mehr Zwing-Uri für Eisenbahn und Elbschifffahrt spielen. Hübsch von ihm. Verspreche ihm zur Belohnung für Sinneswechsel bald eine Besatzung von schmucken preußischen Kanonieren und Musketieren.

Abends die Welt draußen revidirt und unsere Sache bei guter Gesundheit und gedeihlichem Fortschritt gefunden wie

nun seit Wochen. In Baden großer und hocherfreulicher Umschwung: Edelsheim die Thür gewiesen, Mathy, rein preußisch, nichts von Nationalvereins-Halbheiten, energisch, feurige Seele unter ruhiger Aeußerlichkeit, fast fanatisch und despotisch, ganz der Mann, um gründlich aufzuräumen und Ordnung zu stiften, Premierminister des aufathmenden Großherzogs, Jolly Inneres, das klingt nach etwas und läßt viel vergessen, viel erwarten. Wenn man nur damit auch das Volk mit seinen schwarzen Schleichern und seinen rothen Schreiern umgestalten könnte! Varnbüler und Dalwigk Bittgang nach dem preußischen Hauptquartier angetreten, wo Collega Pfordten sich Waffenstillstand vom 2. August an ausgewirkt. Haben sich den Prinzen Wilhelm von Württemberg mitgenommen, wie ich annehme, um hofmäßiger behandelt zu werden, als diese Afterstaatsmänner nach ihrem Auftreten gegen Preußen und die unitarische Idee von Rechtswegen verdienten. Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen soll in Paris unter den Fittichen des kaiserlichen Adlers Schutz für sein bedrohtes kurhessisches Erbrecht suchen. Stände ihm gut zu Gesicht und ist nicht unwahrscheinlich. That desgleichen, wenn mir recht ist, schon in der Frage der Elbherzogthümer. Aber der Adler wird mit kühlem Lächeln vor dem petitionirenden Sperlinge die Achseln zucken und höflich bedauern, für diesmal nicht helfen zu können. Könnte hinzufügen, wozu gerade das alte Rittergütchen. Hoheit hätte ja sonst zu leben wie die andern vom Kriege beschädigten gnädigen, gnädigsten und allergnädigsten Herrschaften.

Im Südosten hat die Garnison von Theresienstadt am 29., also drei Tage nach dem Waffenstillstand, die dortige Strombrücke gesprengt — unverständlich, wozu noch der Lärm, das Stück hat ausgespielt. Sonst nichts Bemerkenswerthes von da als Belagerungszustand in Wien, vor dem die „Ostdeutsche

Post" ihre patriotische Orgel stillstehen läßt, und schroffer Bescheid des übelgelaunten Kaisers auf eine liberal gefärbte Adresse des Wiener Gemeinderathes.

Im Südwesten Mecklenburger und unsere letzte preußische Einquartierung ein munteres Gefecht mit den Himmelblauen König Otto's bestanden, ein Bataillon seines Leibregiments zersprengt, ein paar Hundert Gefangene gemacht. Ihr fürstlicher Führer hat von dem Regierungsbezirk Oberfranken im Namen des Königs von Preußen „Besitz genommen", ein Ausdruck, der, wenn ich mich recht erinnere, bisher bei Occupationen nicht Stil war und vielleicht wieder in München zu denken geben wird. Manteuffel beschießt die Citadelle von Würzburg, die — was in Baiern ungefähr selbstverständlich — nicht in vertheidigungsfähigem Zustand ist. Wenn sich das so weiter spinnt, so wird man bis zum zweiten August am Main eine recht stattliche Basis zu ersprießlichen Unterhandlungen in Betreff der althohenzollernschen Stammlande in Franken haben, „deren Namen sich in Preußen von alten Erinnerungen her guten Klanges erfreuen", und in denen wohl auch die Bevölkerung dem glaubensverwandten Königshause im Norden noch Sympathien bewahrt.

Dienstag, 31. Juli. Diesen Morgen Besuch von R. aus Dresden gehabt, der eine nette Anekdote von da mitbrachte. Er hatte auf der Terrasse einen entlassenen Verwundeten von der sächsischen Armee getroffen, der sehr übel auf die österreichischen Kameraden zu sprechen gewesen. Die Verpflegung in Böhmen hätte sie hungern lassen, und statt Quartiere zu bekommen, hätten sie, auch wo es solche gegeben, in Nacht und Nebel unter freiem Himmel campiren müssen. Bei Königsgrätz blessirt, wäre er mit Andern zu Wagen nach einer österreichischen Ambulance gebracht worden, und dabei hätten ihm

die guten Freunde aus Böhmen seinen Torniſter wegpractizirt. Nirgends wäre Ordnung und Ehrlichkeit geweſen. „Da machtens Ihnen die Preußen, von denen wir hernachens gefangen wurden, ganz anders. Wenn Einer seinen Torniſter abgab, da klebten ſie ihm eine Nummer drauf, und ebenſo eine bekam der Mann, und wenn er dann seine Sachen wieder haben wollte, brauchte er blos seinen Zettel mit der Nummer vorzuweiſen. Mauſen aber wie die Böhmaken — nein, das kommt bei den Preußen nicht vor". Ein Weißundgrüner hatte eingeworfen, ſo ſchlimm könnte es doch bei den Kaiſerlichen nicht ſtehen, Erzähler ſähe ja ganz voll und munter aus. Er war aber von dieſem mit dem Beſcheid abgefertigt worden, das müſſe er beſſer wiſſen, und was ſein gutes Ausſehen beträfe, ſo hätte er das der preußiſchen Gefangenſchaft zu verdanken.

Auch hier wird über die Oeſterreicher geklagt. „Es waren unter den Verwundeten ordentliche Leute", erzählte Doctor N., „aber noch mehr unordentliche. Früh ſchon verlangten ſie Spirituoſen, und ihre Begriffe von Mein und Dein befanden ſich in bedauerlicher Gährung. Namentlich trat das ihnen gelieferte Bettzeug Wanderungen an, die es auf unrechte Wege, z. B. vor die Thür und in die Hände dienſtfertiger Dritter brachten, welche dafür die Flaſche füllten". N. hatte das aus eigner Beobachtung und von Collegen. Von einem Preußen das zu denken, wäre kaum möglich, von einem dieſer Tſchechen und Hannaken findet man's natürlich. Wie der Herr, ſo das Geſchirr, d. h.: „Wer je in einen Zweig der k. k. Militärverwaltung hineingeblickt hat", ſchrieb uns vor einiger Zeit ein ehemaliger öſterreichiſcher Offizier, „der weiß, was da auch manchen vornehmen Leuten an den Fingern hängen bleibt", und „Wien iſt ein abfaulender Düngerhaufen", ſagte einmal

sehr unhöflich, aber vermuthlich sehr wahr der Feldmarschall-Leutnant v. Welden.

Auch unter den sächsischen Patrioten der höheren Stände lebt der Aberglaube an das Baierngespenst und läßt es große Dinge verrichten. Bei Roßbrunn hat es, wie einem hiesigen Buchhändler geschrieben worden, den Preußen übel mitgespielt und ihnen nicht weniger als sechzehn Kanonen abgenommen, was gewisse alte Herren in der Harmonie sehr erbaut.

Wie jener kurhessische Prinz in Paris, so hätte der Welfenkönig in London Schutz und Hülfe nachgesucht, von Her Majestys Ministern aber den Bescheid erhalten, daß sie froh wären, die hannoversche Streitigkeit endlich einmal im Begriff zu sehen, begraben zu werden. Denke, die Antwort wird artiger lauten, aber ungefähr auf dasselbe hinauslaufen, was das Gerücht sie so kurz angebunden sagen läßt.

Am 5. August wird König Wilhelm in Berlin den Landtag eröffnen. Es wird gut aussehen, wenn die greise Majestät mit dem Lorbeer des Sieges im heiligen Kriege vor die Elihu Burrits der Fortschrittspartei tritt, die sich ihrer jämmerlichen Friedenspredigten vom Mai jetzt doch wohl schämen werden. Sieg ihm und seinem großen Minister auch hier — Sieg und Versöhnung!

Heute Abend wieder große Versammlung unserer gelind und sachte Preußischen. Wollen sich zu einer Partei zusammen thun, Programme, Resolutionen und dergleichen hübsche Sächelchen leisten, sich in der aufgehenden Sonne des Parlaments guten Morgen sagen. Was Ordentliches, eine Erklärung, die Hand und Fuß hat, wird dabei nicht herauskommen. Dazu fehlt den Führern der Glaube und der Muth. Schaal und fahl, und viel Geschrei und wenig Wolle.

Ergötzlich zu hören ist, wie die Stimmung unter unsern

Politikern vom Patriotischen Verein sich erhitzt. „Eher die Republik als preußische Hegemonie!“ ließ sich gestern der Kapellmeister vernehmen, der dieses Orchester dirigirt. Der Herr Doctor war bisher ebenso stramm als Royalist wie als Particularist. In der That, es geschehen Zeichen und Wunder an unsern Extremen, und da es mit der Republik wohl nicht gehen wird, so steht zu hoffen, daß sie ihr anderes Pferd umsatteln und lieber die Annexion als die Hegemonie gut heißen werden.

Achte Woche.

Mittwoch, 1. August. Der Krieg schläft allmählich auf seinen Grabhügeln und Trophäen ein, und der Friede wagt sich wieder hervor. Der Strom aufregender Nachrichten, der in den letztverflossenen sieben ungeheuren Wochen vor unsern Augen vorüberrauschte, ist zum schmalen Bächlein geworden, und bald wird es nur noch tröpfeln. Mittlerweile ist es interessant, wenn auch nicht immer erfreulich, zu sehen, wie die Friedenssaaten, die der Fuß des Kriegsgottes niedergetreten, sich zugleich mit dem Unkraut zwischen ihren Halmen langsam wieder aufrichten. Die Durchmärsche sind seltener geworden. Schon kehren Landwehren in die Heimath zurück, um statt der Muskete die Sense zu schultern. Die Lazarethe fangen an, sich zu leeren, von der fünften Bürgerschule und ebenso von der Turnhalle ist die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze verschwunden, und die Stadt verpflegt und heilt nur noch etwa sechshundert Verwundete. Der Fabrikant denkt wieder ans Arbeiten, der Kaufmann speculirt wieder, die Actien steigen, und der Philister freut sich der bevorstehenden Bekanntmachung, nach welcher die Ziehungen der königlich sächsischen Landeslotterie

demnächst wieder aufgenommen werden sollen. Der Particularismus, ziemlich geduckt bisher, macht sich gerade und tritt auf die Zehen, um zu erspähen, ob etwas an dem Gerüchte, welches den sächsischen Völkerhirten in den nächsten Tagen schon zu seiner Heerde zurückkehren läßt. „Wer ein Siebenschläfer wäre, daß man die Zustände nicht zu sehen brauchte, welche die nächsten Jahre bringen werden, ohne daß wir sie ändern können", sagt unser braver verzweifelnder M. Ich denke, man thut besser, wachzubleiben und, wie gering unser Einfluß auf den Gang der Dinge auch sei, für eine Aenderung thätig zu sein.

Auch der Buchhandel wagt sich wieder ans Geschäft, zunächst, wie es scheint, nur an Ausbeutung des Krieges durch Sichtung und Verarbeitung dessen, was die Zeitungen im Sommer dieses Wendejahres von den Preußenzügen nach der Donau und dem Main berichtet haben. Eine ganze Reihe solcher Compilationen sind bereits in den ersten Lieferungen erschienen, andere angekündigt. Die Nachfrage nach diesen Producten einer Zeit, wo die Quellen noch dürftig und trübe fließen, die Leidenschaften noch verblenden, soll bei einigen ganz außerordentlich lebhaft sein. In den letzten Wochen stand es auch auf diesem Gebiete der Gewerbsthätigkeit unsrer Stadt übel. Die Bestellungen der Sortimenter wurden schwächer und blieben zuletzt fast ganz aus, die Berge von Bücherballen, die in den Packräumen der Commissionäre an den Hauptversandtagen abgeladen worden, waren nicht mehr zu sehen. Die zweiräderigen Handkarren, mit denen die Markthelfer sie von den Verlegern abholten, standen still in den Winkeln; denn was noch verlangt wurde, konnte man auf den Armen fortbringen. Beinahe nur Kriegskarten wurden noch verlangt, wobei auch Veraltetes, z. B. Blätter, auf denen Mailand noch österreichisch war, auf den Markt kam und unbesehen Käufer fand. Als Preußen ge-

siegt, ließen lyrische Zwitscherlinge ihre Emotionen gedruckt vom Stapel laufen. Es war aber kein Arndt und kein Körner darunter, und eben so wenig hat die Musik, die gleichermaßen „nicht umhin konnte", etwas Besonderes geleistet.

Donnerstag, 2. August. Heute also Waffenstillstand und wahrscheinlich Ende des Kriegs auch am Main. Möge ihm hier ein besserer Friede folgen, als er uns werden zu sollen scheint. Die Braunschweiger, die heute die Stadt passirt haben sollen, um den Preußen und Oldenburgern in Franken den baierischen Löwen zähmen zu helfen, hätten sich nicht mehr zu bemühen brauchen. Es hat sich ohne sie gemacht, daß der Löwe zum Krebse wurde. Wenn man zurückblickt! Wie das dunkelblau hinunter wimmelte vom Thüringer Walde an die Werra und hinüber über die Rhön an die fränkische Saale und wieder über Gebirge, vorwärts, vorwärts, unaufhaltsam mit der schwarzweißen Fahne gegen die buntscheckige Uebermacht, nach rechts hin gestoßen, nach links hin geschlagen, verdrängt, zersprengt — Hurrah, ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben! Was sie liefen bei Laufach, die Darmstädter vor den Zündnadeln, was sie schafften, daß sie fortkamen von Aschaffenburg die kaiserlichen Weißröcke mit der italienischen Zunge und der deutschen (jetzt deutschgewesenen) Armbinde! Was sie zitterten in Frankfurt, als das Gericht über sie kam, und wie sie wieder liefen und ihr Schießzeug wegwarfen, die Schwabenhelden bei Tauberbischofsheim"! „Eins, zwei, drei", sangen unsere Pickelhauben beim Einzug in die Bundesstadt am Main, „wir sind die Fünfundfünfziger, wir schießen mit Blei". Sie haben mit Blei geschossen und das Schwarze getroffen, die wackern Jungen Vogels v. Falkenstein. Künftig aber Feuerspritzen statt der Kanonen und Musketen gegen die Generale der Prahler aus diesen Ecken.

(Spätere Randglosse. Uebermuth und Unbilligkeit! Die Deutschen sind überall gleich tapfer. Das Material war auch dort tüchtig, nur die rechte Form und die gute Führung fehlten. Sie kamen hinzu, und die Geschlagnen vom Main und der Tauber wurden an der Maas und der Marne zu Siegern.)

Freitag, 3. August. Nichts als erfreuliche Kunde von draußen, aus Südwesten wie aus Südosten. In Baden Mannheim und Heidelberg von preußischer Landwehr besetzt, und Markgraf Wilhelm mit seinen Truppen aus dem Taubergebiet nach Hause marschirt. Dagegen hätte Württemberg noch nicht nachgeben wollen. Zweifle daran. Ists wahr, so stärke ihm der Gott, der Pharao verblendete, seinen Muth und steife ihm den Nacken. Hochmuth und Hartnäckigkeit waren bisher die besten Mitarbeiter am Bau der deutschen Einheit. Auch unsere sächsische Majestät in Schönbrunn soll entrüstet sein über Preußens hegemonistische Zumuthungen. Wenn der alte Herr nicht nachgäbe! Wir würden dann noch eine Weile in der Schwebe bleiben, und es wäre noch ein guter Ausgang möglich. Preußen könnte sich wie in Schleswig-Holstein auch in Sachsen vielleicht ersitzen, was wir ihm in unserm Interesse wünschen.

Die Nachricht, daß Rabenhorst der Armee im Exil österreichische Käppis aufsetzen wollte, ist wohl Erfindung, wenn auch bei dem Charakter des Herrn Kriegsministers nicht undenkbar.

In Augsburg ists, wie man liest, recht still um den grünen Tisch geworden, an dem man in den letzten Wochen das rein komische Nachspiel zu der Tragikomödie des deutschen Bundestags aufführte. Unter Vortritt des Repräsentanten Englands haben alle fremden Gesandten ihre Zuschauerloge verlassen, nur der russische ist geblieben, vermuthlich, damit es nicht an

einem Todtengräber fehle, wenn das Lebenslämpchen endlich ganz ausgeht.

Abends vom kleinen F. die angenehme Notiz bekommen, daß gestern auf dem hiesigen Hauptsteueramte sämmtliche Functionäre unter preußische Oberleitung gestellt worden sind, und daß in Dresden das Gleiche stattgefunden hat. Auch die Salzverwaltung hat preußische Oberaufsicht erhalten. Ein kleiner Anfang und ein mäßiger Trost, aber doch ein Anfang und ein Trost.

In unsern Lazarethen soll es jetzt nicht recht erfreulich aussehen. Von den hier befindlichen Soldaten starben in jeder der letzten drei Wochen durchschnittlich acht, und viele der Verwundeten befinden sich nach dem dreizehnten Tage, dem „Wendetage", wie Doctor Günther sagt, trotz bester Versorgung und Abwartung in bedenklichem Zustande, weil sie nicht zu rechter Zeit in die rechten Hände gekommen sind. Die große Mehrzahl allerdings wird binnen Kurzem den als geheilt Entlassenen folgen; aber nicht wenige sind, die kaum Hoffnung darauf haben. Als ich diesen Nachmittag an der Johanniskirche vorbei nach der innern Stadt ging, wurde wieder ein Oesterreicher nach dem Friedhofe gebracht. Er war, wie ich hörte, an Arm und Fuß zugleich blessirt gewesen, und man hatte ihn vor zehn Tagen noch im Garten des Waisenhauses in einem Handwagen herumfahren sehen. Gegen achtzig Kameraden, an Stöcken und Krücken hinter dem Sarge herhinkend, meist Weißröcke, auch einige Preußen, gaben ihm das letzte Geleit — ein recht wehmüthig stimmender Anblick.

Sonnabend, 4. August. Sollte man's für möglich halten! Zwei Tage schon Waffenstillstand bei Würzburg und Nürnberg, und noch immer tanzt vor dem Dresdener Thor in hartnäckiger Bauernphantasie das baierische Irrlicht und treibt grausamen

Unfug. „Der Preuße geschlagen, wissen Sie's schon, und tüchtig. Der Mecklenburger auch. Ganze Kompagnien glatt weggeschossen, nur vier Mann übrig geblieben. Hauptkerle diese Baiern, Mordskerle"! Es scheint die hübsche kleine Affaire zwischen Bayreuth und Nürnberg zu sein, wo die mecklenburger Dragoner ein Bataillon des baierischen Leibregiments zersprengten und ihm seine Fahne entführten. Dabei mögen vier der Angreifer geblieben sein, und das wird sich in Ohr und Mund der Dorfmythe in „nur vier übrig geblieben" verwandelt haben. Ganz natürlicher Prozeß. Es bleibt aber doch immer eine eigene Beobachtung, daß die guten Leute sich vor Allem in der Monomanie von den siegreichen Baiern erfreuen und erbauen.

Die „Kölnische Zeitung" will wissen, daß auch uns in Sachsen eine starke Kriegscontribution auferlegt werden soll. Ein passender Beitrag zu den Kosten der Befreiung Deutschlands von Oesterreich wäre nicht unbillig; daß wir uns aber damit gewissermaßen von der Einverleibung in Preußen lösen und die Wiederkehr der alten Wirthschaft erkaufen sollen, ist bitter.

In Hannover particularistische Agitation gegen die Parlamentswahlen und gegen die Annexion. Wird aufhören, sobald den Leuten deutlich gemacht ist, daß es bereits zwölf geschlagen. Rußland scheint im Stillen auf einen Congreß hinzuarbeiten, der Preußen die Früchte seines Siegs verkümmern soll. Bismarck soll abgelehnt haben, vor Vollzug der Territorialveränderungen und Errichtung des norddeutschen Bundesstaates auf Verhandlungen über einen Congreß sich einzulassen, und er hätte dabei England und Frankreich auf seiner Seite. Fürst Gortschakoff wird sich also beruhigen müssen, falls er wirklich Unruhe über Preußens Wachsthum empfunden und geäußert hat.

Morgen erwarten die Bekannten in der preußischen Thron-

rede Erklärungen über die Annexionen und sonstigen politischen Neugestaltungen im deutschen Norden. Erlaube mir daran zu zweifeln, da die Sache von einem Genius ausgeht, der zwar immer mit dem Aplomb des Eingeweihten und Wohlunterrichteten auftritt, bisher aber meist schlecht informirt war. Auch ist ja der Friede noch nicht so weit gediehen, daß seine Resultate schon vom Throne herab verkündigt werden könnten. Im Gegentheile, ich meine, Graf Bismarcks Arbeit fängt jetzt erst recht an, und ich denke, er wird uns bessere Tage verschaffen, als wir sie jetzt erwarten, zumal da, wie S. schreibt, der preußische Landtag, nun auch in seiner Majorität verständiger geworden, in Betreff Sachsens hinter ihm steht.

Sonntag, 5. August. Berliner Thronrede von gutem Klange, sehr versöhnlich in der innern Frage, Bedeutung von Paragraph 99 anerkannt, Indemnitätsgesuch in Aussicht gestellt, sonst farblos. Nichts von bestimmten Annexionen. Die Grenzen des Staates sollen erweitert werden. Das ist Alles, und wir hier zu Lande stehen noch immer vor dem Vorhange.

Inzwischen war hier etwas im Werke. Entschieden Preußischgesinnte dachten an eine Adresse an König Wilhelm, welche in kurzen, aber deutlichen und rücksichtslosen Sätzen die Einverleibung Sachsens in Preußen für das beste Ende der gegenwärtigen Wirren erklären und um dieselbe bitten sollte. Einer unsrer ersten Kaufleute, desgleichen andere angesehene Bürger und Einwohner wollten sich an die Spitzen stellen. Jetzt aber scheint die Absicht aufgegeben, da man nicht auf genug Namen rechnen kann. Die Mehrzahl der Preußischen schwört noch auf die Doctrin des Nationalvereins, und wenn es auch nicht an solchen fehlt, die eine kurze, glatte, runde Annexion einem langsamen, kostspieligen und von allerlei Widerwärtigkeiten begleiteten Absorbirtwerden vorziehen, wie

es die Bundesstaatsidee in Gestalt der Februarforderungen von 1865 herbeiführen würde, so mangelt der Majorität derselben die Entschlossenheit, ihre Ueberzeugung offen und ungescheut zu bekennen.

Montag, 16. August. Gestern ist Graf Hohenthal, der vor einiger Zeit nach Schönbrunn berufen wurde, um (da Beust natürlich unmöglich geworden) Instructionen zu Unterhandlungen wegen eines Vertrags zwischen Sachsen und Preußen in Betreff der Stellung des ersteren zu einem norddeutschen Bunde zu empfangen, von dort wieder hier durch und über Dresden nach Berlin gereist. Die Tour nach Oesterreich war für ihn nicht ohne Beschwerde und selbst nicht ohne Gefahren, da er den Weg durch das Land der wilden Bajuwaren gewählt hatte. In der Richtung auf Regensburg eine Strecke über Hof hinausgekommen, wurde er — so erzählt Sch. „aus allerbester Quelle" — von Kriegern dieses Stammes nach seiner Legitimation gefragt. Die von ihm gegebene Aufklärung über seine Person und seinen Auftrag genügte nicht; denn die Frager waren auf dem Kriegspfade, also nach bajuwarischer Sitte betrunken. Man bringt ihn vor den Häuptling, der aber gleichfalls auf dem Kriegspfade, folglich gleichfalls betrunken ist. Ein anderer Anführer wird herbeigeholt, vergebens; denn er befindet sich ebenfalls in dem Zustande, wo man mehr Alkohol als Verstand im Kopfe hat. Umsonst versucht der Graf noch einmal sich mit den Wilden zu verständigen. Er sei bereit, seine Papiere zu zeigen und sich als Gesandten auszuweisen. — Ja, wer das glauben könnte; viel wahrscheinlicher, daß er ein preußischer Spion. — Er wolle seine Koffer öffnen und seine Uniform anlegen. — Auch kein Beweis, daß er kein Kundschafter; man wisse, die sächsischen Farben seien weiß und schwarz, die aber könne Jeder anlegen. — Kurz und gut: der Graf wird als Spion

behandelt, hat von Glück zu sagen, daß man ihn nicht mit Stricken bindet, und wird als Gefangner per Bahn weiter transportirt, wobei ihn grimmige Civilbajuwaren zu zerreißen drohen, so daß der ihn begleitende Häuptling gegen sie — die selbstverständlich gleichermaßen bezecht sind — den Tomahawk schwingen muß. Erst in Regensburg klärt sich die Sache auf, indem hier ein Oberst, mit dem Grafen von früher bekannt, und zwar auch auf dem Kriegspfade, aber gegen die Volksfitte unbenebelt, Verstand dazu mitbringt.

Wie viele solche Historien mögen sich im Laufe des Krieges im Bajuwarenlande zugetragen haben, und wie anmuthig klangen die Geschichten aus Schleusingen, wo die Wilden mit dem Krug in der Hand auf Biertonnen Schildwach saßen, und aus Kaltennordheim, wo sie den „ketzerischen" Bauern Tische und Bänke zerschlugen und ihnen ihre Lutherbilder besudelten!

Dienstag, 7. August. Bekanntmachung im Tageblatt: Die Lotterie wird wirklich wieder fortgesetzt, und schon in diesem Monate sollen sich die Loose wieder drehen. Hätten wir eine Spielbank im Lande, so wäre sie vermuthlich auch schon wieder im Gange. Bereits ist Professor Biedermann auf die Polizei citirt und „bedeutet" oder gar bestraft worden, weil er eine Versammlung unserer sanftgehenden Preußenfreunde in der Centralhalle veranstaltet, ohne sich genau an die hinsichtlich solcher Zusammenkünfte bestehenden Vorschriften zu halten. Erbaulicheres ist ohne Zweifel im Anzuge.

Der Augustenburger, der, so lange geschossen wurde, in irgend eine Coulisse verschwunden war, ist jetzt auf einen Augenblick wieder sichtbar geworden und hat durch seinen Minister Samwer bei dem Augsburger „Bundestage", der immer noch athmet, gegen Einverleibung seines Rittergutes

Schleswig-Holstein nochmals kräftig Einsprache gethan. Zäh und consequent wie immer. Aber wie sich die Excellenzen, die den Protest in Empfang nahmen, bei dieser Haupt- und Staatsaction angesehen haben mögen!

Preußen hat erklärt, daß es das Verhalten Italiens während der letzten Monate als ein sehr würdiges betrachten müsse und die Verbindungen mit demselben auch im Frieden fortbestehen zu sehen wünsche. Ganz in der Ordnung, Oesterreich und wohl auch einer andern zweifelhaften Macht gegenüber. Unsere Interessen und die italienischen collidiren nirgends, und wenn auf die militärische Unterstützung von Seiten des guten Freundes im Süden gegenwärtig nicht viel zu rechnen ist, so wird sich das in Zukunft besser gestalten, und in den nächsten Jahren giebt es schwerlich andere Feldzüge als auf diplomatischem Felde.

Mittwoch, 8. August. Draußen vor dem Fenster in der großen Welt nichts Neues von Bedeutung. Dagegen im Hause Treitschkes Schrift: „Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten", eine rechte Fortsetzung des Kriegs gegen die Feinde unseres Glaubens, scharf und glänzend wie ein Schwert, wuchtig und warm von edler Flamme. Ganz anderer Ton und ganz andere Farbe als die unsrer liberalen Hektiker. Nichts von dem „Dürfte" und „Möchte" dieser Seelen aus blauer Milch und Blümchenskaffee. Ganz anders wie deren Singsang klingt es an unser Herz und unsern Verstand, wenn er sagt:

„Diese drei Dynastien sind reif, überreif für die verwirkte Vernichtung, ihre Wiedereinsetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Versündigung an der Sittlichkeit der Nation. Die drei Länder sind erobert in gerechtem Kriege; denn niemals ward langmüthige Macht

von prahlerischer Ohnmacht verachtender herausgefordert". — „Mit der Beseitigung der kleinen Kronen vollzieht sich nur ein Akt der historischen Nothwendigkeit. Wer aus der Vergangenheit aller Nationen Europas noch immer nicht gelernt hat, daß die Kleinstaaterei in gereiften Kulturvölkern keine Stätte hat, und daß der Zug der Geschichte auf das Zusammenballen großer nationaler Massen weist, dem müssen nach den Erfahrungen dieser reichen Wochen endlich die Augen sich öffnen. Die Hülle heuchlerischer Phrasen, womit man so lange die Geheimnisse des mittelstaatlichen Lebens verdeckte, ist durch das Schwert hinweggerissen, und darunter tritt zu Tage — eitel Fäulniß und Moder". — „Die Mittelstaaten sind wohl im Stande, ein gewisses schläfriges Behagen im Volke zu erregen, doch nicht eine wagende Hingebung, opferfreudige Staatsgesinnung". — Vortrefflich ist folgende Stelle: „Die Einverleibung in den preußischen Staat wird für alle gesunden arbeitenden Klassen des Volkes ein reiner Gewinn sein. Darunter leiden werden nur die unmittelbaren Umgebungen der kleinen Höfe, der kleinere unfähige Theil des Beamtenthums, der arme Adel, der in den zahlreichen Sinekuren der Kleinstaaten willkommene Versorgung für seine unbrauchbaren Söhne fand, endlich — last, not least — die Eitelkeit und Rechthaberei des Professorenthums. Es ist ein Jammer, welcher armselige Dünkel an den kleinstaatlichen Universitäten aufgewuchert ist, wie diese Hochschulen, berufen, dem ganzen Vaterlande hochsinnig zu dienen, zu Brutstätten des erbärmlichsten Particularismus geworden sind. Dem echten Leipziger Professor ist der Gedanke unfaßbar, daß er aufhören soll, eine Perle im sächsischen Rautenkranze zu sein. Unbemerkt rauschen die brutalen Thatsachen der Geschichte an dem geschlossenen Auge des Doctrinärs vorüber; wenn sie ihm grausam seine Cirkel stören, so wird er

verdrießlich und fühlt sich persönlich beleidigt". — „Sachsen ist ein Staat, Preußen ist ein Staat, folglich müssen sie zusammen einen Bundesstaat bilden. Erst wenn gewisse unwiderlegliche staatsrechtliche Paragraphen ein Gemeingut aller Deutschen geworden sind, wird sich auf friedlichem Wege, durch rechtlich-sittliche Mittel Deutschlands Verfassung neu gestalten. — Nein, schauet sie mit hellen Augen an, die wundervolle Wirklichkeit, wie sie strahlt in jugendlicher Lebenskraft, und laßt euch nicht bethören durch die Afterweisheit der Doctrinäre".

In der That, goldene Worte überall und ein hochsinniger feuriger Geist. Und wie wird er wirken auf unsere Gebildeten? Die einen werden sich der schönen aus voller Brust kommenden Sprache freuen und sie mit Pathos genießen wie man einen edlen Wein genießt. Die andern werden ein säuerliches Lob für ihn haben, es ihm aber still und laut übel nehmen, daß er die Wahrheit gesagt. Thun wird von den Herren kaum einer etwas, man müßte denn fleißiges „Wirken" für die eigene Erwählung in das Parlament Thun nennen, welches jetzt einigen von unsern zünftigen Politikern die ganze Existenz in Anspruch zu nehmen scheint.

Neunte Woche.

Donnerstag, 9. August. Der Himmel draußen wieder wolkiger. Italien scheint mit Rücksicht auf die Freischaaren, die außer heroischen Attituden nichts geleistet haben, und auf die Stimmung der Armee, die sich auch keiner großen Erfolge zu rühmen hat, sich mit Venetien nicht zufrieden geben zu wollen und auf der Abtretung auch Wälschtirols zu bestehen. Oesterreich wieder soll nun Venetien nur gegen eine Geldentschädigung herausgeben wollen. Drei kaiserliche Armeecorps und ein halbes

ſtünden bereits wieder in Tirol und weiter ſüdlich. Auch Preußen gegenüber wäre die Hofburg noch nicht zu dem rechten Grade von Ueberlegung und Selbſterkenntniß gelangt, um einzuſehen, daß ſie wohlfeilen Kaufs aus einem bedenklichen Handel entkommen. Es giebt wohl diesſeits der Nikolsburger Demarcationslinie niemand, der ſich ſehr vor dem Tomahawk fürchten würde, welchen ſie in Wien wieder auszugraben geneigt ſein können. Und nähmen die Sachſen dann — wie ſicher — abermals Theil am Kampfe, ſo wären wir Unitarier hier zu Lande wohl mit einem Mal aller Sorge ledig. Wieder wäre es die Hartnäckigkeit der Gegner, die neben dem Genie Bismarcks und Moltkes und neben der Tapferkeit und der Intelligenz des preußiſchen Heeres das Beſte für die Erfüllung unſerer Wünſche gethan hätte.

Inzwiſchen hat die Beſchlagnahme des Rugeſchen „Manifeſtes an die deutſche Nation“ zur Folge gehabt, daß man die Anſprache des ewigen Jünglings wenigſtens lieſt, was vorher von Vielen nicht gerade für unbedingt zum Heile der Seele erforderlich gehalten wurde. Noch beſſer hat, wie es ſcheint, auf den verſtändigen Theil unſeres Publicums die Verfolgung der Broſchüre Treitſchkes gewirkt, die offenbar von Dresden her angeregt worden und mißlungen iſt, und ich höre, daß es im Werke, ſich darüber bei unſerer Commandantur zu beſchweren. Ob das zu Stande kommen wird, iſt freilich die Frage, und ob es etwas helfen würde, muß ich bezweifeln. Wunderlich genug aber ſind Zuſtände, wo unter den Augen einer preußiſchen Regierung und Beſatzung Beamte einer preußenfeindlichen Macht preußenfreundlichen Sympathien als „hochverrätheriſchen“ den Mund zuzuhalten wagen dürfen — wunderlich, gar nicht erbaulich und dringend der Abhülfe bedürftig.

Auch in Dresden hebt, wie man von verſchiedenen Seiten

her vernimmt, der Particularismus recht keck wieder den Kopf, freut sich schon schwarz auf weiß, nun bald die unbehaglichen Preußen los zu werden, und erstirbt schon von Neuem in den Zeitungen in den allerunterthänigsten Gefühlen gegen die Allerhöchsten Herrschaften. Nur die verzweifelnde Stimmung der guten Freunde in Wien und die häßlichen Schanzen, die das schöne Elbflorenz nun auch auf der Neustädter Seite umgürten, stören die wieder aufgethaute Gemüthlichkeit der Hofräthe und Hoflieferanten. Jene Stimmung malen sogar halbamtliche Blätter zu großem Erstaunen der Lesewelt mit den schwärzesten Farben. Die Schanzen aber, die vorläufig der beste Trost für uns Preisgegebene sind, sollen sie, meine ich, „lassen stahn und keinen Dank dazu haben". Sie werden vor der Hand eine genügende Garantie dafür sein, daß unser Herrgott nicht gesonnen, die Bäume auch fürderhin in den Himmel wachsen zu lassen.

Sehr erfreulich für uns lautet die Notiz aus Berlin, daß Graf Münster, der Mann mit dem für preußische Ohren fatalen Namen, seinen Auftrag, die verrätherischen Welfen wieder auf den Thron hinaufzubitten, unvollzogen im Koffer hat mit heimnehmen müssen. Nicht einmal vor sich gelassen hat ihn der König. Auch die particularistischen Agitationen im Philisterium an der Leine beginnt man endlich zu hemmen. Sobald die Einverleibung erfolgt ist, wird das stiller werden. Nur die Ungewißheit läßt die Leute noch so laut lamentiren. Zur Noth kann man mit Vogel von Falkenstein als Gouverneur nachhelfen, der die widerborstigen Jütenbärte so glatt und nachgiebig zu machen verstand. In Mecklenburg sollen's die Ritter mißbilligen, daß ihr Großherzog in Baiern gegen das, „was wir lieben", zu Felde zieht. Das Parlament wird dieser Ge-

sellschaft und ihrer Liebhaberei für das Mittelalter wohl Schweigen auferlegen.

Trotz der Wolken in Italien und an der Donau wird der Himmel im Ganzen täglich heiterer. Heute noch einige Durchmärsche, von Osten nach Westen und von Norden nach Süden. Sonst Alles friedlich, namentlich auf dem Gebiete von Handel und Wandel. Laut der neuesten Bekanntmachung des hiesigen Oberpostamtes unterliegt die Correspondenz fast nach keiner Richtung der Windrose noch einer Beschränkung, und auch die bairische Bahn südlich von Hof ist wieder in Betrieb gesetzt, vielen Leipzigern gewiß eine besonders willkommene Nachricht, nicht so sehr wegen der geistigen Schätze, welche uns die Bahn näher rückte, als wegen der Getränke, die man in Kulmbach, Nürnberg und München braut und bei Papa Kitzing, bei Baarmann und bei dem Türken im Kaffeebaum verzapft.

Freitag, 10. August. Es ist Zeit, sich endlich aus dem Zustande gelassner Verzweiflung und träger, nur zum Spott aufgelegter Verdrossenheit, in den uns die Wendung der sächsischen Angelegenheit versenkte, herauszuheben, den Divan des Mißmuthes zu verlassen und wieder ordentlich auf die Füße zu treten. Mit Gram und Neid, wie berechtigt sie sind, mit thatlosem Hassen wird nichts geändert, und das bloße Hoffen auf Gewalten außer uns oder gar auf den Zufall ziert nicht und nützt nicht. Sehen wir uns die gegenwärtige Sachlage einmal statt mit dem Rücken lieber ernsthaft mit den Augen an, und prüfen wir, wie mit der Halbheit, in die wir gegen unsern Wunsch und Willen hier zu gerathen im Begriffe sind, bis auf Weiteres auszukommen sein könnte. Vielleicht sieht die Sache doch nicht so verzweifelt aus, als sie zuerst erschien.

Nach den jetzt vorliegenden Grundzügen des Friedens wird nichts vom Königreiche Sachsen preußisch. Dagegen verzichtet

Oesterreich auf alle Einrede in die Forderungen, welche Preußen an den König Johann in Betreff der nunmehrigen Einordnung seines Landes in den Norddeutschen Bund und in Betreff der Zahlung eines Theils der Kriegskosten zu stellen belieben wird. Ueber diese Punkte wird bereits verhandelt. Man wird sächsischerseits möglichst wenig zugestehen wollen, Preußen dagegen wird von der Nothwendigkeit getrieben werden, viel zu verlangen und darunter sehr Unbequemes.

Was sollte Berlin fordern? Zunächst alles, was es von den Gliedern des Bundes beansprucht, welche den Bundesverfassungsentwurf vom 10. Juni angenommen haben. Das wäre erstens Unterordnung unter die Leitung und Aufsicht der Bundesgewalt — d. h. zu Deutsch Preußens, des Staates, der nach seiner Vergrößerung durch Hannover, Hessen, Frankfurt und Schleswig-Holstein etwa fünfmal so mächtig als die Gesammtheit der übrigen den Bund bildenden Staaten Nord- und Mitteldeutschlands sein und auch im Parlament die entschiedenste Majorität haben wird — hinsichtlich aller Dinge, die zur Zoll- und Handelsgesetzgebung und zu den Fragen über Maß, Gewicht und Münze, Papiergeld, Banken, Erfindungspatente, Schutz des geistigen Eigenthums, Freizügigkeit, Gewerbebetrieb und Auswanderung gehören. Ferner Centralisation des Consularwesens, Oberaufsicht Preußens über Eisenbahnen, Telegraphen und Postanstalten, Einheit der Civilprozeßordnung und des Concursverfahrens. Endlich oberste Leitung der Diplomatie, Oberbefehl über das Heer des Bundes und das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen.

König Johann hat diese Forderungen in der elften Stunde der alten Zeit abgelehnt. Er kann nicht erwarten, daß man sie in der ersten Stunde der neuen einfach wiederholen, sich mit ihnen begnügen wird. Man wird ihm jetzt wahrscheinlich

weniger bequeme und von seiner Machtvollkommenheit weniger übrig lassende Bedingungen stellen, und zwar wohl folgende:

Sachsen darf kein eignes Heer mehr haben, auch nicht den Schein davon. Nicht blos Oberfeldherr, wie nach dem verschmähten Angebot vom 14. Juni, sondern Kriegsherr der sächsischen Soldaten muß der König von Preußen werden. Ihm ist der Fahneneid zu leisten, und er allein ernennt die Offiziere, die diese Bataillone und Schwadronen künftig führen werden, vom General bis zum Leutnant herab. Die Leute dürfen in Bezug auf ihre Pflicht nicht entfernt im Unklaren gelassen werden, sie müssen genau wissen, wem sie zu gehorchen haben. In dieser Fundamentalfrage, diesem Cardinalpunkte der ganzen Neugestaltung ist keine Concession an die Wünsche des Dresdener — vorläufig noch Schönbrunner — Hofes möglich.

Empfehlen wird sich sodann vielleicht sofortige Verlegung der aus Oesterreich zurückkehrenden sächsischen Truppen, soweit sie nicht ausgedient haben, in preußische Garnisonen zur Abkühlung der unter ihnen etwa noch vorhandenen Sympathien für die Kaiserlichen, zur Verdunstung der ihnen anerzogenen Antipathien gegen Preußen, zur Vermeidung von Ansteckung des hiesigen Volkes mit diesen Empfindungen, dann zur Umbildung der Truppentheile und zu geeigneter Angliederung an das preußische Heer, andrerseits aber Belassung preußischer Garnisonen in den Hauptorten und den strategisch wichtigen Positionen Sachsens. Endlich scheint sich von selbst zu verstehen, daß Dresden, während des Krieges in eine Festung gegen Oesterreich verwandelt, diese Eigenschaft behält. Oesterreich kann und wird sich, wenn es klug verfährt, in nicht sehr langer Zeit erholen, nicht blos von seinen Verlusten, sondern auch von seinem Schrecken und seiner Demüthigung. Der Norddeutsche Bund wird von ihm, wie wir es kennen, stets mehr oder minder

bedroht sein und ihm keine Blöße zeigen dürfen, ohne sie bei erster Gelegenheit benutzt zu sehen. Berlin braucht somit eine Festung auf dem nächsten Wege zwischen sich und seinem Erbfeinde, und dieser nächste Weg führt über die sächsische Königsstadt.

In unserer Zeit sind Eisenbahnen und Telegraphen so wichtig für die Kriegführung, daß man sie in Kriegszeiten geradezu dem Material der Armee und ihr Personal den technischen Waffen beizuzählen hat. Die Locomotivenführer sind dann etwa höhere Trainsoldaten, der Blitz der Telegraphen nur eine schnellreitende Ordonnanz oder Stafette. Aehnliches gilt von der Post, die stets zu den ersten Dingen gehört, deren sich die Occupation eines Landes bemächtigt. Der Friede muß alles das in die Hand der obersten Bundesgewalt, in die Hand des Hegemons Preußen legen, wenn er ein sicherer, wenn ein künftiger Krieg gut für Norddeutschland vorbereitet und den Gegnern möglichst erschwert sein soll. Sachsen gegenüber ganz besonders, ebenso aber auch wahrscheinlich den übrigen Ländern des Bundes kann daher Preußen die im Bundesverfassungsentwurfe vom Juni geforderte Leitung und Oberaufsicht über diese Verkehrsanstalten nur so verstanden haben, daß damit schon im Frieden Material und Personal derselben den politischen Interessen Preußens als des Mittelpunktes und Hauptgliedes der Conföderation dienstbar werden. Wie der König von Sachsen also künftig kein Kriegsministerium zu ernennen, keine Offizierspatente mehr zu vergeben haben würde, so würde ihm auch das Recht genommen sein, sich irgendwie in die Angelegenheiten des Verkehrs zu mischen. Auch hier scheint die Nothwendigkeit Zugeständnisse und Milderungen zu verbieten. Auch müßten die betreffenden Beamten dem Hegemon des Bundes, also dem Könige von Preußen, Treue und Gehorsam schwören. Der

Reinertrag der hierher gehörigen Staatsbahnen und sonstigen staatlichen Beförderungsmittel könnte dem einzelnen Staate überlassen werden.

Nach dem Gesagten würde dem Könige Johann von seiner bisherigen Machtfülle ein ziemlich dürftiger Rest verbleiben. Die Befugniß, Gesandte zu bestellen und zu empfangen, ausgestrichen, die Armee unter preußischer Fahne und Führung, der größere Theil des Budgets der Bestimmung durch die Gesetzgebung Sachsens entzogen, die Eisenbahnen bis auf ihren Nettoertrag preußisch, die Telegraphen preußisch, die Postanstalten preußisch, die Zollgesetzgebung und ein beträchtlicher Theil der Legislation auf dem Gebiete des Rechts nur antheilsweise, durch das Parlament, noch sächsisch — wirklich, die Perlen unsrer Krone, die unausgebrochen bleiben, sind zu zählen. Der König wird sich, wie bisher, einen Hof halten, aber die Uniformen und Ordenssterne der Gesandten und Generale werden da fehlen, er wird das ganze Abc der Rathstitel noch vertheilen, Cour halten nach den fünf oder sechs Mandarinenklassen der Hofrangordnung, einen Cultus- und Unterrichts-, einen Justiz- und einen Minister des Innern ernennen, man wird in seinem Namen Recht sprechen, er wird endlich Professoren und Schullehrer berufen und beaufsichtigen lassen. Das wäre ungefähr alles, worüber er noch zu gebieten haben, und wozu er in den Augen des Volkes noch da sein würde.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber immerhin möglich, daß man in Schönbrunn dem Zwange der Thatsachen in der Hoffnung, sich ihm einmal wieder entziehen zu können, nachgiebt und auf die angeführten Bedingungen hin sich dem in der Gründung begriffenen neuen Bunde anschließt. Dann werden die Getreuen und Pietätvollen den zurückkehrenden Monarchen etwa mit den wehmüthigen Gefühlen und Geberden empfangen, mit

denen sie jetzt die infolge seines Widerstandes gegen die nationale Idee zu Krüppeln geschossenen Soldaten seines Heeres begrüßen. Die Kühlen und Nüchternen aber werden anders empfinden. Mit Neid wird man hinüberblicken über die Grenzen, wo das preußische Volk frisch aufblüht in dem neuen größeren Staate. Mit Groll wird man Vergleiche anstellen zwischen sich, den um halber Selbständigkeit des Hofes willen durch Kriegskosten Schwerbelasteten, und den durch den Erfolg des Kampfes Erleichterten, Gehobenen und in fröhlicher Fülle politisch und materiell Gedeihenden drüben. Mit Verdruß endlich wird, nachdem die Stimmung des ersten Empfanges verflogen, selbst der Dresdener den invaliden Anstrich des Hofes und seiner Herrschaften empfinden. Die alte Leutseligkeit, das Beglücken der Einzelnen durch herablassende Besuche und theilnahmvolle Erkundigung nach dem Gange von Amt und Geschäft wird dagegen wenig helfen. Auch in die Armee wird ein anderer Geist einziehen und sich durch Urlauber und Entlassene dem ganzen Volke mittheilen. Die der preußischen Krone — formell der Bundesgewalt — dienenden Beamten werden sich für eine höhere Klasse halten, als die von der sächsischen Regierung angestellten Collegen. Es müßte wunderbar zugehen, wenn viele Jahre ins Land gingen, bevor man einsähe, daß ein solcher Zwitterzustand nicht fortdauern kann.

Setzen wir aber den wahrscheinlicheren Fall, der König Johann geht auf solche Bedingungen nicht ein, weigert sich, unter denselben dem Bunde der Norddeutschen Staaten beizutreten, wohl, dann wird ihn Preußen vermuthlich nicht direkt dazu nöthigen. Wollte es das, so würde es sich nicht mit ihm auf Verhandlungen eingelassen haben, es hätte ihm dann einfach dictirt: es wird eingetreten, und bevor das nicht in unsrer Weise, nach unsern Forderungen geschieht, verbleibt das Land

unter preußischer Verwaltung. Wir können warten, wie wir's in Holstein konnten. Unsere Königliche Majestät mag mit ihrer Armee vielleicht auch noch eine Weile warten können, an der Donau, wie am Po nach 1859 die Herzogliche Durchlaucht der Modenesen wartete, bis die mitgenommene Kasse es nicht mehr erlauben wollte. Auch das wäre also denkbar, ist aber jetzt kaum mehr zu glauben. Wahrscheinlich wird Preußen im Hinblick auf die Verwendung Oesterreichs und Frankreichs (späterer Zusatz: von letzterer war nur in der Presse, nicht in der Wirklichkeit die Rede) für die Restauration der Wettiner Dynastie den König dem Bunde, wenn er durchaus nicht will, fern bleiben lassen und nur die Festung Dresden besetzt halten und verstärken. Dann aber werden er und sein Land auch dem nur noch factisch, nicht rechtlich mehr bestehenden Zollverein fernbleiben müssen, und was das heißt, weiß in Leipzig, in den Fabrikdistricten des unteren Erzgebirges und wohl auch in Dresden jeder Ladendiener. Sachsen ist, was es im letzten Menschenalter gewerblich und commerziell geworden, wenn wir von der Intelligenz und dem Fleiße seiner Bewohner absehen, lediglich durch den Zollverein geworden. Keines deutschen Mittelstaates Wohlfahrt hängt mehr von diesem ab als die Sachsens. Wiedererrichtung der Zollschranken an unsern Grenzen bedeutet: Tod der Leipziger Messe, Auswanderung aller größeren Kaufleute aus den beiden Hauptstädten nach Berlin, Versiegen der Arbeit in den Fabrikdistricten, die ein Fünftel des sächsischen Volkes umfassen, die großen Manufactur-Etablissements in Chemnitz, Glauchau, Meerane, Krimmitschau, Zittau, Plauen verödet und in Armenspittel verwandelt, Gras auf den Straßen dieser Städte, Ebbe in den Staatskassen, Verzweiflung, Verbitterung, Noth und Mangel, der Same zu einer Revolution überall, und das alles schon wenige Jahre nach dem Aus-

schlusse. Ich glaube das sächsische Volk könnte dazu beitragen, daß ihm erspart bliebe, diese Schule der Erkenntniß durchzumachen.

(Spätere Randglosse. Die politische Logik eines Parteimannes erlaubte ihm hier nicht, an den dritten Fall zu denken, der vielleicht nahe lag, den Fall nämlich, daß der Staatsmann, in dessen Händen die Verhandlungen über den Frieden und die Zukunft Sachsens lagen, mildere Bedingungen als die hier vorausgesetzten für zulässig halten und sich mit ihnen begnügen konnte.)

Sonnabend, 11. August. Es rührt sich doch etwas mehr, als ich voraussetzte, wenigstens in Leipzig, und unsere Halben und Sanften sind doch ein wenig ganzer und derber, als mir scheinen wollte. Gestern war ich in einer ihrer Versammlungen, die diesmal nicht vertraulich war, da die Polizeidirection sich erlaubt hatte, einen ihrer Horcher in den Saal zu postiren. Trotzdem sprach man ziemlich von der Leber weg und ließ noch bessere Gedanken und Absichten im Hintergrunde merken.

Einer der Faiseurs zwar, Mitglied des Nationalvereinsvorstandes, schien durch den Krieg wenig gelernt zu haben und noch ganz in dem Gerede der Zeit vor der großen Fluth befangen, sodaß man vor ihm der „Norddeutschen Allgemeinen" Recht geben mußte, die noch mehr Klärung der Begriffe verlangte, bevor man an Einberufung des Parlaments denken könnte. Aber es nahm sich doch recht erfreulich aus, als dieser Redner wiederholt von einer „Reichsgewalt" sprach, der Sachsen sich in militärischer und diplomatischer Beziehung unterzuordnen habe, und sofort andere Mitglieder der Versammlung unter lautem Beifall und späterer einstimmiger Gutheißung der Uebrigen diesen Nebelbegriff mit dem klareren, solideren und

realeren Namen „Preußen" vertauscht wissen wollten. Es wurde ferner der übliche Mißbrauch mit dem Worte Volk getrieben, nach welchem hundert oder ein paar hundert politisirende Herren schlankweg sich geberden, als ob sie die Nation zu vertreten beauftragt wären. Doch fehlte es auch hier nicht an Widerspruch und Warnung.

In der Hauptsache war es ein recht hübscher Redeübungsclub mit den üblichen Requisiten und wohl noch was mehr: die Gesichter würdevoll, wie es sich für Mitarbeiter am Werke der Einigung deutscher Nation ziemt, die Reden fließend und meist klar, wenn auch nicht besonders tief, manche der vorgebrachten Gedanken verständig und praktisch, womit ich den von obigem Nationalvereinsmanne angekündigten Vorsatz, demnächst in Glauchau eine „Landesversammlung" (sollte heißen: Versammlung der Reste des Nationalvereins und der sächsischen Fortschrittspartei) ohne vorher festgestelltes Programm anzustiften, nicht gemeint haben will. Sehr praktisch dagegen war die von einem andern Mitgliede der Versammlung ausgehende Hinweisung darauf, daß durch geeignete Flugschriften für Aufklärung der Masse gesorgt werden müsse, und die daran geknüpfte Anzeige, daß unbekannte Wohlthäter einen Preis von zweihundert Thalern auf eine populäre Broschüre ausgesetzt, welche im Anschluß an die Frage des Eintritts Sachsens in die norddeutsche Union die unausbleiblichen Folgen des mit einer Verweigerung dieses Eintritts unzweifelhaft verbundenen Ausschlusses des Königreiches aus dem Zollverein darstelle. Prüfung der eingehenden Arbeiten und Vertheilung des Preises sollte der Ausschuß der Versammlung übernehmen. Eine solche Schrift, die mit guter Kenntniß der Thatsachen das Geschick, dieselben passend und schlagend zu gruppiren, und die Gabe, faßlich zu reden, verbände, könnte viel wirken. Aber Eile thut

dabei noth; denn das Volk versinkt täglich mehr wieder in die alte Stumpfheit.

Sonntag, 12. August. Während es im Süden wieder hell wird, die italienische Kriegswolke sich verzieht, ballt sich im Westen von Neuem Gewölk. Napoleon, so meldet nicht blos Reuter, hätte sich besonnen, er müßte, wenn Preußen sich erheblich vergrößerte, seiner Länge auch eine Elle zusetzen und zwar von den Rheinlanden. Wirklich Gewölk? Vermuthlich nur Meilerrauch, Ziegelhütte, Dampfwagen oder sonst ein passageres Wölkchen. Napoleon ist natürlich nicht der edle Uneigennützige, den sich manche von unsern guten Freunden aus der Schreckgestalt des Decembermannes zurecht gemacht haben. Welcher Politiker wäre das! Aber sein Eigennutz ist überlegsam. Er ist alt geworden und liebt die Glücksspiele, die großen Wagnisse nicht mehr; er hält es mit dem Erreichbaren und läßt sich von seinem Verstande sagen, daß von preußischem Gebiete ohne das größte Wagniß für ihn kaum etwas zu haben ist. Er kann sondirt haben, wird aber seine Anträge kaum in Forderungen verwandeln. Ich meine daher, daß man die Entrüstung, die man über französische Einmischung in unser norddeutsches Einigungs- und Annexionswerk loszuschießen hätte, vor der Hand noch im Rohre behalten kann. Für unsere sächsischen Patrioten allerdings sind die Rothhosen schon auf dem Marsche, und daß sie unwiderstehlich sind, leidet ihnen trotz der Lehre von Sadowa keinen Zweifel. „Die Oesterreicher, ja, aber die Franzosen, das ist doch ganz was Anderes". Wir andern aber wollen uns bis auf Weiteres mit der Erinnerung begnügen, daß die Siege von Roßbach und Leuthen fast als Zwillinge geboren wurden.

Aus Dresden die Nachricht, daß der preußische Civilcommissär das Verbot der Treitschkeschen Flugschrift aufzuheben

gedenkt. Meldung des „Dresdener Journals", das es wissen kann. Wird gute Wirkung thun, die Schwachen ermuthigen und die Böswilligen inne werden lassen, wer dermalen noch Herr im Lande ist. Mittlerweile wird die prächtige Broschüre aus Eisen und Gold viel gelesen, wie ich sehe, auch von Kleinbürgern, und nur von unsern Leisetretern als zu schroff nicht recht goutirt. Mehr von solchen Simsonsfüchsen in die Saaten Beust's gejagt, die erst zu Asche werden müssen, bevor man den Boden neu besäen und auf eine befriedigende Ernte hoffen kann. Mit dem Parlament können wir noch warten und wird in Berlin ohne Zweifel gewartet werden. Das „Volk" unsrer „Volkspolitiker" hat zu der großen militärischen Revolution Graf Bismarcks nur indirect mitgewirkt, das Volk in den Mittelstaaten gar nicht. Jetzt möchten die Herren ernten, wo sie nicht gesäet haben, die nationalen Errungenschaften für ihre liberale Krähwinkelei ausbeuten, der Wirklichkeit wieder ihre Phantasien beimengen, den engen Zusammenschluß, die straffe Unterordnung unter ein Oberhaupt wieder durch Einschmuggelung von Nationalvereins-Vorschlägen gelind particularistischen Charakters lockern und illusorisch machen. Diese Gefahr wäre nächst gewissen legitimistischen Intriguen, die auf Schonung und wenigstens halbe Rehabilitirung der verjagten Potentaten abzielen und sich, wie man erfährt, der Protection sehr hochstehender Damen zu erfreuen haben, die größte für uns, aber man darf wohl hoffen, daß man ihr wie jener auf der Berliner Wilhelmsstraße zu begegnen wissen wird. Nichts von Parlament, bevor nicht annectirt ist. Was von Selfgovernment zu wünschen ist, kann später vereinbart und gewährt werden. Was der Liberalismus mit Recht beanspruchen kann, wird ihm nicht vorenthalten bleiben. So lange es noch der Erreichung möglichst dichter und fester Gruppirung der

Norddeutschen um ihr Berliner Centrum gilt, hat der Liberale mit seinem Begehren zu schweigen. Ein rein parlamentarisches Regiment eignet sich nicht für einen Staat, der im Interesse der Nation Militärstaat sein, zu weiterem Erobern gerüstet sein muß. Was die moralischen Eroberungen, die man so eifrig empfahl, bedeuten, haben wir gesehen: Entstehen des Nationalvereins, fünfundzwanzigtausend Köpfe voll Phrasen für ein Deutschland mit preußischer Spitze, dann, als die Spitze den Herren nicht zu Willen war, sich nicht das Selbstbestimmungsrecht, d. h. den Particularismus, als Windfahne annageln lassen wollte, allmähliges Lockerwerden jener Phrasen, hierauf rapiderer Zerfall des Phantasiebaues, Weichen aus allen Fugen, Wanken und Schwanken, zuletzt ein kläglicher Trümmerfall. In der That, man sollte davon etwas gelernt haben, man sollte bescheidener geworden sein.

Montag, 13. August. Gestern Nachmittag und heute Ausflug aufs Land und durch einige kleine Städte und Flecken, nach Grimma, Trebsen, Mutzschen, Wermsdorf und Dahlen. Zweck, einmal andere Luft zu schmecken als die der hiesigen Kreise, wirkliches Volk zu hören, zu recognosciren, sich zu informiren. Resultat nicht günstig für Parlamentswahlen. Die große Masse auf dem Lande völlig indifferent und ganz in der Hand der Beamten und Pastoren, die zum Theil wirklich von romantischer Anhänglichkeit an die Dynastie, zum Theil von der Furcht vor dem strammen, viel Arbeit fordernden, die bisherige schläfrige Gemüthlichkeit in der Führung der Geschäfte bedrohenden Preußenthum, zum Theil auch von der Angst, anzustoßen, sich zu compromittiren und der lauernden Reaction ins Garn zu gerathen, bestimmt werden. In den kleinen Städten ebenfalls die alte Apathie und dazwischen einige demokratische Fanatiker voll Aberglauben und Unverstand, in den

Mythen lebend, welche die kaninchenhaft fruchtbare Erfindungsgabe unsrer Preußenfeinde in den letzten Wochen zur Paralysirung der Wirkung der preußischen Erfolge in die Welt gesetzt hat, voll Hoffnung auf unveränderte Wiederkehr der alten Zustände, daneben ein paar, sagen wir ein halb Dutzend Klügere, die entweder schon früher, meist aus materiellen Gründen, für Preußischwerden waren oder durch die Occupation belehrt worden sind, daß es kein Unglück sein würde. Einige Energie legen nur die Gegner Preußens an den Tag, vorzüglich durch Renommiren und Schimpfen. Die Preußischgesinnten, sofern sie es erst neuerdings geworden, sind meist durch die Entdeckung bekehrt, daß die Preußen „solche hübsche gebildete Leutchen sind", also auf echt sächsischem gemüthlichen Wege. Vorher scheint man die Nachbarn aus dem Norden für eine Art Menschenfresser gehalten zu haben oder doch für schlimme Räuber. Auf der kurzen Tour stieß ich auf mehrere Beispiele, wo nach dieser düstern Vorstellung verfahren worden: in einem Dorfe bei Grimma hatten die Bauern auf die Nachricht vom Einmarsche der Pickelhauben in Wurzen ihr sämmtliches Vieh in den Wald geschafft, in einem andern hatte man sein Geld und seine Werthsachen vergraben u. dergl.

Gar nicht erfreulich ist der Ton der kleinen Blätter, die fast ohne Ausnahme in den Händen der Beustschen Politik waren, die jetzt voll schlechtverhaltenes spezifisches Sachsenthum sind, und deren Bornirtheit von nicht geringem Einfluß auf die Volksstimmung sein wird, wenn die Wahlen zum Parlamente kommen. Alles, was den Durchbruch zu verständiger Betrachtung der Sachlage erschwert, wird hier abgedruckt, die Einmischung Frankreichs, die particularistische Agitation im Hannoverschen, der abgeschmackte Brief des Herrn v. Westphalen müssen zum Besten dienen. Gedichte von Dorfpastoren,

Schulmeistern oder kleinen Beamten, die über das Exil des guten Königs wimmern und dessen baldige Wiederkehr ersehnen, thun, indem sie sich an das Herz des Lesers wenden, ein Uebriges. Hier müßte Wandel geschafft werden, wenn es in den untern Schichten der Bevölkerung tagen soll. Die kleine Presse ist für allgemeine Volkswahlen, wie sie Graf Bismarck ins Auge gefaßt hat, unendlich viel wichtiger als die große. Macht man hier nicht Ordnung, so werden alle Bemühungen um die Aufklärung und Aufrüttelung der von Beust und seinen Helfershelfern systematisch verdorbenen Meinung dieser Kreise wahrscheinlich nur sehr mäßige Ergebnisse liefern.

Mit Volksversammlungen kommen wir hier nicht zum Ziele. Dieselben sind eine Erfindung der großen Städte, die sich in der Provinz, schon der großen Entfernungen wegen, welche die Meisten von dem Orte der Zusammenkunft trennen, wohl niemals recht einbürgern wird, und sie laufen überhaupt zum guten Theil auf Schein und Spiel hinaus. Die beabsichtigte Landesversammlung in Glauchau wird schwerlich viel Besseres leisten. Eine Anzahl Wohlgesinnter aus jener Stadt, aus Merane und Crimmitschau, aus Chemnitz und Leipzig werden sich zusammenfinden. Auch die Dresdener Freundchen werden ein paar Vertreter dorthin senden, nicht zur Verbesserung der Qualität des Ganzen. Es wird die alte Bühne mit ein paar neuen Acteurs, das alte Stück mit einigen neuen Stellen sein. Man wird ein Dutzend mehr oder minder wohlgesetzte Reden genießen, im Stil des Nationalvereins und nach dem Grundsatze multi, non multum verwässernde Compromisse schließen, eine Reihe weiser und wohl abgewogner Resolutionen fassen und sich dann mit dem Bewußtsein nach Hause begeben, daß die gute Sache und das sächsische Vaterland nun gerettet wären.

Die Hauptrolle werden vermuthlich strebsame Advocaten und etliche andere stets redefertige Herren mit großen Phrasenbackentaschen spielen, die sich mit dem Parlamente nicht gedulden können, und denen jede fünf Schock um sie versammelte Zuhörer „das Volk" sind. „Das sächsische Volk will" — „das deutsche Volk bedarf". Nicht doch: Hauptzweck, ihr Herren, ist euch oder der Mehrzahl von euch, daß ihr euer Licht wieder einmal leuchten, euer Lager von Redensarten wieder einmal an den Mann bringen könnt, wie früher bei Turner- und Sängerfesten, die ihr wie Jahrmärkte bezogt. Die Stimme des sächsischen, des deutschen Volkes wird man dort nicht hören, nur eine große Täuschung über dieselbe wird zu Stande gebracht werden.

Komisch ist die unter diesen „Volkspolitikern" jetzt häufig zu hörende Vorstellung, die Wiedereinführung des 1850 von der Reaction aufgehobenen sächsischen Wahlgesetzes aus dem Jahre 1848 werde die Lage wesentlich ändern. Nur doctrinärer Aberglaube und vollständige Unbekanntschaft mit dem Leben kann das erwarten. Ich habe nicht das Mindeste gegen die juristische Berechtigung zu dem Verlangen nach Remedur in dieser Angelegenheit. Aber mit diesem Gaule zieht man die Sachsen gewiß nicht aus dem Sumpfe, in welchem die Mehrzahl derselben bisher sichs wohl sein ließ. Das Resultat jenes Wahlgesetzes war ein „Unverstandslandtag" mit demokratischen Schnelldenkern und Schwärmern ohne politische Kenntniß und Erfahrung, mit „Jäkel im blauen Rock" und Schulmeistern, die sich zu dem stolzen Grundsatze bekannten: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, mißbillige sie aber", und das Ergebniß einer Rehabilitirung des Gesetzes würde, wie die Dinge jetzt liegen, kaum etwas Anderes sein als wieder ein Unverstandslandtag. Einer der Faiseurs der in Leipzig sich regenden Partei

giebt schon Aeußerungen zu hören, welche diese Befürchtung bestärken: er sagt ganz ungescheut, daß die Parteidoctrin allem Andern voranzustehen hat, und daß die Geschichte sich ihr fügen, nach ihr gemacht werden muß, und es werden Ansichten von ihm berichtet, die sich ungefähr dahin präcisiren lassen: „Ich kenne die Gründe der Annexionisten, nach denen sie die Einverleibung der eroberten norddeutschen Länder in Preußen wünschen, zwar durchaus nicht, mag sie auch gar nicht wissen, mißbillige sie aber, weil — je nun, weil der Nationalverein die Annexion nicht auf seinem Programme hat, und ich in dessen Vorstand zu sitzen die Ehre habe."

Immer wiederholt werden muß: was das Volk zunächst braucht, ist Belehrung über seine Vergangenheit seit 1815 und namentlich seit 1848 und über die ihm drohende Zukunft, kurze, faßliche, immer wiederholte und variirte Belehrung durch Flugschriften, durch Zeitungen und vor allen Dingen durch die kleinen Localblätter, die in die Masse dringen, und denen man nicht aus dem Wege gehen kann; dann als Bestätigung und Druckmittel hinter solchem Unterrichte — es ist ein wenig beschämend, das sagen zu müssen, aber nun einmal nicht zu verschweigen — gelinde, nach Befinden kräftigere Drohung mit dem Ausschluß aus dem Zollvereine. Für das Eine haben wir zu sorgen, für das Andere die Berliner Politik. Alles, was unsrerseits sonst vorgenommen wird, ist mehr oder minder Komödie, wie pathetisch und wie würdevoll man sich dabei auch ausdrücken und geberden mag.

Je eher und je deutlicher man von Preußen her merken läßt, daß der Renitenz des Particularismus die Daumenschraube schon geschmiedet ist, je eher man der Trägheit der Gleichgültigen zeigt, daß sie sich regen muß, und zwar auf der

richtigen Seite regen muß, wenn ihr nicht der Brotkorb höher gehängt werden soll, desto eher kann man auf eine zahlreich besuchte und verständige Landesversammlung und einen gefügigen Landtag hoffen. Ohne dieses Mittel werden die verehrten Herren in Glauchau nichts als die Zusammenkunft einiger bekannten, weil sehr rührigen Advocaten und Stadtverordneten sein, der hohe Landtag — gleichviel, ob nach dem jetzigen oder dem früheren Wahlgesetze zusammengetreten, — nur die alte selbstgefällige Krähwinkelei und die alte politische Decrepidität repräsentiren.

Dienstag, 14. August. Die Wolkenschicht im Westen — Saarlouis, Saarbrücken und das Land zwischen Saar und Lauter, also mehr baierisches als preußisches Gebiet sollten, wie es zuletzt hieß, von Napoleon beansprucht worden seien — scheint wirklich nur Meilerrauch gewesen zu sein. Hat man das Verlangen gestellt, so hat man sich bei der selbstverständlichen Ablehnung der Sache beruhigt. Die guten Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich sind nicht gestört. Angenehm! Das Verbot der Treitschkeschen Schrift ist von Herrn v. Wurmb in der That endlich aufgehoben worden, die Leipziger Behörde aber hat die bezügliche Anordnung noch nicht auszuführen beliebt. Eine Ermunterung dazu würde auch angenehm sein.

Die Beunruhigung, die vorgestern jenseits des Rheins aufstieg, hat übrigens unsern Preußenfeinden den Kamm gewaltig wieder schwellen lassen, und sie wird hier nachwirken, bis eine neue Illusion sie ablöst. Jede Enttäuschung wird ohne Verzug durch eine andere möglichst thörichte Hoffnung ersetzt werden, bis endlich Thatsachen eintreten, die nicht mißzuverstehen sind, und um die man mit keiner Wendung herumkommt. Gestern brachte die Eisenbahn zwei Batterien, ich glaube eine

vier- und eine sechspfündige, und gleich hieß es: „die gehen an den Rhein, der Franzose ist eingebrochen". Um dieselbe Zeit ungefähr trafen schwarze Husaren aus Schneidemühl ein, und natürlich waren sie ebenfalls gegen Napoleons Zuaven und Chasseurs bestimmt. Sollte mich wundern, wenn nun nicht schon morgen das wackere alte Baierngespenst wieder auflebte und mit den Rothhosen Arm in Arm vor den Augen unserer patriotischen Visionäre herumgaukelte.

Abends. Richtig prophezeit, nur dichtet das Volk rascher, als ich dachte. Baiernspuk wieder auf den Beinen. Unser Mythenbriefträger Fritsche weiß es ganz gewiß. Die Nachricht, daß der Zug, der diese Nacht auf der baierischen Bahn hier eingetroffen, bei Neumark ein Unglück gehabt, und daß dabe ein Mann und vier Pferde das Leben eingebüßt haben, ist wahr, nur ist die Erklärung, Dieß sei dadurch veranlaßt worden, daß der Zug in der Dunkelheit auf einen andern gestoßen, dahin zu berichtigen, daß die Baiern den Schaden herbeigeführt haben, indem sie die Wagen mit Kanonen beschossen.

„Aber, Herr Fritsche, es ist ja Waffenstillstand".

„Ach, was Waffenstillstand! Der Franzose kommt, und da geht's bei uns wieder in die Bataille".

Das ist das „Volk", und das ungefähr wäre die sächsische Armee ohne Einverleibung in die preußische.

Mittwoch, 15. August. Treitschke von unsern Behörden noch immer aus den Schaufenstern der Buchläden und den Lesezimmern der Clubs und Resourcen verbannt und, wie behauptet wird, sogar Klage gegen ihn vorbereitet; in der nächsten Biedermannschen Parteiversammlung sicherlich wieder säuberliche Ueberwachung durch die Polizei; daneben die Stadt voll preußi-

scher Husaren, Musketiere und Kanonen, in Dresden desgleichen und überdieß acht oder neun respecteinflößende Schanzen — wie lange soll dieses Stück aus der verkehrten Welt spielen, wie lange die Ohnmacht sich als Macht geberden dürfen und Alles im Schwanken verbleiben? Von Glauchau schon eine Loyalitätsadresse nach Schönbrunn abgegangen, die erste Frucht dieser Rücksichten und dieser Unsicherheit. Nicht lange wird's währen, so thun unsere „Patriotischen" hier und anderwärts desgleichen, und die antipreußische Agitation steht unter den Augen des preußischen Civilcommissärs und des preußischen Heeres in ganz Sachsen wieder in voller Blüthe.

Er seufzt nach der Polizei, könnte man sagen, wenn man Dieß läse. Nicht doch, er wünscht sie möglichst weit hinweg, er verlangt nur, daß die sächsische Polizei veranlaßt werde, beide Parteien mit gleichem Maße zu messen, beiden freie Rede zu gestatten. Unsere Gründe sind zu gut, als daß wir Widerlegung zu fürchten hätten. Aber Wind und Sonne müssen gleich vertheilt sein. Das ist sicherlich ein bescheidenes Verlangen, an das kein verständiger Liberaler sich stoßen sollte. Wir wünschen nicht, daß man uns von Seiten Preußens ermuthige, nur, daß man uns nicht entmuthige durch Duldung gegen die, welche uns keine Duldung gewähren. Die Broschüre, welche der Biedermannsche Verein vorbereitet, wird es nicht allein thun, wie überzeugend sie ausfallen mag. Andere Flugschriften müßten ihr folgen dürfen und würden ihr folgen, wenn erst die Luft rein wäre. Die Gegner möchten dann versuchen, unsere Beweise zu entkräften. Gleiches müßte in der kleinen Presse, den Localblättern geschehen, die das meiste zur Versumpfung Sachsens beigetragen haben, die das Beste zu seiner Drainirung leisten können, und die von Dresden her angeregt

werden sollten, wie sie ihren Acker bisher mit dem Beust'schen Apparat bearbeiten ließen, nun die Gegenpartei ans Werk zu lassen, auch hier wieder so, daß denen, die gegen uns etwas von Belang vorzubringen hätten, kein Pflock vorgesteckt wäre. — — —

Hier endigt das Tagebuch; denn bald darauf verließ ich Leipzig, um in Hannover sich vollziehen zu sehen, was ich in Sachsen gehofft hatte, und dabei — ich denke, nicht ohne einigen Nutzen, — mit dem, was ich hatte und konnte, vergnügt mitzuarbeiten.

Fünfter Abschnitt.

Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig.

Am 24. Februar 1870 hatte ich die Ehre, mich dem Grafen v. Bismarck in seinem Arbeitszimmer vorstellen zu dürfen und mir von ihm den Zweck auseinandersetzen zu lassen, zu dem ich ins Auswärtige Amt berufen worden war. Fast genau drei Jahre nachher erbat ich mir, da die Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten, und ich dem Kanzler in anderer Stellung nützlicher sein zu können glaubte, meine Entlassung. Einige Wochen später, am 26. März 1873, wurde dieselbe mittelst Verfügung gewährt, und Tags darauf durfte ich mich in längerer Unterredung vom Fürsten verabschieden. Nicht für immer und nicht von seiner Politik.

In der Zwischenzeit hatte ich viel gearbeitet, viel gesehen und, mir von Anfang an klar darüber, daß ich in einer Schule war, nach Kräften dabei gelernt, zunächst für weitere publicistische Thätigkeit, dann für die Geschichte. Einiges davon ist von mir bereits mitgetheilt worden*), Bedeutsameres muß bis auf spätere

*) In der Schrift: „Graf Bismarck und seine Leute", Leipzig, Grunow, 5. Aufl. 1879.

Tage verschwiegen bleiben; dagegen wird gestattet sein, jetzt schon noch ein Bild von dem Hause, in welchem der Reichskanzler während seines Aufenthalts in Berlin wohnte, und von dem Leben, das ihn da umgab, in möglichst ausführlicher Darstellung folgen zu lassen.

Es wird erlaubt und, wie ich hoffe, dem Publicum auch willkommen sein. Handelte es sich um die Wohnung des Redacteurs Pontius oder um die literarische Werkstatt des Kritikers Pilatus, hätte ich selbst mein Augenmerk auf das Kabinet gerichtet, wo Kunz oder Kohn, unsere hochmögenden Land- und Reichsboten, die großen Lichter unsrer Parteien, ihre Pläne schmieden und über ihre Reden meditiren, so würde ich diese Hoffnung nicht hegen. Dem Volke würde eine solche Schilderung, dünkt mich, uninteressant, vielleicht komisch vorkommen. Hier aber liegt die Sache einigermaßen anders. Die Herren Pontius und Pilatus werden es vermuthlich nicht zugeben, es ist aber am Ende doch so: Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig ist, auch wenn es die Berliner liberalen Zeitungen und die über deren trüben Wassern schwebenden parlamentarischen Geister nicht erlauben, ein im eminenten Sinne weltgeschichtliches Haus. Unter seinem Dache, in seinen Räumen ist vom Herbst 1862 bis zum Frühling des Jahres 1878 die deutsche Geschichte und, da wir das neugeborne, an die ihm gebührende Stelle erhobne Deutschland ohne Ueberhebung als eine der maßgebenden Mächte Europas betrachten dürfen, ein guter und vielleicht der beste Theil der allgemeinen Geschichte dieser Periode gemacht worden, soweit sie politischer Natur ist. Es war eine Stätte großartigsten Denkens und Wirkens, und über eine solche so genau zu unterrichten, sie der Lesewelt so deutlich zu vergegenwärtigen, als die Discretion gestattet, scheint mir ein dankenswerthes Unternehmen zu sein und zwar namentlich dann, wenn das be-

treffende Haus wie das unsrige sich gegenwärtig wesentlich umgestaltet hat und mit der Zeit den Blicken der Menschen ganz entschwinden wird.

Wie wohnte der politische Reformator unseres Volkes, wie lebte er in der Zeit, da er sein Werk begann und in seinen wichtigsten Theilen ausführte, und wie war der Apparat beschaffen, mit dem er arbeitete? So werden unsere Urenkel und deren Enkel, so werden die Geschlechter nach ihnen fragen, wie man sich jetzt in Betreff der Heroen fragt, die an der Spitze der beiden vorhergehenden Regenerationsepochen des Lebens der Deutschen standen, in Betreff Luthers, der uns kirchlich befreite und verjüngte, und in Betreff Goethes und Schillers, der beiden großen Leuchten der Zeit, wo es auf literarischem Gebiete heller Tag geworden war. Die Stube, wo Bruder Martin, der Wittenberger Augustinermönch, im October 1517 die fünfundneunzig Sätze entwarf, mit denen er dem Papstthum den ersten wichtigen Schlag versetzte, das Haus und das Zimmer, wo Faust und Gretchen entstanden, das, wo die gewaltige Tragödie vom Friedländer der Phantasie des Dichters entsprang, sind von pietätvollen Händen in dem Zustande erhalten worden, in dem sie sich befanden, als die hohen Geister, die in ihnen walteten und schufen, die Welt noch nicht verlassen hatten. Aehnliches gilt von Sanssouci, dem Schlosse des großen Friedrich. Ueber Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig steht kein so günstiger Stern. Noch bei Lebzeiten des früheren Bewohners dieses Hauses, unmittelbar nach dessen Umzug in das für ihn umgebaute Nachbarpalais, haben die innern Räume erhebliche Veränderungen erfahren, indem auch das erste Stockwerk zu Bureaux verwendet werden sollte. Später aber und wahrscheinlich in nicht sehr ferner Zeit werden Arbeiter mit Hacke und Schaufel kommen, um die historischen Mauern und Wände

niederzureißen und abzutragen. Die Steine und das Holzwerk, die, als sie noch Haus waren, den größten Staatsmann der Gegenwart beherbergten, die Fenster, durch welche ihm die Sonne Gottes zu den bedeutungsvollsten Arbeiten schien, werden von Unternehmern zu ordinären Zwecken weggefahren werden. Die Tapeten, deren Figuren bei den folgenreichsten Berathungen und Unterredungen Zeugen waren, wird der Wind vermuthlich in Fetzen nach obscuren Winkeln führen, und nach Wegräumung des Schuttes wird sich an der leeren Stelle ein anspruchsvolles zwei- oder dreistöckiges Prachtgebäude erheben, vor dem das alte in Vergessenheit gerathen wird.

Dem muß so sein, sagt der Verstand. Das kleine Haus, in dem er wohnte, mag verschwinden, wenn nur das große, das erbaute, von seinem Geiste erfüllt stehen bleibt. Das Gemüth aber, dem das Haus mit seinem Bewohner verwachsen erscheint, wie die Schale mit der Perlenmuschel, beansprucht, meine ich, sein Recht gleichfalls, und so möge ihm sein Wille geschehen, indem gesorgt wird, daß die dem Untergange entgegensehenden Räume einst wenigstens in Wort und Schrift fortleben.

Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig, in den anderthalb Jahrzehnten, in denen der Minister v. Bismarck unter seinem Dache weilte, das vornehmste und zuletzt das einflußreichste Auswärtige Amt der Welt, war seinem Aeußern und Innern nach zugleich das unscheinbarste und unbequemste. Eine Präfectur in einer französischen Mittelstadt — man denke an die in Versailles und Nancy — ist in der Regel geräumiger und stattlicher als das enge und altmodische Gehäuse, in welchem der Kanzler des deutschen Reiches mit den Beamten der politischen Abtheilung des Auswärtigen Amtes bis vor etwa zwei Jahren untergebracht war. Letzterem in einer Zeit zugewiesen, wo

Preußen in der Reihe der europäischen Mächte nur gelegentlich im Ernste mitzählte, mochte es, so lange diese Zeit währte, nicht blos genügen, sondern als Symbol der geringen Bedeutung des Staates nach außen hin recht zweckentsprechend sein. Seitdem es anders geworden, war schon aus Gründen, die der Raummangel an die Hand gab, kaum minder aber aus Gründen der Aesthetik und des Decorums dringend zu wünschen, daß für Besseres gesorgt würde, und wenn das erst spät geschah, so erklärt sich das Zögern wohl zum guten Theil aus der Genügsamkeit des Fürsten v. Bismarck, der auch im Felde mit knapper und seinem Range wie seinem Bedürfnisse wenig angemessener Unterkunft vorlieb nahm.

Das ehemalige Hotel des Reichskanzlers befindet sich nicht fern vom Wilhelmsplatze und dem Palais des Prinzen Karl schräg gegenüber. Rechts hat es neben sich das bis vor fünf Jahren dem Fürsten Radziwill gehörige, dann in den Besitz des Reiches übergegangene und für Bismarck und die Reichskanzlei umgestaltete Palais, links die ehemals Deckersche Druckerei, die gegenwärtig gleichfalls Eigenthum des Reiches ist. Hinter ihm streckt sich ein tiefer und ziemlich breiter parkartiger Garten hin, der bis an die Königsgrätzer Straße reicht — das einzig Schöne am Ganzen. Von der Front gesehen, ist letzteres ein mäßig großes graugetünchtes Haus, das im Erdgeschoß links ein graubraunes mit geschnitztem Laubwerk verziertes Einfahrtsthor und rechts von da elf, im ersten Stock dreizehn Fenster und darüber einen kleinen, flach aus dem Ziegeldach heraustretenden Giebel hat, unter dem die Linien von vier sich wenig von ihrer Umgebung abhebenden Pilastern mit korinthischen Capitälen zwischen den Fenstern der Mitte herablaufen. Schmuck und Gliederung anderer Art fehlt. Wer Staffage zu dem Bilde bedarf, kann sie sich in einigen Kanzleidienern mit ledernen

Aktenmappen, in Leverström, dem „schwarzen Reiter", der als Beförderer eiliger Nachrichten, Anfragen und Einladungen fungirt oder in einem oder dem andern Minister oder Gesandten, der aus seinem Wagen gestiegen ist, um dem Kanzler einen Besuch zu machen, nach Geschmack und Belieben hinzudenken.

Ziehen wir die Klingel der verschloßnen Hausthür, so wird letztere sich aufthun, um sich unverweilt wieder hinter uns zu schließen. Wir sind in eine Durchfahrt getreten, welche sich nach hinten auf einen schmalen Gang zwischen Mauern öffnet, hinter dem man ein Stück des Gartens gewahr wird. Die Wände der Durchfahrt, welche zugleich die einzige Hausflur bildet, sind blaßgrün angestrichen und in kleine Felder getheilt, welche Quadern nachahmen. Oben zieht sich ein rahmfarbener Fries hin, aus dem abwechselnd weiße Rosetten und Köpfchen von antikem Stil auf uns herniederblicken. Links läuft die Wand durch die ganze Tiefe des Hauses ununterbrochen fort. Rechts ist zunächst ein Fenster eingeschnitten, das sich ungefähr in Mannshöhe über dem Boden befindet, und hinter dessen Scheiben uns ein wachsames Auge mustert. Weiterhin kommen wir auf dieser Seite vor die Stufen einer steinernen Freitreppe mit einem Perron von weißen und rothen, schachbretartig miteinander abwechselnden Platten, den nach innen zu ein gelbangestrichener Windfang mit einer Glasthür abschließt, welcher in zwei kannelirte dorische Säulen von grauer Farbe eingefügt ist. Auf den beiden Wangen der Treppe lagert rechts und links eine stumme, tiefsinnig blickende, vermuthlich vielwissende Sphinx, mit welcher der Fremde angedeutet finden kann, daß er vor dem Eingange zu räthselhaften und den Meisten unnahbaren Regionen steht. Das wachsame Auge erwartet ihn vor der Thür, die rechts hinter der einen Sphinx sich auf den Perron öffnet, prüft ihn noch einmal und fragt, zu wem er

wünsche. Es ist Herr Lindstedt, der Portier des Auswärtigen Amtes.

Nehmen wir an, daß der Fremde sich diesem gestrengen Thürhüter als legitimirt zum Besuche aller der geheimnißvollen Räume, die hinter dem Windfange liegen, vorzustellen im Stande ist, und nehmen wir ferner an, daß der Besuch in einem der drei Jahre vom Februar 1870 bis zum März 1873 stattfindet. Sie zählten zu den wichtigsten in den beiden letzten Decennien, und man hat seitdem im Personal des Auswärtigen Amtes und in der Vertheilung der Zimmer des Hauses, wie angedeutet, nicht unwesentliche Veränderungen vorgenommen, von denen ich einige an ihrer Stelle erwähnen werde. Endlich wird es vielleicht gut sein, sich hier am Eingange zu erinnern und weiterhin die Erinnerung festzuhalten, daß wir uns nicht im Auswärtigen Amte und zugleich im Reichskanzleramte — ein Mißverständniß, das meiner Erfahrung zufolge früher häufig vorkam — sondern lediglich im ersteren und zwar in der ersten oder politischen Abtheilung desselben befinden, die unmittelbar unter dem Kanzler arbeitet. Die zweite, seit einigen Jahren im Punkte des Unterkommens besser bedacht, hat ihre Bureaux jetzt in dem palastartigen Gebäude Wilhelmsplatz Eins und Zwei, während für sie in der Zeit, von der hier die Rede ist, gleichfalls ziemlich kärglich gesorgt war. Das Reichskanzleramt aber, damals unter der Leitung des Ministers Delbrück stehend, war und ist räumlich und geschäftlich vom Auswärtigen Amte ungefähr ebenso getrennt als das Kriegs- und das Marineministerium.

In dem Raume hinter den beiden Säulen mit dem Windfange herrscht ahnungsvolles Halbdunkel. Rechts führt eine Thür in das Zimmer, wo die Chiffreurs untergebracht sind. Links steigt man auf einer ziemlich breiten Treppe, die ihr

Licht durch eine kleine, mit grünen und goldenen Arabesken verzierte Kuppel von oben empfängt, ins erste Stock hinauf, wo sich die Amtswohnung des Reichskanzlers befindet. Wir gehen für jetzt an den mit Läuferteppichen belegten Stufen vorüber, um zunächst die Wanderung durch die untern Regionen fortzusetzen. Ein paar Schritte, und wir sind in einem schmalen, und von Natur ganz dunkeln Gange, der auch bei Tage durch eine Hängelampe erhellt werden muß, und der vor einer Flügelthür endigt, durch welche man in das auf den Hinterhof und den Garten hinausschende große Zimmer des Staatssekretärs gelangt. In der linken Wand des Ganges führt eine zweite Thür in die Stube der Kanzleidiener, und treten wir durch die ihr schräg gegenüber sich öffnende dritte, so kommen wir in ein kleines matterleuchtetes Vorzimmer, welches, wenn man von den an den Wänden stehenden Schränken und von dem Tapetenverschlag absieht, der vor dem einzigen Fenster des Gemachs angebracht ist und etwa bis zur halben Höhe des ersteren reicht, eine Länge von ungefähr sieben und eine Breite von etwas mehr als drei Schritten hat.

Man legt hier Röcke und Hüte ab. Der Raum innerhalb des Verschlags, wo ein Tisch und zwei Stühle mit Mühe und Noth Platz gefunden haben, würde, wenn sich das Auswärtige Amt mit dem Tempel zu Jerusalem vergleichen ließe, der Vorhof der Heiden heißen oder auch als Ort bezeichnet werden können, wo die Proselyten des Thores sich versammeln. Mit andern Worten: hier werden von den mittleren und unteren Beamten des Ministeriums die Personen empfangen und abgefertigt, welche nicht Ihresgleichen, d. h. nicht Angehörige des Auswärtigen Amtes sind. Hinter den beiden Flügelthüren, die rechts und links von diesem Kabinetchen sichtbar sind, ist heiliger Grund, unnahbar für die profane Welt, zugänglich nur für die

Leviten und Priester. Rechts entziffern geheime Sekretäre Depeschen in Geheimschrift oder übertragen, wenn sie nicht als Kopisten beschäftigt sind, gewöhnliche Schrift in Zahlengruppen. Links gelangt der Eingeweihte und zum Eintritt Befugte zuvörderst in das Centralbureau, die Region der blos geheimen und der geheimen expedirenden Sekretäre, dann in ein kleines Labyrinth von Stuben, Stübchen und Verschlägen, in welchen die geheimen und die wirklichen geheimen Legationsräthe, meist wenige Schritte, bisweilen kaum zwei Fuß von einander sitzend, die Geheimnisse des Hauses bearbeiten.

Der Gesammteindruck, den diese Gemächer hinterlassen, ist, namentlich wenn der Besucher derselben vorher im Handelsministerium oder im Reichskanzleramte gewesen und Vergleiche anzustellen befähigt und geneigt ist, kein angenehmer. Man denkt dann wohl an „drangvoll fürchterliche Enge", vielleicht auch an Faust's:

„Beschränkt von diesem Bücherhauf,
— — — — — — —
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft".

Man hat die Nachempfindung dumpfer Schwüle, die vorzüglich, wenn der Besuch Abends erfolgt ist, wo zu den Gerüchen von Aktenfascikeln, Zeitungsschwärze und Stubenluft noch die Dünste von einem Dutzend Oellampen kommen und die Geruchs- und Athmungsorgane bedrängen, beinahe die Frage rechtfertigen kann, wie es möglich ist, daß Lampen in dieser Atmosphäre überhaupt zu brennen vermögen, und daß sich in ihr nicht schon wie in den Schächten und Stollen von Bergwerken schlagende Wetter entzündet und Unglück angerichtet haben.

Ich übertreibe? Ich übertreibe nicht. Der Mensch gewöhnt

sich an Alles auf Erden — selbst an's Arsenikessen — und so auch an die schlechte Luft mit Menschen überfüllter Räume; aber angenehm wird diese dadurch für den, welcher lange Abende in ihr athmen muß, keineswegs. Sie wird das ebenso wenig wie der andere Uebelstand dieser Localitäten, an den sich der Eine und der Andere nothgedrungen wohl auch gewöhnt, der nämlich, daß die Arbeitenden bei der Nähe und der Kleinheit der Nachbarzimmer, die zuweilen nur eine mit Tapete überkleidete Breterwand von einander trennt, durch jedes nicht ganz leise geführte Gespräch im Gange ihrer Gedanken unterbrochen werden, und daß es — ich rede von der oben angegebenen Zeit und den Notizen ihrer Tagebuchsblätter wie von der Gegenwart — unter den hier beschäftigten Herren einige Leute giebt, die nicht leise sprechen zu können scheinen.

Die Möbel gehören ihrem Material nach allen Holzarten, ihrer Form nach allen möglichen Moden und Stilen bis ins vorige Jahrhundert hinein an: gelbes Pflaumenbaum-, dunkles Mahagony-, gewöhnliches Fichtenholz, lackirte, polirte und blos behobelte Tischlerarbeit, Schreibtische, Stehpulte, Cylinderbureaux, Aktenschränke, offne Repositorien für Bücher, Zeitungen und Papier, in den letzten Kammern des Labyrinths auch Sophas, eins fast immer anders gestaltet und gefärbt als das vorige, folgen einander an den Wänden in bunter Reihe. Mehrere davon sind ehrwürdig durch ihr Alterthum, und ein Pult, auf dessen anderthalb Zoll starker Platte Jemand, ich glaube dreißig Jahre lang, immer an derselben Stelle seinen Bleistift gespitzt hat, bis das Federmesser endlich auf dem Grunde der solchergestalt entstandenen Grube ins Leere hindurchfuhr — ein anmuthiger Anklang an das Sprichwort: „Steter Tropf höhlet den Stein" — möchte noch nicht der betagteste unter diesen greisen Zeugen der vor Zeiten hier geübten Thätigkeit sein. Man

kann mancherlei Gedanken vor ihnen haben, ernste und heitere, einen aber vielleicht vor allen. Mir wenigstens geschah es wiederholt, daß mir vor ihnen die Frage in den Sinn kam: wie verdrießlich die alten Möbel gewesen sein mögen, als nach Jahren und Jahrzehnten unfruchtbarer, aber bequemer Routine bei und auf ihnen 1862 plötzlich ein neuer Geist das Haus erfüllte! Und ob sie sich wohl mit diesem raschen, viel verlangenden, gebieterischen und wenig rücksichtsvollen Genius versöhnt haben, als sie die Früchte, die mächtigen Erfolge der durch ihn in Gang gebrachten Umgestaltung sahen? Möbel sollen dafür zuweilen kein Organ haben.

Hübsch würde es sein, wenn ich meine Schilderung dieser Zimmer mit Charakterbildern der in ihnen Thätigen ausstatten dürfte. Es würden gleichsam Bildsäulen und Büsten in dem von mir literarisch aufgebauten Hause sein, und es gäbe möglicherweise ein Original darunter oder auch zwei. Indeß hat die Sache ihre Bedenken, von denen ich nur die hervorhebe, daß Würde in der Regel keinen Scherz verträgt, daß ferner der Nichtbeamte immer Gefahr läuft, den Beamten unrichtig, oder sagen wir, unbillig, zu beurtheilen, und daß der letztere, wenn er vom rechten Schrot und Korn ist, sich von Leuten außerhalb eines Kreises nicht gelobt und nicht getadelt, ja nicht einmal mehr als nöthig erwähnt wissen, sondern einfach seine Pflicht und Schuldigkeit thun und an seinem gut ausgebildeten Selbstgefühl genug haben will, was hier um so mehr zu billigen wäre, als ich es mit geheimen Räthen und geheimen Sekretären zu versuchen haben würde.

Ich nenne daher nur die Namen der Herren, gebe ihnen ihre Titel und erwähne im Allgemeinen, daß sie mehr oder minder reichlich im Besitze der üblichen andern Decorationen sind. Daß ich mir die oben angedeuteten Bildsäulen nicht zum

Zwecke privater Verehrung in stillen Stunden gemacht haben dürfte, soll damit nicht behauptet werden.

Wir waren beim ersten Zimmer links von dem vorhin geschilderten kleinen Vorsaale stehen geblieben. Betrachten wir es näher, so hat es dieselbe Tiefe wie letzterer und eine Länge von ungefähr vierzehn Schritten. Die Tapete ist grau und weiß gemustert, an den Wänden stehen große Schränke und Repositorien, an den Fenstern die Arbeitstische und Stehpulte der Sekretäre des Centralbureaus, die meines Wissens unter den Subalternbeamten des Reiches die höchste Stelle einnehmen. Der Region der Räthe am nächsten, also am letzten Fenster, hat der Vorstand des Bureaus, der Geheime Hofrath Roland seinen Platz, ein älterer Herr, der in der Zeit hier eingetreten ist, wo diese Stellen vorwiegend oder ausschließlich mit Mitgliedern der französischen Colonie besetzt wurden und wo man die Registrirung der ein- und ausgehenden Sachen und, wenn ich nicht irre, auch Anderes in französischer Sprache vornahm. Der Nächste nach Anciennetät und Rang ist der Hofrath Hesse, gleichfalls schon in Jahren. Dann folgen Herr Bölsing, der sich seit Kurzem ebnermaßen des Hofrathscharakters erfreut, und der Geheimsekretär Wollmann, dem das Epitheton „expedirender" noch nicht beschieden ist.

Ich erinnere hier nochmals daran, daß wir bei diesen Beschreibungen und mit diesen Namen in der Zeit vor Ostern 1873 stehen. 1877 war das Centralbureau in das Zimmer der Chiffreurs übergesiedelt, die anderwärts untergebracht worden waren. Hofrath Hesse hatte sich pensioniren lassen und war einige Jahre nachher gestorben, sodaß ich jetzt wagen kann, die obigen Bedenken bezüglich seiner bei Seite zu setzen und zu sagen, daß er ein gutherziger alter Herr war. Der durch seinen Abgang entstandene Mangel an Arbeitskraft war durch Herrn

Mechler beseitigt worden, und später war als jüngster Sekretär noch ein Herr Sachße hinzugekommen, den ich im Spätherbst 1878 in der Reichskanzlei nebenan, also in unmittelbarster Nähe des Kanzlers, mit dem Titel eines expedirenden Sekretärs wiedertraf.

Wäre hierbei oder im Weiteren etwas übersehen oder nicht ganz richtig angegeben, so wollen meine Freunde es wohlwollend entschuldigen. Ich liebe gleich ihnen die Genauigkeit, und ich möchte gern Jedermann sein Recht widerfahren lassen, und wenn es sich dabei auch nur um das Tüpfelchen über dem i handelte. Wäre daher ein Irrthum mit untergelaufen, so würde es keine absichtliche, sondern eine unwissentliche und somit nach der Dogmatik eine läßliche Sünde sein.

So, und nun können wir uns wieder in die Jahre und Zustände von 1870 bis 1873 zurückbegeben.

Das Centralbureau ist die Expedition und die Registratur des Auswärtigen Amtes. Es ist der Mittelpunkt, von welchem die von den Räthen verarbeiteten Gedanken und Willensakte des Reichskanzlers in Gestalt von Noten, Depeschen, Telegrammen, Verfügungen und ähnlichen Schriftstücken in die Welt hinausgehen, und andererseits die Sammelstelle, wo die von auswärts anlangenden, an den Kanzler persönlich oder an das Ministerium gerichteten Aktenstücke, Berichte und Briefschaften geöffnet, ihrem Inhalte nach registrirt, dem Chef übermittelt und nach gemachtem Gebrauch, soweit sie der Aufbewahrung bedürfen, in Bündel geheftet und den großen Schränken an den Wänden einverleibt werden, bis sie in das Staatsarchiv wandern.

Auf das Zimmer der geheimen expedirenden Sekretäre folgt eine schmale einfenstrige Stube mit Bücherbretern, Zeitungsrepositorien und anderem Geräth, worunter sich der oben er-

wähnte geduldige Schreibtisch mit dem Seitenstück zu „Steter Tropf höhlet den Stein“ meiner Erinnerung am deutlichsten und dauerndsten eingeprägt hat. An dieses Stübchen, welches gleich dem größeren Zimmer der Sekretäre allen in den hintern Gemächern Untergebrachten als Durchgang dient, stößt ein noch kleineres, nur zwei große Schritte breites, welches von jenem allein durch eine dünne Tapetenwand geschieden, und in dem bei all seiner Enge zwei Räthe, darunter Lothar Bucher, Ellbogenraum oder ein paar Fuß mehr Gelegenheit zur Bewegung zu suchen genöthigt gewesen sind und wunderbarer Weise auch gefunden haben. Dann endigen die Fronträume des Erdgeschosses neben dieser Kabine mit einem geräumigeren Zimmer, in welchem der Wirkliche Geheime Legationsrath Hepke (seitdem pensionirt) und gelegentlich sein denselben Titel führender Kollege v. Bülow, bisweilen auch der Baron v. Keudell (damals Personalrath und, wie ich glaube, Verwalter der Finanzen des Ministeriums, seitdem erst Gesandter in Konstantinopel, dann Botschafter in Rom geworden) Allerlei concipiren und expediren. Außer ihnen und ihren Pulten befinden sich hier verschiedene Möbel, ein großes grünüberzogenes Schlafsopha, ein Tisch mit Atlanten und Landkarten, ein Wandschrein für Bücher und Broschüren, ein Waschapparat hinter einer spanischen Wand, sowie ein paar altmodische schrankartige Geräthe, die ihrer Form nach auch Altäre für irgend einen unbekannten Gott oder Dämon sein können.

Verlassen wir diesen Raum, und wenden wir uns in dem schmalen Gange vor ihm zur Rechten, so gelangen wir in das Stübchen, welches die Handbibliothek des Ministeriums enthält, und wo an einem auf den Hof hinausschenden Fenster wieder ein Geheimer Legationsrath, der Graf Hatzfeld (später zum Gesandten in Madrid avancirt und dann Vertreter des Reiches

beim Sultan geworden) ein paar Stunden des Tages arbeitet. Im nächsten kleinen Hinterzimmer hören wir die allezeit schreibfertige Feder seines älteren Kollegen Abeken kreischen (der seitdem diese Feder niedergelegt hat, um im Grabe von seiner Arbeit unter sechs oder sieben verschiedenen Chefs der Auswärtigen Angelegenheiten auszuruhen und seiner Betrübniß über den Kulturkampf zu vergessen) und in dem daranstoßenden dreifensterigen, mit Fußteppich und Polstermöbeln versehenen Salon empfängt der Staatssekretär v. Thile, Excellenz, die Diplomaten, die der Kanzler selbst nicht sehen kann. (Herr v. Thile nahm vor einigen Jahren — wenn ich mich recht entsinne, 1872 im Herbst, ganz plötzlich seinen Abschied, um ins Privatleben zurückzutreten. — — — Er war der liebenswürdigste Vorgesetzte gewesen. Eine Zeit lang wurden die ihm obliegenden Geschäfte von dem Gesandten des Reiches am belgischen Hofe, v. Balan, versehen. Dann erhielt er bekanntlich einen definitiven Nachfolger in der Person des Herrn v. Bülow, der — ich schreibe für Laien — als Minister und Excellenz nicht mit seinem oben erwähnten Namensvetter zu verwechseln ist.)

Daß man trotz aller Enge und Unbequemlichkeit im Auswärtigen Amte tapfer arbeitet und etwas vor sich bringt — was namentlich von Bucher und Abeken zu rühmen ist — bedarf kaum der Hervorhebung und Betonung. Der Fürst verlangt es und geht mit gutem Beispiele voran. Alles von unten bis oben ist stramm organisirt, hat ohne Einspruch zu gehorchen und gehorcht ohne Einspruch und Widerrede, wie es sich gehört, mag es dabei innerlich aussehen, wie es will. Alles dreht sich und rührt sich um einen Willen und thut, was es kann. Wer das nicht mag in der engeren und weiteren Sphäre des Genius, welcher hier gebietet, der kann gehen. Es muß Ordnung

sein, feste Ordnung, Subordination und präcises rasches Arbeiten der Maschinerie. Nichts darf an der oder jener Individualität stocken. Vor Zeiten war das anders, schadete aber nicht viel — Kenner der Geschichte vor dem Amtsantritt des Herrn v. Bismarck wissen, warum. Heute, wo ein fruchtbarer Geist und ein energischer Wille hier walten und die größten Dinge auf dem Spiele stehen, ist einfach Ordre zu pariren. Die Räthe haben nicht zu rathen, sondern sich als Glieder des Kanzlers zu betrachten, die, gleich den weiteren Gliedern, den Geschäftsträgern, Gesandten und Botschaftern, mit ihrem Wissen und Können seine Gedanken und Absichten ausführen. Starkes Selbstgefühl und die Nothwendigkeit einheitlicher Politik vertragen sich nicht.

Ich sollte die Leser nun die Treppe hinauf in das erste Stockwerk des Hauses führen und ihnen die Zimmer zeigen, welche der Reichskanzler mit seiner Familie innehat. Aber ich ziehe vor, sie zuerst einen kurzen Blick in den Park hinter dem Hofe thun zu lassen. Dieser Park, ein Rest des früher bis hierher reichenden Thiergartens, von dem auch sonst hinter der Wilhelmsstraße manche Gruppe schöner alter Schattenbäume übrig geblieben ist, unter deren Wipfeln die Nachtigallen der Büsche den grünen Frühling feiern, ist in allen seinen Theilen stattlich und anmuthig. Besonders anmuthig aber, fast zauberhaft, kam mir immer der lange von Rüstern oder Weißbuchen eingefaßte und überwölbte Gang vor, der links in gerader Richtung hinläuft und nicht fern am hintersten Ende des Gartens endigt, wobei er sich perspectivisch immer mehr verengert. Ungemein schön in den ersten Sommertagen, vorn unter dem Gezweig grüner Schatten, hinten am Ausgang grünes Licht, zeigt er selbst im Winter mit dem feinen Flechten- oder Moosanflug an seinen Stämmen einen grünlichen Schimmer. Ich glaube,

der Garten ist einer der Lieblingsspazierwege des Fürsten, und ich hoffe, wenn das Haus fällt, wird er erhalten bleiben. Ich hoffe das auch aus dem Grunde, weil hier mancher inhaltreiche Plan und mancher folgenschwere Beschluß gefaßt worden ist. Oft ist der Kanzler hier noch in später Abendstunde hin- und hergewandelt, indem er in Zeiten wichtiger Entscheidungen, die von ihm angeregt worden waren, auf Kunde vom Könige wartete. Hier kam ihm in der Nacht vom 14. zum 15. Juni der Gedanke, Moltke zu bewegen, das preußische Heer um vierundzwanzig Stunden eher, als ursprünglich beabsichtigt war, die Grenze überschreiten zu lassen, und hier sah man ihn 1870 in den Tagen zwischen seiner Rückkehr von Varzin und seinem Abgange auf den Kriegsschauplatz wiederholt, nachdenklich einen dicken Hakenstock schwingend, jenen immergrünen Gang auf- und abschreiten und von Zeit zu Zeit bald den einen, bald den andern von seinen Mitarbeitern rufen lassen, um ihnen Aufträge zu Depeschen, Zeitungsartikeln und Telegrammen zu ertheilen. Hier endlich fand, wenn ich nicht irre, damals nach den Emser Vorfällen eine gewisse Berathung mit Moltke und Roon statt, deren Ergebniß auf den Gang, den die Dinge genommen hatten, beschlennigende Wirkung hatte. — — —

Indem wir aus dem Garten hinter Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig zurückkehren, bemerken wir, daß das Gebäude nach dieser Seite hin mit zwei Flügeln endigt, in denen sich Wirthschaftsräume, Stuben für die Dienerschaft, Ställe u. dergl. befinden. Steigen wir die Treppe hinter dem Windfange im Haupthause hinauf und treten wir an die Glasthür am Ende derselben, so kommen wir in ein kleines Vorzimmer, wo, wenn der Fürst in Berlin ist, Bediente in Livrée und Kanzleidiener im Frack die zu Besuch, Audienz oder Vortrag Erscheinenden erwarten. Eine Thür zur Linken führt von hier in ein zweites

kleines Vorzimmer, eine andere zur Rechten aber bringt uns in einen geräumigen länglich runden Saal, welcher sich beinahe über die ganze Tiefe des Gebäudes erstreckt und, wie wir hören, als Speisezimmer für große Diners und zur Aufstellung des Buffets bei den bekannten parlamentarischen Abendgesellschaften dient. Die dunkelgelb gemalten Wände haben unten einen kniehohen grau und schwarz marmorirten Streifen. Den Fußboden bildet gekreuztes Parket. Die gewölbte Decke zeigt seltsame Kastenverzierungen, die zum Theil mit Bildchen Grau in Grau und weiterhinauf mit zwölf kleinen buntfarbigen tanzenden oder schwebenden Frauengestalten geschmückt sind — was vermuthen läßt, daß der Raum einst zu Bällen bestimmt war. Ganz oben in der Decke giebt ein ovales, mit Drath übergittertes Fenster, von dem ein altmodischer Kronleuchter mit Messingreifen und Glastropfen herabhängt, dem Saale am Tage sein Licht. Für abendliche Zusammenkünfte sind an den Wänden noch acht siebenarmige bronzene andere Leuchter angebracht. An zwei Seiten des Halbrundes befinden sich Spiegel von Rundbogenform, die aus vielen kleinen Scheiben zusammengesetzt sind. Das Zimmer hat vier weiße Flügelthüren, die unter ihren Simsen Adler mit ausgebreiteten Schwingen zeigen. Ein weißer Berliner Ofen und einige Stühle vervollständigen seine Ausstattung.

Aus diesem Saale treten wir in einen etwas kleineren, dessen vier Fenster auf die Wilhelmsstraße hinaussehen. Die graue chinesische Tapete zeigt rostfarbene und grünliche Vögel, Blumen, Bäume und Lauben, sowie Männer und Frauen in der Tracht des Reiches der Mitte. Das graue Parket hat in seinen Vierecken je vier kleine Sterne. Von der weißen Decke, die von den Tapeten durch Goldleisten geschieden ist, hängen drei Kronleuchter von ähnlicher Gestalt wie der oben beschriebene

herab, zu denen sich unten an der Zimmerseite gegenüber den Fenstern noch vier siebenarmige Wandleuchter gesellen. Die weißgestrichenen Fenster haben weiße Marmorsimse und doppelte Vorhänge, von welchen die inneren von rothem, auf der Außenseite weißgefüttertem Seidenzeug, die äußeren von großblumigem, spitzenartigem weißen Stoffe sind. Zwischen den Fenstern hängen drei Spiegel mit Marmorsimsen auf vergoldeten Konsolen. Vor dem mittelsten steht unter einer Glasglocke ein geflügelter Knabe auf einem antiken Wagen von Gold mit zwei blau und weiß emaillirten Rädern und zwei sich bäumenden Goldpferden — eine Uhr. Das vordere Rad ist das Zifferblatt, die schwarzen Nummern stehen auf den Felgen. Die Mitte des Saales nimmt ein großer runder Tisch ein. An den Wänden ziehen sich Polsterlehnsessel, zwei große und zwei kleine Sophas, Alles mit karmoisinrother Seide überzogen, und Reihen von schwarzlackirten Rohrstühlen hin. In den innern Ecken des Saales erheben sich zwei weiße Kachelöfen, in den äußeren niedrige Säulen von weißem Marmor mit Büsten. Die zur Linken stellt den Kaiser, die zur rechten dessen Vorgänger auf dem preußischen Throne dar. Ueber letzterer lehnt eine schwarzweiße Fahne, an der ein Fahnenband in den Farben des deutschen Reichs befestigt ist, welches die Inschrift trägt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr". An der Wand, welche dieses Zimmer vom Speisesaale scheidet, bemerken wir ein Buffet von Nußbaumholz und einen kleinen Schrank von demselben Material mit einer Marmorplatte.

Das Ganze macht den Eindruck des Hellen und Freundlichen. Es ist elegant, aber keineswegs prächtig, vergleichsweise sogar einfach zu nennen. Der Mangel an Gemälden giebt ihm eine gewisse Leere und Einsamkeit, und die alt-

modischen Beleuchtungsapparate an der Decke stimmen nicht recht zu dem Uebrigen. Der Fürst ist eben auch in dieser Beziehung anspruchsloser und gleichgültiger gegen Luxus und Eleganz als seine Kollegen in der diplomatischen Welt. Von den näher wohnenden nicht zu reden — wie mag der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich vom Staate sein Hotel haben einrichten lassen!

Der Saal dient gesellschaftlichen Zwecken, doch speist der Kanzler zuweilen hier auch mit seiner Familie, und das erinnert mich an eine charakteristische Aeußerung von ihm.

Am 7. April 1878 hatte ich die Ehre, von ihm zum Diner eingeladen zu sein. Als er sich im Laufe des Gesprächs einen „alten Mann" nannte, und die Fürstin darauf einwendete: „Du bist aber doch erst dreiundsechzig Jahre", erwiderte er:

„Ja, aber ich habe immer schnell und baar gelebt".

Dann setzte er, zu mir gewendet, hinzu:

„Baar — das heißt, ich bin immer ganz bei der Sache gewesen, mit meinem vollen Wesen — was erreicht wurde, ich habe dafür bezahlt mit meinen Kräften und meiner Gesundheit".

Wofür ihm das Volk dankbar sein sollte, statt sich im Reichstage von Leuten vertreten zu lassen, die einander an Undankbarkeit zu überbieten bemüht sind.

Der chinesische Saal, der beiläufig eine Länge von zweiundzwanzig und eine Tiefe von zwölf Schritten hat, zeigt drei Flügelthüren, von denen sich die eine auf den Speisesaal, die andere auf das oben erwähnte zweite Vorzimmer und die dritte auf den gleichfalls auf die Wilhelmsstraße hinausgehenden Billardsalon öffnet. Der letztere ist ebenso tief, aber ungefähr drei Schritte kürzer als der soeben beschriebene Raum. Die Tapete zeigt großblumige Arabesken, dunkelblau und golden auf lichtgrauem Grunde in einer Einfassung von Goldleisten.

Das Parket setzt sich aus hellgrauen und dunkelgrauen Platten von der Form eines Achtecks zusammen, zwischen denen Quadrate eingefügt sind, in welchen sich immer ein kleineres mit einer Sternblume befindet. Die doppelten Vorhänge sind außen wie die im vorigen Zimmer, innen von gelber Seide. Mit gelbem Seidenstoffe sind auch die drei Sophas, die Lehnsessel und andere Polstermöbel bekleidet, die sich neben schwarzen und vergoldeten Rohrstühlen an den drei innern Wänden hinreihen. Zwischen den drei Fenstern des Saales blinken die Scheiben von großen Pfeilerspiegeln, die dem Stile nach aus den zwanziger Jahren stammen. Daneben und weiterhin an den Wänden strecken zehn Wandleuchter ihre sieben Arme aus. Ein französisches Billard mit einem Stand für Queues, ein länglich runder und zwei viereckige Tische von Mahagony sowie zwei Spieltische bilden das übrige Mobiliar. Vor dem einen Sopha liegt ein etwas verblichner Teppich mit dunkelrothen Arabesken auf gelblich grauem Grunde. Zuweilen breiten sich hier auch andere Teppiche in Gestalt von großen haarigen Fellen mit gehörnten und ungehörnten Thierköpfen aus — Trophäen der Jägergeschicklichkeit des Fürsten. In den Ecken auf der Fensterseite stehen auf runden Piedestalen, die gelb und schwarz marmorirt sind, Vasen von einem schwarzen geschliffnen Stein mit russischen Charakteren. Vor dem Mittelfenster gewahren wir eine große Büste des Kaisers von weißem Marmor und dieser gegenüber an der Wand ein lebensgroßes Porträt desselben in ganzer Figur. Die vier Thüren des Salons zeigen gelbe Maserfelder, die in der Mitte eine Sternblume haben, in dunkler, oben und unten gekreuzter Mahagonyeinfassung.

Weltgeschichtliche Erinnerungen, die Geister entscheidender Unterredungen, durchschweben diesen Saal. 1864 fand hier

die ausschlaggebende Besprechung mit dem Herzog von Schleswig-Holstein statt, in der er sich am Schlusse angesichts seiner zähen Engherzigkeit plötzlich in einen Erbprinzen von Augustenburg verwandelt und an die Wahrheit erinnert sah, daß man dem Kücken, welches man aufgefüttert hat, auch den Hals umdrehen kann, und im Frühjahre 1870 konnte man die schmächtige Gestalt Benedettis hier unsern Minister zu Verhandlungen erwarten sehen.

Treten wir nun durch die Flügelthür, welche sich hier der zum chinesischen Saale gegenüber öffnet, so gelangen wir in das Arbeitszimmer des Reichskanzlers, ein Gemach, das bei einer Tiefe von ungefähr elf Schritten etwa zehn Schritte breit ist. Die Tapete zeigt ein Muster mit goldnen Kreuzchen auf grauem Grunde. Jede Wand ist mit braunen Streifen in schmalen Goldleisten eingefaßt. Ueber den langen weißen Fenstervorhängen befinden sich kurze von dunkelgrünem Stoffe. Von der Decke, welche wie die in den Sälen einfach weiß getüncht ist, hängt ein Kronleuchter von Messing und Glas herab, der unten die Gestalt einer Schale und weiter zwei Reifen hat. Den Fußboden bedeckt ein Teppich mit blauen, hellrothen und grünen Blümchen auf dunkelrothem Grunde.

Es fehlt hier nicht an Bildern. Wenden wir uns der Wand links von der Thür, durch die wir kommen, zu, so bemerken wir über einem breiten, mit dunkelrothem Wollenstoff überzognen Schlafsopha mehrere Porträts in einfachen Goldrahmen, zu oberst den Kaiser im Civilanzuge, eine Lithographie oder Kreidezeichnung, dann dessen Schwester, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin und noch zwei kleine Photographien, welche den Kaiser in Generalsuniform darstellen. Vor dem Sopha lag 1870 als Teppich das Fell einer weißen Löwin, in dessen Kopfstück zwei helle Glasaugen funkelten. An der

nächsten Wand, nicht weit vom Sopha, begegnet uns, von Goldleisten eingefaßt, das Bild des Königs von Baiern in bürgerlicher Kleidung, unter welchem ein schwarz eingerahmtes kleineres hängt, das, in Wasserfarben ausgeführt, den verstorbenen König von Italien, darstellt. Es hat eine interessante Geschichte, die hier aber wohl nicht mittheilbar ist. Victor Emanuel, der Uniform trägt, hat eine Widmung darunter geschrieben. Weiterhin folgen ein kleiner Mahagonytisch mit Büchern und einem geschnitzten Tabakskasten, ein weißer Kachelofen mit Kamin und eine schmale Tapetenthür. Kehren wir uns der dritten Wand zu, so steht in der Ecke ein geschnitztes Gestell für Pfeifen, unter denen sich Weichsel- und Jasminrohre mit dicken Meerschaumköpfen befinden. Daran reiht sich ein Schrank, in den eine Spiegelscheibe eingefügt ist, und auf welchem die Photographie einer Dame in ganzer Figur lehnt, die ein geschnitzter Eichenholzrahmen umschließt. Es ist die Gemahlin des Prinzen Karl, seit einigen Jahren verstorben. Dahinter hängt ein großes Gipsmedaillon mit der Profilbüste Moltkes in schwarzer Einfassung, und darüber wieder blicken aus goldnen Rahmen die in Lebensgröße lithographisch ausgeführten Brustbilder des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Einzigen auf uns herab. Weiterhin begegnen unsere Augen über einem Stehpulte mit Landkarten, welches wie alle Möbel dieses Zimmers von Mahagony ist, einer gleichfalls mit Gold umrahmten Photographie der Fürstin v. Bismarck. Daneben führt eine zweite Tapetenthür in das Schlafzimmer des Kanzlers. In der Ecke zwischen ihr und dem einen Fenster steht ein kleiner Schrank, und zwischen beiden Fenstern ein Trumeau von der Art der im Billardsaale bemerkten. Die Wandhälfte rechts von der Thür, durch welche wir eingetreten sind, zeigt das einzige Oelgemälde des Gemachs, ein lebensgroßes Porträt der

Tochter des Fürsten im weißen Ballkleide, umgeben von einem ovalen Goldrahmen. Darunter steht ein Cylinderbureau, auf dem wir einen Hirsch und ein Wildschwein von Gußeisen und ein Thermometer in Gestalt einer Litfaßsäule gewahren, und neben welchem sich ein kleiner Tisch mit Handschuhen und Militärmützen befindet.

Der Schreibtisch des Ministers, den unsere Nachkommen wohl in einem historischen Museum antreffen werden, nimmt ungefähr die Mitte des Zimmers ein, hat eine Breite von circa zwei und eine Tiefe von etwa anderthalb Metern und ist so gestellt, daß der an ihm Arbeitende das Gesicht der zuletzt geschilderten Wandhälfte mit dem Oelgemälde zukehrt. Ueber ihm hängt ein rothwollener Klingelzug von der Decke herab, der manch liebes Mal den Kanzleidiener vor der Thür zu dem Befehle herbei geschellt hat, mich vor diesen Schreibtisch heraufzucitiren. Das erste Mal war an jenem 24. Februar 1870 zwischen acht und halb neun Uhr Abends. Ich hatte den Minister bis dahin in der Nähe noch niemals und aus der Ferne nur einmal, von der Journalistentribune des Reichstags, gesehen. Er begann damit, daß er sagte, er habe mich eigentlich länger sprechen wollen, müsse sich aber vorläufig darauf beschränken, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. „Denn", so fuhr er fort, „ich habe wenig Zeit übrig. Ich bin heute im Reichstage durch lange unerfreuliche Reden aufgehalten worden. Dann habe ich hier (er zeigte auf einen Stoß Akten) Depeschen zu lesen, ebenfalls gewöhnlich nichts, was Vergnügen macht. Und um neun Uhr muß ich zu Hofe, was auch nicht immer erfreulich ist".

Er fragte darauf, was ich bisher getrieben, und setzte mir, als er Auskunft erhalten, die zu befriedigen schien, auseinander, was er mit meiner Anstellung vorhabe und von mir erwarte.

„Aber", so schien er die Unterredung, indem er auf die Uhr blickte, schließen zu wollen, „wie lange bleiben Sie hier?"

Ich erwiderte, ich hätte mich aufs Dableiben eingerichtet.

„Nun, da werde ich dieser Tage länger mit Ihnen sprechen", sagte er. „Inzwischen reden Sie doch mit Herrn v. Keudell und dem Legationsrath Bucher, der ist in diesen Sachen gut zu Hause".

Ich meinte damit entlassen zu sein und machte Miene, mich zu erheben. Er kam aber noch einmal auf den Reichstag zurück, indem er fragte: „Sie wissen doch, was heute auf der Tagesordnung war?"

Ich verneinte es, indem ich entgegnete, ich hätte zuviel Anderes zu besorgen gehabt, um von den Zeitungen Notiz nehmen zu können.

„Nun", versetzte er, „die Frage war wegen des Anschlusses Badens. Daß die Leute das nicht erwarten können, immer Alles vom Parteistandpunkt aus und als Redner behandeln müssen. Recht unerfreulich, solches Reden, um nicht zu sagen, solches Gerede, beantworten zu müssen. Es ist wirklich mit diesen beredten Herren wie mit manchen Damen, die einen kleinen Fuß haben und immer zu enge Schuhe anziehen und die Füße vorstrecken und sehen lassen. So, wenn einer das Unglück hat, beredt zu sein, da hält er zu lange Reden und zu oft. Wir haben die deutsche Frage in gutem Gange. Aber sie hat ihre Zeit — ein Jahr vielleicht — fünf Jahre, zehn möglicherweise. Ich kann sie nicht schneller machen, und diese Herren auch nicht. Aber sie können nicht warten". Damit erhob er sich und reichte mir die Hand zum Abschiede für dießmal.

Betrachten wir nun den Schreibtisch, bei dem ich während dieser Unterredung dem Minister gegenüber gesessen hatte, weiter, so stehen vor ihm zwei wie das Sopha überzogene Polsterlehn-

stühle, in deren einem der Fürst bei Erscheinen von Besuch Platz zu nehmen pflegt, während er den Gast sich in den andern zu setzen einlädt. Beim Arbeiten dient dem Kanzler der hinter dem Schreibtische stehende eichene Armsessel mit niedriger durchbrochener Lehne. Zur rechten Hand hat er neben sich eine Etagère, auf der oben vor den Füßen eines großen Windhundes von Bronze Converts und Briefpapier, weiter unten Ledermappen und ganz unten vier oder fünf dicke Folianten liegen. Zur Linken des Schreibenden befindet sich eine andere Stellage mit einigen Handbüchern. Ich traf bei einem Besuche, den ich dem Zimmer im Jahre 1873 machte, unter Anderm hier die schwerleibigen Bände der Ordenslisten von 1862 und 1868, ein Heft von Petermanns „Mittheilungen" und den „Guide diplomatique" von Martens an, ferner das Werk „Hymnarium, Blüthen lateinischer Kirchenpoesie" (Halle, 1868), Gottfried Cohns „Verfassung und Geschäftsordnung des englischen Parlaments", Joels „Russische Sprachlehre nach Ollendorfs Methode" und Schmidts „Kleines deutsch-russisches und russisch-deutsches Lexikon". Auf der mit grünem Tuche beschlagenen Platte des Schreibtisches selbst liegt eine Lage rosenrothes Löschpapier, auf welcher der Kanzler schreibt. Rechts davon bemerken wir unter einer Glasglocke eine vergoldete Pendule, an der ein spanisch gekleideter Maler mit einer Tafel und einem Griffel sitzt. Ferner gewahren wir auf dem grünen Tuche ein einfaches weißes Porzellanschreibzeug mit etwas Vergoldung, vier oder fünf Bleistifte größerer Sorte, deren sich der Kanzler jetzt beim Arbeiten vorzugsweise bedient, ebenso viele Schwanenkiele mit kurzen Fahnen, die ihm von der kunstreichen Hand des Hofraths Willisch, eines der Chiffreurs unten, geschnitten werden, eine Papierscheere, ein Petschaft, ein paar

Stangen Siegellack und ein Handleuchter mit zwei Wachskerzen.

1873 kamen dazu noch verschiedene andere Gegenstände: ein Briefbeschwerer mit einem Stück von dem famosen riesigen Zinklöwen, der bis 1864 als Denkmal des Sieges bei Idstedt auf dem Flensburger Friedhofe stand und jetzt zu den Trophäen des Berliner Zeughauses gehört, und zwei andere Briefbeschwerer in Form runder dicker Scheiben, von welchen der eine von einer 1866 eroberten österreichischen Kanone, der zweite aber von einem 1870 den Franzosen abgenommenen Geschütze stammte, ein schwarz-weiß-rother Tintenwischer, zwei säulenartige Cigarren-Guillotinen, ein Aschenbecher in Gestalt einer großen tulpenartigen Blume, der jetzt wie die beiden unmittelbar vorher genannten Utensilien bei Seite gestellt ist, da der Fürst seit mehreren Jahren das Cigarrenrauchen aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben hat, ferner ein paar Gegenstände wie altrömische Bronzelampen mit Griffen, die von grünen Schlangen gebildet wurden, und ein Terracotta-Napf mit Massinissa und Sophonisbe. Endlich lagen damals hier etliche Bücher: die rothgebundene Rangliste, Hirths „Parlamentsalmanach", die Gothaischen Taschenbücher, ein Coursbuch und Henry Wheatons „Commentaire du droit international".

Was könnte der Schreibtisch erzählen, wenn er Verständniß, Gedächtniß und Sprache hätte! Von was für Geheimnissen, was für geistigen Kämpfen, was für Eingebungen und Erleuchtungen, langsamen Gedankenentwickelungen und plötzlichen energischen Entschlüssen — von welchen Gebeten vielleicht mögen die Bilder an den Wänden Zeugen gewesen sein! Wie werden dem alten Fritzen und dem Großen Kurfürsten die Augen geleuchtet haben, wenn sie von ihrer hohen Stelle hinter dem

Schreibenden ihm beim Entwerfen einer kühnen, weithin wirkenden, die deutsche Welt und mit ihr die gesammten europäischen Verhältnisse umgestaltenden Maßregel über die Schulter auf das Papier schauten!

Der Schöpfergeist der hier waltete, ist ausgezogen, er kehrt in das Haus nicht mehr zurück. In seiner alten Werkstatt macht sichs vielleicht irgend ein irrelevanter, aber anspruchsvoller Herr von So und So als Inhaber von drei Titeln und dreimaldrei Orden bequem; denn auch dieser Theil des Hauses ist umgestaltet worden, und was unten war, ist heraufgerückt. Für uns aber sei es im Geiste noch wie ehedem. Der Meister weilt in der Ferne, aber für unsere Gedanken nur auf Zeit. Es ist, als ob er unsichtbar zugegen wäre. Wir vermögen uns das welthistorische Zimmer nicht vorzustellen, ohne ihn uns hinein zu denken. Wir gehen leise hindurch und halten den Athem an, als ob wir ihn stören könnten. Ein Etwas wie das Gefühl der Andacht begleitet uns. Und so würde es jedem zu Muthe sein, der Empfindung für Größe mit hierher brächte, auch nach Jahren und Jahrzehnten. Das Haus wird einst verschwinden und mit ihm dieses Gemach. Wäre dem nicht so, so würde dem Besucher, der nach hundert Jahren hierher käme, jene Stimmung sich noch stärker aufdrängen, und die innere Stimme würde ihm zuflüstern: „Leise, der Ort, da du stehst, ist geweihter Boden!"

Setzen wir unsere Wanderungen durch die vordern Räume der Wohnung fort, die der Fürst Bismarck bis 1878 innen hatte, so treten wir durch die erwähnte Tapetenthür in das Schlafgemach desselben. Es ist weiß tapezirt und hat nur ein Fenster, an dem sich ein weißer und dahinter ein zweiter Vorhang von starkem Wollenstoff mit rothen und schwarzen Arabesken

befindet. Neben der Thür steht eine kleine Mahagonycommode. Das breite Bett umgiebt ein rothbekleideter Schirm. Daneben liegen auf einer Etagère Tuchpantoffeln und ein paar mächtige Holzschuhe, die über der Spanne die Reichsfarben zeigen — die Liebesgabe eines kunstfertigen und patriotischen Pantinenmachers mit naivem Gemüthe. Ein grünüberzogenes Sopha an der Wand dem Bette gegenüber, dabei ein Tisch mit einigen Polsterlehnsesseln, über dem Sopha ein alter Holzschnitt, zwei Ritter mit Pferden und Hunden darstellend, ein weißer Kaminofen und zwei Tapetenthüren, von denen die eine auf eine Hintertreppe, die andere in ein Ankleidezimmerchen führt, vollenden die Ausstattung des Gemaches.

Indem wir uns in das Arbeitskabinet des Reichskanzlers zurückbegeben, um von hier aus den hinteren Räumen seiner Wohnung einen kurzen Besuch abzustatten, erinnern wir uns noch, daß 1873 in jenem auf einem Stuhle neben dem Ofen eine große Photographie des Präsidenten Grant lehnte, die ein geschnitzter Eichenholzrahmen umgab — wohl ein Zeichen der Zuneigung, die dem Fürsten die tüchtigen Eigenschaften der Amerikaner einflößten, und die er während des Krieges mit Frankreich wiederholt äußerte.

Von den hinteren Zimmern, deren Fenster auf den Hof und den Garten hinaussehen, betrachten wir nur die im Hauptgebäude und auch diese nur flüchtig. Von den übrigen, die im Flügel an der rechten Seite des Hofes liegen, sei blos bemerkt, daß sie die Eigenschaft der Knappheit und Enge mit denen der Bureaux im Erdgeschoß gemein haben sollen.

Zuerst gelangen wir auf diesem Wege in eine schmale Stube der Fürstin mit einem guten Bilde Bismarcks aus seiner Frankfurter Zeit, dann in ein großes Gemach hinter dem Billard-

salon, das Theezimmer. Ein türkischer Teppich überspannt hier den Fußboden. Die Tapete ist weiß, und an den Wänden hängen u. A. Oelgemälde, welche Ahnen des Fürsten, darunter den Eltervater, dem er als junger Mann fast zum Verwechseln ähnlich gewesen sein soll, darstellen. Die Polsterstühle — es giebt hier nur solche — und die Sophas sind mit karmoisinrothem Seidenstoffe bekleidet. An der einen Wand steht ein Flügel der Fürstin. Zwischen den Fenstern bemerken wir zwei Spiegel in Goldrahmen mit grau und weiß gesprenkelten Granitconsolen, auf die man bunte Porzellanfigürchen im Rokokostil gestellt hat: eine Dame, welche cockett durch eine Maske sieht, die sie sich in einiger Entfernung vor's Gesicht hält, ein Herr, der ihr mit verbindlicher Geberde einen Blumenstrauß reicht, und eine hübsche Vase mit einer Guirlande.

Das interessanteste unter den Möbeln ist ein kleiner Mahagonytisch, der das leise Nachklingen weltgeschichtlicher Thaten und Ereignisse, das in den vorderen Räumen durch die Stille geht, in die Behaglichkeit dieser Familienzimmer hereintönen läßt. Wir lesen auf der an ihm angebrachten Metallplatte: „Auf diesem Tische ist der Präliminarfriede zwischen Deutschland und Frankreich am 26. Februar 1871 zu Versailles, Rue de Provence Nr. 14 unterzeichnet worden". Ich kann hinzufügen, daß die diamantenbesetzte Goldfeder, die dem Reichskanzler von einem seiner süddeutschen Verehrer, dem Juwelier Bilfinger in Pforzheim, zu diesem Zwecke übersandt worden war, bei diesem Akte wirklich gebraucht worden ist. Irre ich nicht, so erfolgte auf demselben Tische im Salon der Madame Jessé auch die Unterzeichnung der Verträge mit Baiern, die in den äußern Bau des deutschen Reiches den Schlußstein setzte. Von selbst versteht sich, daß für das sonst ziemlich werthlose

Stück Hausrath, das auf diese Weise von uns zu Rang und Bedeutung erhoben worden, der Madame ein ganz ähnliches zurückgelassen wurde, welches Hofrath Taglioni, der Chiffreur des Königs, besorgte.

Auf das Theezimmer folgt in der hintern Reihe dasjenige, wo der Fürst zu frühstücken pflegt, wo die Familie aber auch zuweilen das Diner einnimmt. Es liegt hinter der einen Hälfte des chinesischen Saales und ist gleich dem vorigen mit einem türkischen Teppich, roth überzognen Polstermöbeln und vergoldeten Spiegeln ausgestattet und ebenfalls mit einigen Oelgemälden geschmückt, unter denen sich ein Porträt Friedrichs des Großen und ein Bild Friedrich Wilhelms des Dritten befinden.

Noch sei erwähnt, daß die Namen der zuletzt geschilderten Räume eine nicht unwichtige Rolle in der Tagesordnung und Geschäftssprache unten im Hause spielen.

Gegen zehn Uhr Morgens, bisweilen später, selten früher, wird von einem der Diener ins Centralbureau gerufen: „Der Fürst ist im Frühstückszimmer!“ — die Reveille und das erste Signal zur Action für die kleine Armee der Mitarbeiter des Kanzlers, der jetzt von den expedirenden Sekretären allerlei Eingänge erhält, die mit der Post oder auf anderem Wege gekommen sind.

Eine Weile nachher erfolgt das zweite Signal: „Der Fürst ist im Arbeitszimmer!“ — das Zeichen, daß die Räthe, welche Vortrag haben, sich bei ihrem Chef melden lassen können, und daß die andern sich bereit halten sollen, zu Aufträgen zu ihm gerufen zu werden.

Zuletzt, in bewegter Zeit manchmal erst spät in der Nacht, in der Regel gegen zehn Uhr Abends, erschallt für die, welche

der Dienst noch an das Arbeitspult fesselt — Lothar Bucher, der Getreue, immer Bereite, gehört, wenn der Kanzler in Berlin ist, stets zu den Letzten — die Retraite: „Der Fürst ist im Theezimmer!“ Damit ist die Arbeit oder die Verpflichtung, für sie gerüstet und am Sattel zu sein, für diesen Tag zu Ende. Die Arbeiter gehen, die Läden der Fenster werden geschlossen, und der Kanzleidiener löscht die Lampen aus.

Sechster Abschnitt.

Bismarck in Varzin.

An der Eisenbahn zwischen Stettin und Danzig, etwa in der Mitte zwischen beiden Städten, also tief im fernen, stillen Hinterpommern, liegt das Städtchen Schlawe, von dessen Existenz vor ungefähr zwölf Jahren außerhalb seiner Provinz vermuthlich nur wenige Leute eine Ahnung gehabt haben. Seitdem ist es bekannter geworden, und zwar durch einen früher noch weniger genannten und jetzt noch viel häufiger erwähnten Ort in seiner Nachbarschaft, das Dorf Varzin, wo der deutsche Reichskanzler in den zehn Jahren zwischen dem Herbst 1867 und dem Frühling des Jahres 1878 die Zeit vom Grünwerden der Natur bis nach dem Blätterfall und bisweilen bis in den Winter hinein zu verleben pflegte.

Wie ein eigenthümliches Zusammentreffen mit diesem Sommeraufenthalte des Fürsten sieht es aus, daß Schlawe, das polnische Slawa, Ruhm bedeutet, und daß man den mit Wurzen und Wrietzen verwandten Namen Varzin von Wawre, Lorbeer, ableiten will, sodaß es ein Ort, wo Lorbeeren wachsen, ein Lorbeerhain wäre. Ob letztere Etymologie richtig, wird man bezweifeln dürfen, da natürliche Augen hier oben in der Heimath

der Buche und Föhre schwerlich je den südlichen Baum, der die Siegreichen krönt, erblickt haben. Als hübsches Spiel aber wollen wir die Vorstellungen Ruhm, Lorbeer und Bismarck neben einander bestehen lassen. Vor dem geistigen Auge wuchs in Varzin, wie die Welt weiß, Lorbeer in Fülle.

Von Schlawe aus gelangt man mit guten Pferden in etwa dritthalb Stunden nach Varzin. Versetzen wir uns in den October 1877 zurück, und nehmen wir auf der Post im Städtchen einen Wagen, um dem für alle Zeiten berühmt gewordenen Dorfe, seinem Herrenhause und seiner Umgebung einen Besuch abzustatten. Der Kanzler ist seitdem weniger lange dort gewesen. Wahrscheinlich ist, daß er seine sommerliche Erholung in Zukunft mehr in dem bequemer gelegnen Friedrichsruhe suchen und Varzin ihn nur selten wiedersehen wird. Es könnte sich infolge dessen wesentlich verändern, und so wird es gut sein, wenn das Bild, das es zuletzt darbot, für spätere Geschlechter fixirt wird. Nothwendig wird dazu sein, daß uns auf die Reise ein Paar guter Augen, Sinn auch für das Kleine und ein treues Gedächtniß begleiten; denn die Welt will bis ins Einzelne wissen, wie es hier aussieht und zugeht, und die Nachwelt wird diesen Wunsch sicher in noch stärkerem Grade hegen.

Sinn für das Kleine, das Aeußerliche, das dem Bedeutenden wenig Bedeutende? Epische Breite nothwendig? Verlangen darnach? fragen — so vermuthe ich nach Erfahrungen — Leute, die sich zu den Bedeutenden zählen. Warum nicht? erwidere ich. Die ausführliche Beschreibung des Schildes Achills wurde natürlich und schön gefunden und nicht blos von den Griechen. Sollte man nicht annehmen dürfen, daß eine solche Beschreibung von Haus und Hof des Haupthelden im Epos unsrer Tage, wenn nicht den Deutschen der Gegenwart, so

doch denen der Zukunft noch natürlicher und werther sein werde?

Der breitschultrige, dunkelrothe Backsteinthurm über dem südlichen Thore Schlawes liegt hinter uns, und blasend fährt der Schwager Postillon zwischen den Scheunen der Ackerbürger ins offne Land, eine weite Fläche, hinaus, über der sich im Südosten ein Hügelkette, theils kahl, theils bewaldet, in bläulichen Umrissen erhebt. Die Chaussee, auf die wir gelangt sind, ist gut erhalten, aber wenig belebt; denn sie verbindet nur kleine Städte mit einander, und auch an Dörfern scheint der Landstrich, den sie durchschneidet, keinen Ueberfluß zu haben. Die Straße strebt auf die Hügelkette zu, die später rechts liegen bleibt. Die etwas ansteigende Fläche zu beiden Seiten ist zuerst waldlos. An den Gräben der Chaussee wiegen junge Birken mit weißen Stämmen und vergilbtem Laube, dann gelbe Pappeln und rostrothe Kastanien ihre Wipfel im Herbstwinde, der hier schon einen recht winterlichen Athem hat — nicht zu verwundern; denn wir befinden uns nur wenige Meilen vom Gestade der Ostsee.

Nachdem wir die Dörfer Quatzow und Wusterwitz passirt haben, beginnt das Land hügelig zu werden. Nicht fern vom letztgenannten Orte nimmt uns ein schöner Laubwald von blutrothen Buchen auf, aus denen gelbe Birkenwipfel und noch grüne Eschen hervorsehen. Die ganze Farbenpracht des Herbstes ist über ihn ausgegossen, fast denkt man an Glühen und Aufflammen. An einer Stelle ruft ein mit Buchen bestandener Hügelhang, in einiger Entfernung gesehen, eine seltsame Augentäuschung hervor: man meint einen Büchsenschuß vor sich eine rothe Granitwand vor sich zu haben. Jenseits des Gehölzes fahren wir zweimal über ein Flüßchen mit Kießgrund und krystallhellem Wasser, wie es sonst nur die Bäche des Gebirges

haben. Es ist die vielgewundene Grabow. Nachdem wir sie das zweite Mal überschritten haben, befinden wir uns schon auf dem Gebiete der Herrschaft Varzin, die hier rechts von der Straße an die Besitzungen des Herren v. Loën auf Crangen, links an die stattlichen Forsten des Fürsten Karl Anton v. Hohenzollern grenzt.

Ein Stück von hier theilt sich die Chaussee in zwei Arme, von denen der rechte nach Pollnow, der linke zunächst nach dem Dorfe Wussow, dann nach Rummelsburg führt. Der Schwager schlägt mit seinen Pferden die letztere Richtung ein. Bei Wussow, einem ziemlich ansehnlichen Orte mit Kirche und Postamt, verlassen wir die große Straße und biegen links in einen sandigen Fahrweg ein, auf dem wir zwischen zum Theil alten und schönen Bäumen noch drei Kilometer weiter fahren. Zu beiden Seiten strecken sich, zur Linken etwas ansteigend, Felder, Wiesen und Triften hin. Zuletzt erscheint wieder ein Stück rother Buchenwald, der die Lehne einer flachen Bodensenkung bedeckt, in welche der Wagen zwischen den prächtigen lichtgrauen Stämmen hinabrollt. Der Postillon läßt sein Hörnchen durch die tiefe Stille erschallen. Der Wald öffnet sich. Links liegt ein Garten mit Obstbäumen, rechts Ackerfeld. Die Pferde wenden sich nach jener Seite. Noch ein paar hundert Schritte auf gepflastertem Wege, und wir sind mitten in dem Complexe von Gebäuden, welche den Haupthof der Herrschaft Varzin bilden. Zur Rechten haben wir die Häuser vor uns, welche der Fürst mit seiner Familie, seinen Gästen und seiner Dienerschaft bewohnt, zur Linken einen Garten, der vorn parkartig angelegt ist, und in dem eine große Wagenremise mit einem Uhrthürmchen, die Wohnung des Oberförsters und einige andere kleinere Gebäude stehen. Weiterhin auf derselben Seite und

tiefer unten an der sich senkenden Straße folgt das nach letzterer hin offne Viereck der Scheunen und Ställe des Gutes.

Auch das Hauptgebäude rechts bildet mit seinen beiden Flügeln ein solches Viereck. Dasselbe öffnet sich nach Norden und schließt einen mit Sand bestreuten Hof ein. Es ist vor ungefähr zweihundert Jahren erbaut. Im Hintergrunde haben wir ein mäßig großes einstöckiges Haus vor uns, das im Erdgeschosse zu beiden Seiten der Thür drei und im ersten Stockwerke sechs Fenster hat. Vor der gelblich braunen Thür befindet sich eine kleine steinerne Plattform, zu welcher Stufen hinaufführen, und die oben ein Geländer mit Bänken umgiebt, über denen sich ein vorn von Hellebarden getragnes, in den Bismarckschen Wappenfarben, also blau und weiß, gestreiftes Zeltdach von Eisenblech ausspannt. Vor den Stufen stehen rechts und links Laternen, hinter welchen Blumenvasen von Eisen aufgestellt sind. Aus dem Ziegeldache des Hauses tritt in der Mitte ein Giebelstück hervor, in welchem man das Wappen der Familie Blumenthal gewahrt, die unmittelbar vor dem Fürsten die Herrschaft besaß. Der Schild zeigt einen Weinstock an einem Pfahl und über dem geschloßnen Helme eine weibliche Figur, die in der erhobnen Rechten einen Ring, in der Linken eine Kugel oder Scheibe hält. Die Wände des Ganzen sind dunkelgelb, die Fenstereinfassungen und der Giebel mit dem Wappen weiß getüncht.

An der Seite des westlichen Flügels befindet sich ein etwas zurücktretender älterer Anbau; an den Ostflügel schließt sich ein Häuschen an, welches das alte Haus mit dem neuen verbindet, das vom Fürsten, da jenes zu wenig Raum bot, vor circa sechs Jahren hinzugebaut worden ist. Das letztere bildet ungefähr einen Würfel und besteht aus einem Souterrain, einem hohen Parterre und einem ersten Stock. Die Farbe ist ein

mattes Grau, das Dach abgeplattet. Die der Straße zugewendete Nordseite hat in beiden Etagen drei Fenster, die auf einen eingezäunten Rasenplatz mit einem Taubenschlage, einigen Büschen, einigen schlankgewachsenen Fichten und Edeltannen und fünf italienischen Pappeln herabsehen. Die östliche Seite hat im obern Geschosse zwei, im untern dagegen nur ein Fenster und an der südöstlichen Ecke einen erkerartigen Vorbau, welcher vor sich eine hübsche Baumgruppe und einen kleinen Weiher hat und das Arbeitszimmer des Fürsten bezeichnet. Die südliche Front zeigt in beiden Stockwerken, die Westseite nur im obern wieder zwei Fenster.

Die hintere Façade des alten Hauses, gleich der vorderen gelb und weiß gekleidet, ist mit wildem Weine bewachsen und hat eine Veranda vor sich, welche in der Mitte durch einen steinernen Vorbau vor der Thür unterbrochen wird, dessen Pfeiler Rundbogen bilden, und zu dem rechts und links Stufen hinaufführen. Auf der Brüstung derselben stehen vier weiße Adler von Gips. Ueber ihnen tritt aus dem Dache wieder ein Giebelstück hervor. Am westlichen Ende der Front, also auf der äußersten Linken, wenn man ihr das Gesicht zukehrt, schließt ein Glassalon mit allerlei Bäumen und Sträuchern das Ganze ab. Die Fenster dieser Hinterseite blicken auf Gartenanlagen mit gewundenen Kießwegen zwischen Blumenbeeten hinaus, in denen zwei Sandsteinfiguren aus der Zeit der Zöpfe, der Perücken und der Allegorien stehen. Etwa dreißig Schritte von dem Rundbogenvorbau mit den Adlern und ungefähr in der Mitte des Gartens kommt man an einen kleinen Teich von ovaler Gestalt, über welchen eine Brücke mit weißangestrichenem Holzgeländer nach einem Durchhau in dem etwa hundert Schritte hinter der geschilderten Häusergruppe beginnenden und hier in zwei Terrassen ansteigenden Parke hinaufführt.

Auf der ersten Terrasse begegnen wir einer dritten Statue, dann einem zweiten länglichrunden Bassin, in dessen Wasser sich die Wipfel der benachbarten Buchen spiegeln. Auf der Höhe des Durchhaus schimmert ein einsames weißes Kuppeltempelchen mit Säulen zwischen den jetzt herbstlich gefärbten Baumkronen. Ein Stück weiter rechts steigt ein zweiter Durchhau, der mit einem strohgedeckten grauen Häuschen endigt, den Hügelhang hinan.

Ich werde später ausführlich über den Park sprechen, den der Fürst sehr werth hält, und den ich nach den verschiedensten Richtungen hin durchkreuzt habe. Hier nur so viel, daß er ungemein ausgedehnt und außerordentlich schön, am Schönsten im Herbst ist. Das heißt nach meinem Geschmacke, den ich niemand aufdringen will. Denn obwohl ich unter den Phasen, welche gemischter Laubwald im Laufe des Jahres durchlebt, der Farbenpracht und der tiefen Stille des Uebergangs vom Sommer zum Winter den Vorzug gebe, kann ich mir vorstellen, daß auch das helle Grün, womit der Juni die Wipfel und Büsche bekleidet, der dann dankbar empfundene Schatten und der Gesang der Vogelwelt, die in diesen Tagen an den Säumen der Lichtungen Liebeslieder und das Lob der Morgensonne erschallen läßt, hohe Reize haben, und daß selbst der Winter ein anmuthiges Bild aus solchem Walde zu schaffen vermag, wenn seine Winde die Bäume entblättert haben und nun ein Nebelfrost ihr Gezweig mit seiner silbernen Filigranarbeit schmückt.

Wir kehren nun in den Hof vor der Vorderfront zurück, um das Innere der Wohnung des Kanzlers und seiner Familie zu durchwandern, das ebenso wenig wie das Aeußere einen anspruchsvollen Charakter hat oder besonderes Gefallen an Luxus verräth, aber durchweg gefällig und behaglich ist. Man tritt hier in das Haus eines wohlhabenden Landedelmanns,

nicht in das Schloß einer Durchlaucht. Die Fußböden zwar sind fast durchgehends mit Parket versehen, die Decken aber allenthalben einfach weiß getüncht. Prachtstücke von Portièren und Teppiche, kostbare Uhren, Schnitzwerke kommen gar nicht, vergoldete und mit Seidenstoff überzogne Stühle, Tischplatten und Consolen von Marmor nur im Salon und dem Zimmer der Fürstin vor. Oelgemälde sind selten. Dafür aber giebt es an mehreren Stellen gemüthliche Nischen und freundliche Ausblicke durch die Fenster. Fast alle Gemächer sind reichlich mit bequemen Polster- und Schaukelstühlen, Divans und Sophas ausgestattet, und alle haben Kachelöfen mit Kaminfeuern, die mit dem ersten Eintritt einigermaßen kühler Witterung geheizt werden; denn der Fürst liebt wie alle nervösen Naturen die Wärme und bedarf ihrer vermuthlich aus Gesundheitsrücksichten. Auch ist der Herbst hier oben erheblich rauher als in Mitteldeutschland. In der dritten Woche des October hatten wir zweimal starke Schneestürme, sodaß mir das Glück zu Theil wurde, Varzin nicht blos im Herbstgewande, sondern mehrere Tage hindurch auch in tief winterlicher Verbrämung zu sehen.

Und nun wollen wir zunächst raschen Ganges die innern Räume des alten Hauses durchschreiten, um dann diejenigen des neuen Anbaues und namentlich das Arbeitszimmer des Fürsten mehr im Einzelnen zu betrachten.

Durch die gelblich braune Hausthür unter dem Zeltdach mit den Hellebarden treten wir in einen kleinen sechseckigen Vorsaal, in dem sich Tische und Kleiderständer mit Mänteln, Pelzen, Ueberziehern und Fußsäcken befinden. Die Mitte nimmt ein großer Tisch mit Stöcken ein, unter denen wir den mächtigen Knotenstock mit dem aus Holz geschnitzten Fuchse gewahren, dessen sich der Fürst bei Spaziergängen zu bedienen pflegt. Im Hintergrunde öffnet sich zwischen zwei Berliner Oefen eine

braune Flügelthür, über welcher ein Bärenkopf aus der Wand sieht. Rechts und links sind ebenfalls Flügelthüren, über welchen Rehköpfe mit Gehörn angebracht sind, und von denen die zur Rechten in den Speisesaal, die zur Linken in ein Zimmer führt, welches vor Vollendung des Neubaues der Kanzler inne hatte, während es 1877 vom zweiten Sohne desselben, dem Grafen Bill, bewohnt wurde.

Durch die Thür unter dem Bärenkopfe gelangt man in die Hausflur vor dem Ausgange in den Blumengarten, deren Wände mit Mouflonhörnern geschmückt sind. Eine Flügelthür zur Rechten geht von hier in den Salon, an den sich das Frühstücks- und Billardzimmer und weiterhin der Wintergarten anschließen, eine zur Linken in das Zimmer der Fürstin. Einen Theil des Hintergrundes nimmt eine von einem schweren braunen Geländer mit dicken Kegeln und Knäufen eingefaßte Eichenholztreppe ein, die uns nach einem vierfenstrigen Vorsaale hinaufbringt, welcher durch die ganze Tiefe des Hauses geht. Die Wände desselben zieren Geweihe von Jagdthieren, die Bismarck 1864 im Parke von Schönbrunnen erlegt hat. Rechts und links führen Flügelthüren in Zimmer, von denen das erste links von der Treppe im Herbst 1877 dem ältern Sohne des Kanzlers, dem Grafen Herbert, zur Wohn- und Arbeitsstube diente, während die drei andern für Gäste bestimmt waren. In der Mitte der Wand rechts von der Treppe befindet sich ein zugesetzter Kamin, über dem ein flaches Reliefbild von Gips mit einer weiblichen Gestalt, die in der Rechten einen Krug, in der Linken einen Becher hält, die frühere Verwendung dieses Vorsaales andeuten könnte. Es scheint eine Hebe zu sein, und die ehemaligen Besitzer des Hauses mögen hier mit ihrem Besuch getafelt und bankettirt haben. Die Aussicht von hier ist nach beiden Seiten hin anmuthig: Die vordern Fenster

blicken über den Hof und die Straße auf die Anlagen vor dem Obst- und Gemüsegarten, in dem eine hohe Tanne mit doppeltem Wipfel besonders ins Auge fällt; die hintern gehen auf den Blumengarten und den ersten Durchhau im Parke mit seinem weißen Tempelchen hinaus.

In das Erdgeschoß zurückgekehrt, besuchen wir zunächst den Speisesaal, ein mittelgroßes Zimmer, dessen Tapete auf graublauem Grunde braune und dunkelblaue Arabesken zeigt. Ein gelber Tisch, über dem eine Lampe mit Schirm und Kugel von Milchglas hängt, und unter dem ein roth und schwarz gemusterter Teppich ausgebreitet ist, ein Polstersessel mit Lederüberzug, auf dem der Fürst den Diners präsidirt, einige einfache gelbe Rohrstühle, zwei alterthümliche Schränke von dunkelm Eichenholz und ein Buffet von demselben Material bilden die Ausstattung des Raumes. Von dem Simse des einen Schrankes sehen eine große Eule und ein anderer Raubvogel mit ihren Glasaugen den Speisenden zu, und an der Wand gegenüber den beiden Fenstern gewahren wir eine Anzahl von Lithographien, welche Scenen aus dem Leben auf den nordamerikanischen Prairien darstellen.

Durch eine Flügelthür in dieser Wand gelangen wir in den Gesellschaftssalon, der etwa die Größe des eben geschilderten Zimmers hat, und dessen Tapete, oben mit schmalen Goldleisten eingefaßt, auf rehfarbenem Grunde rothbraune und goldig schimmernde Phantasieblumen zeigt. Das Möblement besteht aus Tischen mit Marmorplatten und vergoldeten Füßen, Polsterstühlen und Divans, die mit hellrother Seide überzogen sind, einem großen Spiegel mit goldnem Rahmen und marmorner Console, auf der eine Lampe mit der Bronzefigur eines Düppelstürmers, ein Geschenk des Königs, und zwei rosenrothe, von weißen Schlangen umringelte Porzellanvasen stehen. Die eine

Ecke schmückt eine größere Vase von diesem Material, blau in Gold mit dem Brustbilde Kaiser Wilhelms, der sie dem Fürsten zur Feier seiner silbernen Hochzeit übersandt hat. In einer andern bemerken wir eine Statue des letzteren von gebranntem Thon. An den Wänden hängen einige Oelgemälde, eine Waldlandschaft der Varziner Gegend, eine Ansicht von Gastein, zwei, wie es scheint, ideale Frauenportraits, eine Scene aus der Schlacht bei Mars la Tour und an der Seite daneben in ganzer Figur ein Soldat des vorigen Jahrhunderts in gelblich weißer Uniform, Küraß, Dreispitz und Steifstiefeln, der eine Muskete in der Hand hat. Es ist, glaube ich, ein Urgroßvater des Fürsten, welcher als Dragoneroberst bei Czaslau den Tod fand.

Das nun folgende Frühstücks- und Billardzimmer ist mehr als doppelt so geräumig als die vorigen Stuben, erscheint indeß, da ein Theil davon in Gestalt einer großen, tiefen, etwas über den Fußboden erhöhten Nische durch eine Wand vom übrigen Raume geschieden ist, nicht ganz so ausgedehnt, als es in Wirklichkeit ist. Die weiße Tapete ist mit blau und goldfarbner Einfassung in Felder getheilt. Die Polstermöbel haben einen Ueberzug von Baumwollenstoff, der auf rothem Grunde blaue und hellrothe Blümchen hat. Die nicht gepolsterten Möbel bestehen aus dunkelbraunem Eichenholze mit Schnitzwerk. An der Wand nach der Veranda und dem Garten hin gewahrt man eine Schwarzwälder Uhr von schwärzlichem Holze, deren Gewichte die Form von Tannenzapfen haben, und aus der eine Wachtel und ein Kukuk die Zeit abrufen. An andern Wänden hängen bunte Bilder rheinischer Städte mit Arabesken in Scheurenscher Manier. In der Ecke, wo der Wintergarten oder das Gewächshaus sich an die Veranda anschließt, steht eine Statue von Bronze, die eine Nachbildung von Rauchs kranzwerfender Siegesgöttin und wieder ein Geschenk des Kaisers ist.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich beim Anblicke dieser Bildsäule weniger an ihre Schönheit als an einen liebenswürdigen Zug im Leben des Fürsten dachte. Als im Sommer 1871 der Triumphzug der deutschen Armee die Tribüne passirte, welche über der Mauer des zum Auswärtigen Amte gehörigen Gartens an der Königsgrätzer Straße für die Beamten des Ministeriums errichtet worden war, sah der Reichskanzler im Vorbeireiten zu uns herüber, ergriff einen von den an seinem Sattelknopfe hängenden Lorbeerkränzen, steckte ihn an seinen Degen und warf ihn uns zu.

An der Wand gegenüber den auf die Veranda und den Blumengarten hinausblickenden Fenstern lenkt eine kleine Vertiefung zwischen zwei Oefen mit offnem Feuer unsere Augen durch eine bunte Porzellanvase auf rothbedecktem Fußgestell auf sich, die ungefähr fünf Viertelmeter Höhe hat und auf der Vorderseite zwischen ihren beiden Henkeln eine sitzende Frauengestalt — wir denken an eine Germania — und auf der hinteren goldne Trophäen zeigt. Dieselbe hat, wie der Fürst mir auseinandersetzte, eine eigne Geschichte mit einem symbolischen Zuge. Dem Kanzler nach 1870 vom Kaiser verehrt, war sie anfänglich für Hardenberg bestimmt gewesen, ihm aber aus irgend einem Grunde oder irgend einer Fügung des Schicksals nicht übergeben worden. Die Trophäen sind, näher besehen, französische Waffen, wie sie in den Befreiungskriegen von 1813 bis 1815 erbeutet wurden. Die Frauengestalt ist eigentlich eine Borussia.

Neben dem zweiten Ofen an der Wand mit den auf den Wintergarten hinausseheuden Fenstern und gegenüber der einen schmalen Seite des hier aufgestellten Billards beginnt die vorhin erwähnte große Nische. An deren Wänden läuft ein langer Divan hin, vor welchem ein Flügel der Fürstin steht,

die Meisterin im Klavierspiel sein soll. Vor der Vase ladet ein kleines Sopha zum Sitzen ein. Daneben stehen rechts und links große gepolsterte Lehnstühle. In einem derselben pflegte der Kanzler während meiner Anwesenheit beim abendlichen Kaffee, der unmittelbar nach dem Diner eingenommen wurde, eine lange Studentenpfeife in der Hand, eine zweite neben sich in Reserve, Platz zu nehmen, zu rauchen und sich mit der Gesellschaft zu unterhalten, wobei er, wie immer bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, mancherlei Denkwürdiges äußerte und erzählte. Das Beste davon wird späterer Mittheilung vorbehalten bleiben müssen, einiges Andere dagegen schon hier wiederzugeben erlaubt sein.

Wir sprachen vom böhmischen Feldzuge, und da gedachte der Kanzler u. A. folgender charakteristischen Episode:

„Im Kriegsrathe zu Nikolsburg, der auf meiner Stube gehalten wurde, wollten die Andern den Feldzug weiter fortsetzen, nach Ungarn hinein. Ich aber war dagegen. Die Cholera, die ungarischen Steppen, die bedenkliche Frontveränderung, politische Rücksichten und — Anderes, was ich zu überlegen gab. Sie aber blieben dabei, und vergebens sprach ich noch einmal gegen den Plan. Da ging ich aus der Stube hinaus in die Kammer, die blos durch einen Bretterverschlag getrennt war, schloß ab und warf mich aufs Bett, wo ich laut weinte vor nervöser Aufregung. Da wurden sie drüben nach einer Weile alle still, und die Sache ist darnach unterblieben".

Eine andere erwähnenswerthe und hier wohl mittheilbare Aeußerung, die der Fürst an einem jener Varziner Abende that, betraf den Türkenkrieg von 1877, der im October dieses Jahres bekanntlich eine für die russische Armee nicht günstige Wendung genommen hatte. Der Kanzler sagte, als das hervorgehoben wurde:

„Wenn ich der Kaiser Alexander wäre, so führte ich meine Truppen jetzt auf das linke Donauufer zurück und bliebe da den Winter über stehen, erließe aber zugleich ein Manifest an die Mächte, worin ich erklärte, daß ich den Krieg, wo nöthig, sieben Jahre fortsetzen würde, und wenn ich ihn zuletzt mit Bauern, mit Mistgabeln und Dreschflegeln führen sollte. Meiner Russen wäre ich dabei sicher. Zum nächsten Frühjahre nähme ich dann zunächst ein paar von den großen Festungen an der Donau ein und arbeitete mich von da allmählich weiter".

Wieder einen andern Abend unterhielt man sich vom Ausgange des Krieges mit Frankreich, und der Minister erzählte:

„Der König wollte mir, als ich Fürst wurde, Elsaß und Lothringen ins Wappen geben. Ich hätte aber lieber Schleswig-Holstein drin gehabt; denn das ist die diplomatische Campagne, auf die ich am Stolzesten bin".

Legationsrath v. Holstein, einer der Gäste des Hauses, fragte: „Sie wollten das gleich von Anfang an"?

„Ja", erwiderte der Fürst, „gewiß, gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark. Es war aber schwer. Alles war dabei gegen mich, Oesterreich, die kleinen deutschen Staaten, die Liberalen, die Engländer — nun, man weiß ja, wer noch. Rußlands war man nicht recht sicher. Mit Napoleon, da ging es, der dachte uns damit zu verpflichten. — — — (Ich füge dem nach Kieler Erinnerungen hinzu: Auch der König wollte zuerst nicht und lange Zeit.) Wir hatten damals eine Staatsrathssitzung, wo ich eine der längsten Reden hielt, die ich je abgeschossen habe, und vieles sagte, was den Zuhörern unerhört und unmöglich vorgekommen sein muß".

Er gab den Hauptinhalt dieser Rede an, ich glaube denselben aber hier verschweigen zu müssen. Dann fuhr er fort:

„Nach ihren erstaunten Mienen zu urtheilen, dachten sie

offenbar, ich hätte zu stark gefrühstückt. Costenoble führte das Protokoll, und wie ich mir das nachher ansah, fand ich, daß die Stellen, wo ich am Deutlichsten und Eindringlichsten geworden war, weggelassen worden waren. Sie enthielten gerade meine besten Gründe. Ich machte ihn darauf aufmerksam. Ja, sagte er, das wäre richtig; er hätte aber gemeint, daß mirs lieb sein würde, wenn das wegbliebe. Ich erwiderte: Ganz und gar nicht. Sie dachten wohl, ich hätte einen gepfiffen. Aber ich bestehe darauf, daß es so, wie ichs gesagt habe, hineinkommt".*)

Der Kanzler gilt als ein eiserner Charakter, als ein selbstbewußter und seiner stets sicherer Geist. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Thaten und Schöpfungen zurückblicken, wie Gott Vater am siebenten Tage auf die von ihm erschaffne Welt. Ich werde das nicht bestreiten. Aber er hat auch weiche Momente, Augenblicke scheinbarer oder wirklicher Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksale, wehmüthige, oder sagen wir lieber schwermüthige Stimmungen, die sich wie Weltschmerz aussprechen. Zuweilen erinnert das an gewisse Züge Achills im Zelte des Lagers vor Ilion, zuweilen an den Ausruf des Predigers Salomo: „Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe da war Alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne". Vielleicht ist es ein mystischer Vorgang in seiner Seele, möglicherweise aber auch die Folge körperlicher Prozesse, Ueberreiztheit, Ermüdung, eine Dissonanz seines nervösen Wesens. So klagte er eines Abends an der Stelle, von der ich hier berichte, nachdem er eine Weile vor sich hingesehen hatte, gegen uns, daß er von seiner politischen

*) Man vergleiche hiermit mein Buch „Graf Bismarck und seine Leute", 5. Aufl., Band I., Seite 150 und 151, wo der Kanzler sich über die Angelegenheit in ganz ähnlicher Weise schon 1870 ausspricht.

Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe damit niemand glücklich gemacht, sagte er, sich selbst nicht, seine Familie nicht, auch Andere nicht.

Wir protestirten. Er aber fuhr fort:

„Wohl aber Viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen und Eltern, Brüder, Schwestern, Wittwen trauerten nicht".

„Und Liebsten", sagte jemand.

„Und Liebsten", wiederholte er. — „Das habe ich indessen mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe", was er dann noch eine Zeit lang weiter ausführte.

Wir schwiegen, und ich war befremdet. Aber ich hörte später, daß er in den letzten Jahren schon wiederholt sich in ähnlicher Weise geäußert habe.

Gehen wir nun in das Entrée hinter der Hausthür zurück, und öffnen wir die Flügelthür gegenüber dem Speisesaal, so kommen wir in ein Gemach von gleicher Größe mit diesem. Es ist grau tapeziert und mit Möbeln von dunkelbraunem Eichenholz ausgestattet. Die Eingangsthür verhüllt innen ein Vorhang, der, auf weißem Grunde eingewirkt, das schwarze Bild Kaiser Heinrichs des Vierten vor dem Burgthore von Canossa zeigt — kein Memento, denke ich, sondern als der Ausdruck fester Zuversicht von dem Verfertiger, dem Fabrikanten Schaller im sächsischen Städtchen Ernstthal, dem Fürsten gewidmet. Die Bilder an den Wänden des Zimmers, durchgehends Photographien, stellen meist preußische Fürsten in historischen Momenten ihres Lebens dar. Wir bemerken unter ihnen namentlich den großen Kurfürsten auf seiner Schecke, im Begriffe, den Degen

zu ziehen, den alten Fritzen mit dem bekannten Krückstock auf einem Schimmel und Kaiser Wilhelm auf einem Rappen. Der Letztere begegnet uns hier wie sonst im Hause in andern Situationen wohl noch sechs oder sieben Mal.

Eine Thür in der Wand, den beiden Fenstern gegenüber, läßt uns in das Zimmer der Fürstin blicken, das weiße Tapete hat und ungefähr wie der Salon möblirt, daneben aber mit hübschen Blattpflanzen in Töpfen geschmückt ist. Die Bilder sind theils Stahlstiche, theils Photographien. Unter den ersteren befinden sich einige von Kaulbachs Treppenhausbildern, unter den letzteren Porträts des Fürsten und seiner Söhne, die Murillosche Madonna und die heilige Familie von Knaus.

Die Zimmer des Fürsten sind im Erdgeschosse des Neubaus, in den man aus der Stube des Grafen Bill durch einen langen, schmalen, halbdunkeln Korridor gelangt, der an den Wänden mit Landkarten, Situationsplänen und Aehnlichem behangen ist. Durch eine Flügelthür am Ende desselben treten wir zuerst in ein Gemach von etwa fünfzehn Schritt Tiefe und acht Schritt Breite, in welchem der Herr des Hauses seine Förster, Pächter und Bauern empfängt. Die Wände und die Decke sind einfach weiß getüncht. An ersteren läuft unten dem Anscheine nach braunes Holzgetäfel hin, das aber nur mit Lackfarbe aufgemalt ist. Ein breites Fenster giebt Licht. Der Tisch vor diesem, die beiden großen Schränke zu beiden Seiten, auf denen ausgestopfte Vögel stehen, die mit Emblemen der Jagd in Schnitzwerk verzierten Stühle und das mit schwarzem Leder bezogene Sopha sind von dunkelbraunem Eichenholz. An der Wand rechts vom Eingange steht ein hübsch geschnitztes, oben durchbrochnes Schränkchen, hinter dessen Arabeskengitter rothe Seide hervorglänzt, und auf dem zwei große Trinkhörner liegen. Vom Kaminsims des Ofens grinst uns zwischen alterthümlichen Glas-

pokalen ein etwa spannenhohes Teufelchen mit großen Fledermausflügeln an — wohl ein Vetter oder Onkel des kleinen Kobolds, welcher den Salon der Madame Jessé in Versailles bewohnte.*) Zwischen der Thür, die von hier in das nächste Zimmer führt, und dem Ofen trägt ein ungefähr mannshohes phantomartiges Gestell eine schwarze Rüstung mit Sturmhaube und Beinschienen. Von Bildern enthält dieses Vorgemach nur zwei Stahlstiche, Jagdscenen aus den schottischen Hochlanden.

Jenes nächste Zimmer ist die Bibliothek. Es hat nicht ganz die Tiefe des vorigen, ist aber beinahe doppelt so breit als dieses, sodaß es ein gleichseitiges Viereck bildet. Man geht hier wieder auf Parket, Decke und Wände aber sind wieder nur weiß angestrichen. Die Möbel sind, soweit sie nicht gepolstert, von gelblichem Holze, die übrigen mit geblümtem Kattun überzogen. Auf dem Ofen, neben welchem ein farbiger Schirm mit einem zwischen Schilfrohr fischenden Reiher steht, bemerken wir eine kleine Pendule und wieder mehrere gläserne Trinkgeschirre alten Stiles. Die Bücher befinden sich am Fenster der Thür gegenüber in tiefen, etwas mehr als mannshohen Glasschränken. Hinter dem einen der letztern ist soviel Raum gelassen, daß hier ein kleines Sopha und ein Tischchen angebracht werden konnten — ein recht lauschiges Plätzchen. „Hier observire ich zuweilen, wer kommt", sagte der Fürst, als er mich darauf aufmerksam machte. Ueber dem Sopha gewahrt man eine Photographie von Friedrichsruhe und in Kupferstich die Porträts von drei alten Herren in Harnisch und Perücke: entfernten Angehörigen der Familie Bismarck aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Anderer Wandschmuck des Zimmers sind die photographische Nachbildung von Camphausens Gemälde: die Begegnung Bis-

*) Vgl. „Graf Bismarck und seine Leute", 5. Aufl., Band I, S. 225 u. 234.

marcks mit Napoleon beim Schlößchen Bellevue und drei große in Dürerscher Manier ausgeführte Holzschnitte von Gaber in Dresden, die über dem Sopha angebracht sind, und von denen der eine die Kreuzigung nach Johannes 30, 19, der andere die heiligen drei Könige nach Matthäus 2, 11 und der dritte die Auferstehung Christi mit Beziehung auf Johannes 11, 25 darstellt.

Die breite Flügelthür zwischen dem Ofen und dem einen Glasschranke führt in das Hauptzimmer des Neubaus, den großen sechseckigen Raum, in welchem der Reichskanzler sich aufhält, wenn er arbeitet. Ich denke, eine ausführlichere Beschreibung desselben wird den Verehrern des Fürsten willkommen sein.

Auch hier herrscht in der Ausstattung vornehme Einfachheit. Nur die Architektur zeigt einigen Luxus, indem an den blaßgrün getünchten Wänden etwa so hoch, wie ein mittelgroßer Mann zu reichen vermag, Eichenholzgetäfel hinläuft und die Decke durch Eichenbalken, die aus ihr hervortreten, in Quadrate und Dreiecke getheilt ist, welche hellgrau gemalt und mit einem dunkelgrauen und einem weißen Striche eingefaßt sind. Das Zimmer hat in einem sechseckigen Erker drei schmale Fenster und an der Wand der Thür gegenüber ein breites. Die Polstermöbel sind gleich denen in der Bibliothek mit dunkelgrünem, roth und hellgrün geblümtem Kattun überzogen, die übrigen aus deutschem Nußbaumholz.

Lassen wir die Augen an den Wänden herumgehen, so fällt auf, daß sich im ganzen großen Zimmer auch nicht ein einziges Bild irgendwelcher Art befindet. Rechts, dicht beim Eingange, trägt ein Tischchen einen kleinen schwarzen, mit Messing beschlagnen Koffer, der eine Reisetoilette sein könnte. Die abgestumpfte Ecke daneben füllt der am meisten in die Augen fallende Gegenstand des Gemaches, ein Riesenkamin,

aus, der eine Breite von nahezu vier Metern hat und etwa fünf Meter hoch ist. Er besteht aus grünen glasirten Kacheln und ist nach Angabe des Fürsten in der Friedenthalschen Fabrik zu Gußmannsdorf in Schlesien angefertigt worden. Zu beiden Seiten der Feuerstelle schmücken ihn kannelirte Säulen, über denen kleine Wappen angebracht worden sind. Das zur Linken zeigt einen goldnen Schild, worauf sich ein schräger rother Balken und ein einköpfiger silberner Adler befinden, das zur Rechten im rothen Felde einen goldnen Strich und darüber wie darunter je drei goldne Kronen. In der Mitte des Kamins liest man den Spruch: „In trinitate robur", über welchem man in gelbem Felde den Adler des neuen deutschen Reiches gewahrt, und über diesem wieder erhebt sich in kreisrunder Nische, dem höchsten Theile des Kaminmantels, die weiße Gipsbüste des Kaisers Wilhelm. Der Sims, der sie trägt, wird rechts und links von zwei zum Kamin selbst gehörigen grünen Adlern flankirt, die auf Lorbeerzweigen sitzen.

Die Anordnung dieser Symbole mögen die Leser sich deuten. Wappen und Spruch aber haben ihre eigne Geschichte. Jene sind die Wappen von Elsaß und Lothringen. Als der Reichskanzler zum Fürsten erhoben wurde, gedachte der Kaiser ihm diese Embleme in sein neues Wappen zu verleihen.

„Aber", so erzählte mir der Fürst vor diesem Kamin, „Herzog von Lothringen war mir zu vornehm. Majestät wollte mir dann den Adler in den Schild setzen. Mir war das jedoch auch bedenklich. Der Adler frißt mir meinen Klee, fürchtete ich. So wurde dann der Ausweg gewählt, daß mir Wappenhalter mit den Fahnen von Elsaß und Lothringen gegeben wurden".

Der Spruch dagegen datirt aus früherer Zeit. Als Bismarck in Frankfurt den Posten eines Bundestagsgesandten bekleidete,

verlieh ihm der König von Dänemark das Großkreuz des Danebrog. Nun ists aber Gebrauch, daß die Namen und Wappen der Inhaber dieser Decoration in der Stiftskirche zu Kopenhagen mit einer Devise angebracht werden, welche der Betreffende sich zu wählen hat.

„Da habe ich mir diese ausgesonnen", erklärte der Kanzler. „In trinitate robur — im Dreiblatt Eiche, das alte Wappenbild unsrer Familie".

„Und im dreieinigen Gotte meine Kraft?" rieth ich.

„Ganz recht, so meinte ich es", bestätigte er freundlich ernst.

Neben und vor dem Kamin, in welchem ein Feuer von großen büchenen Scheiten flackert und prasselt, stehen hochlehnige Polsterstühle. In der folgenden Stubenwand ist eine Thür, welche in das Schlafzimmer des Reichskanzlers führt. Zwischen ihr und dem Fenster befindet sich ein Glasschrank mit Waffen und Antiquitäten, von dem oben alterthümliche Trinkgeschirre aus grünem Glase mit bunten Bildern, Wappen, Blumen und Sprüchen sowie zwei große Thongefäße mit farbigen Mustern herabschauen. Unter den Antiquitäten im Innern des Schrankes hebe ich Lanzenspitzen aus der Urzeit und einen spiralförmigen goldnen Armring hervor, der aus einem Hühnengrabe stammt, unter den Waffen das gezogne Pistol, mit dem der Fürst, als er noch Junker, allerhand Schützenmirakel verrichtete, z. B. Enten, die auf seinem Teiche schwammen, die Köpfe abschoß, ein Jagdmesser, das ihn in Rußland auf seine Bärenjagden begleitete, ferner einen krummen Säbel in veilchenblauer Sammetscheide, der ein Geschenk des Beis von Tunis ist, und dessen kostbare Damaszenerklinge sich aus der Zeit der Kreuzzüge auf die unsrige vererbt haben soll, endlich zwei mächtige japanesische Daimio-Schwerter vom feinsten Stahl, die dem Kanzler 1872 vom Mikado verliehen wurden — verliehen; denn sie vertreten

die Stelle von Decorationen, wie sie von andern Potentaten Männern, die sie auszeichnen wollen, übersandt werden.

Das nun folgende breite Fenster hat doppelte Vorhänge, nach außen zu weiße, nach innen hin solche von dem Stoffe, mit dem die Polstermöbel des Zimmers bekleidet sind. Die Stelle zwischen Fenster und Erker nimmt ein mit eingelegten Elfenbeinbildchen verzierter Sekretär von Nußbaumholz ein. Im Erker steht ein kleiner Divan neben einer Causeuse, und an der Wand davor hängt ein Plan der Besitzung Varzin mit den Nebengütern. Hier soll ein Lieblingsplätzchen des Fürsten sein, und das ist zu glauben; denn das Fenster des Erkers gewährt eine anmuthige Aussicht: im Vordergrunde auf einen Teich, seitwärts auf eine Ecke des Parkes mit zwei isolirten stattlichen Bäumen, einer Eiche und einer Buche, unter denen eine Bank zum Ausruhen einladet, im Hintergrunde über ansteigendes Ackerland hinweg, das im Sommer durch wogende Saatwellen erfreut, auf einen dunklen Waldhügel.

Vor dem Erker und ihm den Rücken zukehrend befindet sich, ein wenig zur Linken, ein großes Sopha, auf dem mehrere Ruhekissen liegen. Darunter ist eins von hellblauem Sammet, auf das mit Silberfäden gestickt ist: „2. Mos. 33, 12 = Psalm 18, 29". Darunter folgt eine Krone, dann ein O verschlungen mit B und E und darauf das Datum: „28. Juli 1847—1872". Es ist ein Geschenk, das dem Kanzler zur Feier seiner silbernen Hochzeit dargebracht wurde, und die angezogenen Stellen (ich darf wohl nicht voraussetzen, daß jeder meiner verehrten Leser eine Bibel zur Hand hat) lauten, wie folgt: „Und Moses sprach zum Herrn: Siehe, Du sprichst zu mir: Führe das Volk hinauf, und lässest mich nichtwissen, wen Du mit mir senden willst, so Du doch gesagt hast: Ich kenne Dich mit Namen, und hast Gnade gefunden vor meinen Augen". — „Denn Du erleuchtest

meine Leuchte, der Herr, mein Gott, machet meine Finsterniß licht".

Vor dem Sopha steht ein Tisch mit Elfenbeinmosaik, die Arabesken und Blumen darstellt. Daneben haben zwei kleinere Tische und ein Schrank Platz gefunden, auf dessen Thür ein elfenbeinerner Ritter Sanct Georg mit dem Drachen streitet, durch welchen der Fürst sich, wenn seine Blicke darauf fallen, an die vielfachen Kämpfe, die er selbst bestanden, und an die mächtigen Drachen, die dabei erlegt wurden, erinnert finden kann. An den symbolischen Schrank reiht sich ein zweites Sopha, über dem ein Spiegel, und vor dem ein Tisch mit Büchern. Auf dem Sopha lag, als ich mir den Raum und sein Geräth literarisch abzeichnete, in Gestalt eines rothen Ruhekissens mit zwei schwarzen Schornsteinfegern ein komisches Seitenstück zu dem ernst und fromm gestimmten andern. An der Wand links von dem durch den Eingang Hereintretenden befindet sich ein dritter brauner Nußbaumschrank mit Elfenbeinzierrath, und weiterhin, dicht bei der Thür, ein Tisch mit Stöcken, Hüten, Mützen und Handschuhen.

Etwa drei Schritte vom Fenster, dem Waffenschranke gegenüber, steht der Schreibtisch des Kanzlers. Er ist von Nußbaumholz und hat zu beiden Seiten des an ihm Sitzenden tiefe, mit Handhaben und Beschlägen von Messing versehene Schubladen und zwischen denselben eine breitere und flachere. Die mit grünem Tuch überzogene Platte trägt einen zweiarmigen Handleuchter, in dessen Mitte ein zielender Bogenschütz angebracht ist, mehrere Briefbeschwerer, von denen der eine einen Hund von Bronze, der andere auf schwarzer Platte eine Krone, der dritte einen bronzenen Bären zeigt, welcher als Holzhauer mit einem Beile auf einem gefällten Baumstamme sitzt, ferner ein großes Tintenfaß von weißem Porzellan, endlich Federn und

eine Anzahl der ungewöhnlich langen und dicken Bleistifte, die im vorigen Abschnitte erwähnt worden sind. Neben dem Schreibtische bemerken wir rechts ein Tischchen von Eichenholz mit großen und kleinen Briefbogen, links einen größeren Tisch mit Büchern, unter denen eine Bibel denen, welche den religiösen Sinn des Fürsten kennen, nicht auffallen kann. An den Rücken des Schreibtisches lehnt sich ein niedriges Pult mit Kommodenkasten, von welchem eine bronzene Eule, wohl anderthalb Schuh hoch, mit weiser und verständnißvoller Miene — denn sie hat hier etwas lernen können — dem Kanzler während seiner Beschäftigung aufs Blatt sieht.

Auf das Schlafzimmer, das mit seinem Fenster ebenfalls dem Parke zugekehrt ist, folgt ein schmaler finsterer Gang, an dem rechts einige Stufen in ein Bad hinunter gehen. An derselben Seite, neben der Thür zu der Badevorrichtung, gewahrt man ein geheimnißvolles Pförtchen, hinter dem sich Stufen einer Wendeltreppe ins Dunkle und Bodenlose verlieren.

„Das Burgverließ"? fragte ich, indem der Geist Georg Ludwig Hesekiels über mich kam.

„Meine Ausfallspforte", erwiderte der Fürst. Es dient ihm nämlich, wie er dann erläuterte, zu leisem, unbemerktem Rückzuge, wenn unbequemer, aber unabweisbarer Besuch ihn plötzlich bedroht. Voraussicht dessen ließ beim Bau des Hauses schon an solche Zuflucht denken. Wie weit der unterirdische Gang fortläuft, wo er wieder zu Tage kommt, und wohin der Bedrohte sich von dieser Stelle aus weiter zu salviren sucht, muß ungesagt bleiben, da der Zweck der Vorrichtung sonst vereitelt werden könnte. Was über sie mitgetheilt wurde, ist als Warnung für solche, die sich gemeint fühlen können, eingeflochten worden.

Wie der Fürst sich andern unerwünschten Besuch fern hält,

wird folgendes Beispiel zeigen. Nachdem ich ihn bald nach meiner Ankunft im Frühstückssalon begrüßt, bemerkte er:

„Wie ich vorhin spazieren ging, im Walde draußen, und Ihr Posthorn hörte, Herr Doctor, da dachte ich, das ist gewiß wieder so ein Magyar oder Kroat, der mit mir über Politica disputiren und mir mit seinen Rathschlägen beispringen will, und wollte mich eben davon machen, als ich mich besann, daß Sie sich angemeldet hatten. Einmal kam einer, der ließ mir sagen, als ich ihn nicht empfangen wollte, wenn er nicht vorkäme, so würde er sich hängen. Ich ließ ihm zurücksagen, wenn er nicht umhin könnte, so wollte ich ihm dazu den neuesten und festesten Strick vom Boden holen lassen; zu sehen aber kriegte er mich nicht. Er ist dann wieder abgereist, und ein Leids hat er sich meines Wissens nicht angethan".

Ich komme jetzt zu einem Blicke auf die Herrschaft Varzin im Großen und Ganzen und zunächst zu einigen Worten über die Geschichte derselben. Dann wollen wir sehen, wie ihr Besitzer sie verwaltet und regiert, und wie er in einigen andern Beziehungen im Jahre 1877 sowie kurz vorher und bald nachher hier lebte.

Die Herrschaft Varzin gehörte in alter Zeit zu einer weit größeren und werthvolleren Gruppe von Gütern, einem Complex von Landgrundstücken, der sich ursprünglich theilweise im Besitze der Familie v. Zitzewitz, dann bis 1805 in dem der Grafen v. Podewils befand. Der Sage nach soll ein Angehöriger dieses alten pommerschen Geschlechts sich den Kern des großen Besitzthums durch eine tapfere That verdient haben. Ein Herzog von Pommern — so ungefähr erzählte uns der Reichskanzler — wurde, wie es heißt, während einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande von sarazenischen Seeräubern angegriffen. Die Piraten enterten sein Schiff, und eben war einer von ihnen

im Begriffe, Seiner Gnaden mit seinem krummen Säbel den Garaus zu machen, als der getreue Ritter v. Podewils mit einem Bratspieß aus der Küche herzusprang und den heidnischen Unhold erlegte. Er durfte sich dafür eine Gnade ausbitten, und er bat um Belehnung mit dem Lande um Schloß Crangen, das in gerader Linie etwa vier Kilometer von Varzin liegt, und in dessen Umgebung es damals viel Wald und Wild gab. Später wurde dieser Grundbesitz durch die Grafen v. Podewils, die wiederholt am Ruder des Staates standen und infolge dessen mächtige und einflußreiche Leute waren, auf geraden und krummen Wegen bedeutend vergrößert. Zu Anfang dieses Jahrhunderts aber ging er, inzwischen wieder kleiner geworden, in das Eigenthum eines Herrn v. Blumenthal über, der 1814 den Grafentitel erhielt. Von einem Angehörigen dieses Hauses, dem Grafen Adalbert v. Blumenthal, erwarb ihn, der mittlerweile durch Verkauf des Gutes Chorow, mitten im Herzen der Herrschaft, nochmals beträchtlich an Terrain verloren hatte, der Reichskanzler im Frühjahr 1867, als er die Nationalbelohnung bekommen, die ihm für seine Verdienste um das Gelingen der Umgestaltung der deutschen Verhältnisse auf Antrag des preußischen Landtags zu Theil geworden war.

Von einer Ausdehnung, die über hunderttausend Morgen umfaßt hatte, auf etwas mehr als ein Fünftel davon zusammengeschmolzen, umschloß die Herrschaft damals außer Varzin nur noch die Güter Wussow, Pudiger und Misdow sowie das Vorwerk Charlottenthal. Seitdem ist der Fürst darauf bedacht gewesen, sie durch Hinzukauf allmählich wieder zu vergrößern. 1868 erwarb er das Gut Selitz, und 1874 gelangte auch das von einem Vorbesitzer veräußerte Chorow wieder in seine Hände, sodaß die Gesammtheit seines hiesigen Grundeigenthums gegenwärtig eine Fläche von ungefähr dreißigtausend Morgen einnimmt.

Der Fürst ist aber nicht blos ein Mehrer seines kleinen Reiches, sondern zugleich ein thätiger und umsichtiger Verbesserer gewesen. Er war immer ein tüchtiger Landwirth, und er ist es noch. Ich bin der Meinung, daß die Neigung zu dieser Beschäftigung und die Befähigung dazu aus einer und derselben Quelle entspringen, wie die Neigung und Befähigung zu politischem Wirken und Schaffen. Bismarck hat, wie schon seine Verwaltung von Kniephof neben manchen jugendlichen Ausschreitungen zeigte, es immer verstanden, durch Vernachlässigung heruntergekommene Güter mit umsichtigem Blick und richtig zugreifender Hand wieder emporzubringen, und er zeigt das in Varzin von Neuem.

Wer das kann, der wird unter Umständen, d. h. mit der erforderlichen politischen Bildung und Kenntniß sowie in der geeigneten Stellung meist auch befähigt sein, heruntergekommene große Güter oder Herrschaften — ich meine Länder, Völker, Staaten — wieder dahin zu bringen, daß sie sich mit Ehren sehen lassen können. Auf alle Fälle schärft die Landwirthschaft in gleichem, vielleicht in noch höherem Grade als die Thätigkeit des Fabrikanten und das kaufmännische Gewerbe den Blick für die natürlichen Verhältnisse, da sie vorwiegend mit dem Nächstliegenden zu thun hat. Sie lehrt Mögliches rasch vom Unmöglichen unterscheiden und infolge dessen die Dinge praktisch anfassen. Sie erzieht Realpolitiker im Kleinen. Sie läßt von allen Beschäftigungen am wenigsten jene kosmopolitische Richtung sich entwickeln, die dem gesunden nationalen Egoismus in den Weg tritt, welcher die Völker mächtig und reich macht. Sie erfährt in ihrem Bereiche am schnellsten und sichersten, was sich von fremdländischem Gewächs zur Verpflanzung auf unsern Boden eignet und was nicht, und sie gewöhnt auch über jenen Bereich hinaus an praktisches, sachgemäßes Verfahren.

Es wäre daher meines Erachtens gut, wenn die Mehrzahl der Sitze in den Sälen unsrer Landtage und nicht minder im Reichstage von Leuten eingenommen würden, die eine Zeit lang in diese Schule gegangen sind, statt daß es sich jetzt Handwerkspolitiker, Fractionshelden ohne Sinn und Verständniß für das natürliche Leben, phrasendrehende, nur im juristischen Formalismus erfahrene und sich wohlfühlende Advocaten, talmudistische Silbenstecher und Mückenseiher, rechthaberische, vom Bewußtsein ihrer Allwissenheit geschwollne Professoren und Literaten und andere strebsame Theoretiker zum Schaden und Aufenthalt unserer Entwickelung auf ihnen bequem machen. Den Inhalt unsrer Gesetzgebung würden dann die praktischen Leute liefern, den andern wäre überlassen, die Form zu feilen, und jeder Theil hätte dann, was sich für ihn schickte und gebührte.

Doch kehren wir von dieser Noth der Zeit zu Bismarck als dem Verwalter seiner Güter in Hinterpommern zurück. Man wird zwischen den Zeilen der folgenden Mittheilungen noch manche Aehnlichkeiten seiner Bestrebungen als Landwirth mit seinen in der letzten Reichstagscampagne und früher hervorgetretnen Absichten herauslesen können, ohne daß ich ausdrücklich darauf hinweise. Vor ihm war zum Exempel schöner Wald ausgerottet und in Feld verwandelt worden, das gegen die Theorie, welche dieses Verfahren empfohlen hatte, nichts oder nur wenig trug.

„Mein Vorbesitzer", so erzählte der Fürst unter andern Beispielen dieser Verwaltungsweise, als von der Größe des Parkes die Rede war, „konnte hier anderthalb Meilen in eignem Walde gehen, und zwar meistens in Laubwalde. Er hat die große Lichtung hinter dem Parke aushauen lassen und in Ackerland umgewandelt, weil er dachte, wo Buchen stünden, da wäre guter Boden. Es ist aber nichts dabei herausgekommen. Der

Wind hat die dünne Humusdecke ausgetrocknet und weggefegt, und ich bemühe mich jetzt, wieder Wald zu pflanzen".

In ähnlicher Weise ist der jetzige Eigenthümer der Herrschaft Varzin an andern Stellen dabei gewesen, Kieferschonungen auf kargem und bis dahin nur mit Gestrüpp, Sandhafer und Haidekraut bedecktem Boden anzulegen, und wenn die Natur — beiläufig wie Mancher und Manches auf andern Wegen des Reichskanzlers, z. B. bei seiner Reformatorenarbeit auf politischem Gebiete — nicht daran will, so muß sie. Sie wird dann eben durch kluges Manövriren und zähe Beharrlichkeit gezwungen. An verschiedenen Stellen sah ich jungen Föhrenwald, dessen ungleich hohe Stämmchen zeigten, daß der Erfolg im ersten Jahre nach der Anpflanzung infolge der Einwirkung von Sand und Wind nur ein Viertelserfolg, im nächsten Jahre kaum ein halber gewesen war. Beharrlichkeit aber, unverdrossnes neues Ansetzen, wo es mißglückt war, hatten weiter geholfen, und lustig erhoben sich die dritten und vierten Holzsaaten zwischen den älteren, eine ebenso gesunde und stattliche Schonung verheißend wie sie an mehr von der Natur begünstigten Stellen, auf besserem Boden und in mehr geschützter Lage stand.

Der Wald ist heutzutage weit mehr Holzgarten als Wildstall. Aber auch in letzterer Beziehung ist die Herrschaft in dem Jahrzehnt von 1867 bis 1877 wesentlich verbessert worden. Früher waren die Rehe hier allmählich zu einer Seltenheit, fast zur Sage geworden. Da stiftete der neue Eigenthümer der Varziner Forsten in Gemeinschaft mit den Nachbarn ringsum Schonvereine, und so giebt es dermalen in den Flußgebieten der Wipper und der Grabow sowie auf den bewaldeten Hügelrücken in deren Nähe einen ziemlich befriedigenden Rehstand, wozu gelegentlich ein Hirsch, namentlich aber starke Rudel von Schwarzwild kommen. Die Reiher, die früher hier an den

Teichen sich in Menge aufhielten und die Fische decimirten, sind größtentheils ausgerottet oder, weil die Gegend ihnen nicht mehr geheuer war, ausgewandert. Dagegen scheint es noch nicht gelungen zu sein, den Verwüstungen, welche der Otter unter den Bewohnern der Waldweiher anrichtet, den erwünschten Einhalt zu thun. Ein solcher Teich, der während meiner Anwesenheit im Beisein des Fürsten gefischt wurde, ergab nur sehr geringe Ausbeute, noch kein ganzes Dutzend Karpfen und Karauschen.

Endlich hat der Kanzler vielfach auch dem von ihm erworbenen Feldbesitze seine Sorge zugewendet. Landstrecken, die bisher brach lagen, sind urbar und leidlich ertragsfähig gemacht worden. Saure Wiesen haben sich, dank den auf ihnen angelegten Entwässerungsanstalten in gute verwandelt, und an Berieselung hat man es, wo sie nothwendig und ausführbar war, auch nirgends fehlen lassen.

Trotzdem wird der Ertrag, den die Güter der Herrschaft liefern, soweit er aus der Landwirthschaft fließt, verhältnißmäßig, d. h. im Vergleich mit der Ausdehnung der ersteren, gering, und der Ueberschuß, der nach Abzug der unbedingt erforderlichen Auslagen bleibt, nicht sehr bedeutend sein. Das Gebiet des Fürsten ist mit seinen Hügeln und Hügelketten, von denen eine die Höhe von mehr als fünfhundert Fuß über dem Spiegel der Ostsee erreicht, mit seinen Thälern und Senkungen, seinen Buchengehölzen und Waldwiesen und seinen klaren Flüssen, unter denen die wasserreiche Wipper an einigen Stellen kleine Seen von der Breite eines Büchsenschusses bildet, im ganzen mehr malerisch als ergiebig.

Es war wohl halb in Scherz gemeint, wenn der Kanzler auf der Höhe bei Annenhof, wo die Landschaft sich vor unsern Blicken auf weite Strecken nach allen Richtungen hin ausbreitete,

die Aeußerung that: „Ja, wenn ich mir Varzin zum Spazierenfahren und Herumreiten gekauft hätte, so wäre es eine gute Acquisition. Aber so — Lupinenland!“ Indeß, die andere Hälfte der Klage war augenscheinlich Ernst. Bei Wussow besitzt die Herrschaft gutes Roggenland, bei Pudiger geringen Weizenboden, aber ein bedeutender Theil des Uebrigen mag jene geringschätzige Bezeichnung uneingeschränkt verdienen, und manche Strecken sind, indem sie aus baltischem Ursande bestehen, für den Ackerbau gar nicht geeignet und nur ganz allmählich nutzbar zu machen, wenn man sie mit Kiefern bepflanzt. Dazu kam bis auf die letzte Ernte, daß sich das Korn kaum gehörig verwerthen ließ, indem die Eisenbahnen das in Südpolen und Ungarn mit wohlfeilerer Arbeitskraft gewonnene Getreide billiger auf unsre Märkte lieferten, als unsre Landwirthe das ihrige zu bauen im Stande waren.

Auch das Holz — die hiesigen Forsten sind nur zu einem Viertel Buchen- und zu drei Vierteln Kiefernwald — steht niedrig im Preise. Es wurde ehemals auf der Wipper nach der Ostsee verflößt, wo es, vom Zimmermann in Eisenbahnschwellen verwandelt, nach England verschifft wurde. Viel Nutzen aber warf dieser Handel den Gutsbesitzern nicht ab, und dasselbe war mit den jetzt eingegangnen Glashütten in Chomitz und Misdow der Fall: sie lieferten recht gute Fensterscheiben, fraßen aber unleidlich viel schönes Holz, sodaß ihr Product sich nur sehr mittelmäßig verwerthete.

Eine bessere Verwendung seines Holzertrags und zugleich eine einträgliche Verwerthung seiner Wasserkraft hat der Herr von Varzin in den drei Mühlen an der Wipper gefunden, welche mit sinnreichen Maschinen aus Föhrenklötzen Holzbrei und aus diesem ein starkes Papier bereiten, das theils in seiner braunen Naturfarbe, theils roth oder blau gefärbt in den Handel

kommt und vorzüglich zur Verpackung von Waaren benutzt wird. Die Eisenbahn zwischen Stolp und Rummelsburg, welche, 1877 noch im Bau begriffen, jetzt ihre Güterzüge durch das Varziner Gebiet sendet und die Verbindung zwischen Hinterpommern und Posen herzustellen bestimmt ist, hat selbstverständlich den Werth eines Theils der hiesigen Producte durch die Möglichkeit wohlfeiler und rascher Versendung derselben einigermaßen gesteigert, und in nicht gar langer Zeit werden die Holzpapiermühlen, von deren Unternehmern der Fürst schon gegenwärtig einen erheblichen Pachtschilling für die von ihnen benutzte bedeutende Wasserkraft erhebt, vertragsmäßig mit allem ihrem Zubehör intergirende Theile der Herrschaft werden. Jener Pachtschilling allein stellt, wie man mir sagte, den jährlichen Ueberschuß der Einnahmen aus dem Gütercomplex über die Kosten dar — das war indeß wohl nur so gemeint, daß andere Ueberschüsse, die allerdings vergleichsweise nicht sehr ins Gewicht fallen können, von den erwähnten Amelierationen des Landes, Drainagen, Berieselungen, Schonungen u. dergl. aufgezehrt werden. Dabei bleibt dem gegenwärtigen Besitzer in der That nur ein geringer oder gar kein directer Gewinn, wohl aber werden die Güter für die Nachkommen ertragsfähiger und werthvoller.

Das Dorf Varzin liegt größtentheils im Norden und Osten des Herrenhauses und seiner Wirthschaftsgebäude. Es ist klein und unansehnlich, nur eine doppelte Häuserreihe neben der Landstraße, und hat, wenn ich recht hörte, nicht mehr als fünf Bauern. Die übrigen Bewohner des Ortes sind, wie man zu sagen pflegt, kleine Leute, Käthner, Tagelöhner und Dorfhandwerker. Im Wirthshause wohnen die zur Sicherung des Fürsten gegen Attentate und Aehnliches von Berlin hierher commandirten Schutzleute. Natürlich ist Varzin mit der Hauptstadt

durch eine Telegraphenleitung verbunden, und ebenso befindet sich hier ein Postbeamter, der, wie erzählt wurde, in einem der letzten Jahre nicht weniger als nahezu sechs und ein halb Tausend Briefe und Packete und über zehntausend Telegramme durch seine Hände gehen sah — Summen, bei denen man sich überdieß erinnern muß, daß sie sich mit ganz geringen Ausnahmen über die sechs oder sieben Monate vertheilten, die der Kanzler in jenem Jahre hier zubrachte. Die Couverts jener Briefe und Packete werden ein gutes Stück Weltgeschichte enthalten, die Telegraphendrähte allerlei Politisches und darunter hochbedeutsame Momente in der Entwickelung des Culturkampfes, in den Beziehungen des Kanzlers zu den fremden Mächten, zu der ihm damals nahe stehenden nationalliberalen Partei, zu den preußischen Ministern und zu den Regierungen der Bundesstaaten des Reiches durch die Welt hierher geleitet haben. Sie vermittelten aber auch Anderes und dabei viel Unbequemes und Unerwünschtes, wovon hier zu reden nützlich sein möchte, da es seitdem wahrscheinlich nicht besser geworden ist.

Fürst Bismarck pflegt in Varzin die eine oder die andere Kur oder Nachkur zu brauchen, Brunnen zu trinken u. dergl. Dabei wäre ihm, dem in Berlin viel Angestrengtgewesenen, dem von riesiger Arbeit endlich Abgespannten, Ruhe und heitere ländliche Stille doppelt zu gönnen. Man sollte meinen, daß ein verehrliches Publikum das begriffe und darnach handelte. Aber weit gefehlt: es ist, wie in andern Beziehungen, auch hier von schwachen Begriffen, und es kennt wenig Rücksichten. „Man traut seinen Augen kaum, wenn man gewahr wird, was sie ihm zumuthen", so erzählte mir in einem der ersten Jahre nach 1870 jemand aus der Umgebung des Kanzlers. „Ich bin manchmal förmlich erschrocken, wenn ich die Lasten von Zuschriften

sah, mit denen die Welt mit ihrer wohlmeinenden Schreibseligkeit und ihrem naiv zudringlichen Egoismus ihm die paar Wochen wohlverdienter Muße zu vereiteln trachtet, die der Sommer ihm endlich gewähren möchte". Vergebens waren die Notizen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", mit welchen der Fürst sich derartige unbillige Belästigung dringend verbat. Eine große Anzahl anderer Blätter gab die Bitte um Verschonung wieder, man wußte also in weiten Kreisen, daß solche Störung mit Verdruß empfunden wurde. Trotzdem nahmen die dem Kanzler zukommenden Privatschreiben mit Vorschlägen zur Verbesserung der Welt nach allen Richtungen, mit langen politischen Auseinandersetzungen, die zuweilen sehr wunderlicher Art waren, mit Gesuchen um Unterstützung durch Geld oder Empfehlung, um Dahrlehne, um Anstellungen, um Gutachten, mit Rathschlägen und Anerbietungen zum Ankauf von Gütern, mit Befürwortungen der verschiedensten Anliegen Dritter, mit Bitten um Einlösung von Pfandscheinen, mit Manuscripten, für die sich kein Verleger gefunden, und die dem Fürsten nun zur Veröffentlichung anvertraut wurden, nicht nur nicht ab, sondern eher zu. „Man dachte an den Ruhebedürftigen und die Fliegen des August, an Schmeie Tinkeles, an das Expellas furca u. s. w." Allerhand Manöver wurden dabei angewandt, um den Reichskanzler zur Eröffnung und zum Lesen dieser Episteln zu verleiten oder zu nöthigen. Man recommandirte sie, man vermerkte auf dem Couvert: „Eigenhändig zu öffnen", oder: „Wichtiger Inhalt. Bitte, selbst zu lesen". Man bezog sich auf die Befürwortung der Vorschläge oder Gesuche durch Autoritäten, die man zu hoffen haben wollte. Andere richteten ihre Wünsche an den Geheimen Legationsrath Bucher und mutheten ihm zu, die vollkommene Ruhe, welche eines der ersten Erfordernisse des

Gelingens der Erholungsversuche des Fürsten war, durch Vortrag des Inhalts ihrer Zusendungen zu unterbrechen, wobei die Herrschaften in der Regel mit der Formel begannen: „Ich weiß zwar sehr wohl, daß Sie wenig Zeit haben, und daß Se. Durchlaucht noch weniger hat, hoffe aber, daß hier eine Ausnahme statthaft sein wird".

So sah der Fürst, um sich des Uebels zu erwehren, das nachgerade ungeheuerliche und fast beängstigende Dimensionen angenommen hatte, sich eines Tages in die Nothwendigkeit versetzt, eine Anordnung zu treffen, nach welcher die Annahme aller an ihn adressirten Privatbriefe verweigert werden sollte, soweit dieselben nicht als von Verwandten oder speziellen Freunden herrührend erkennbar waren. Ein großes weitverbreitetes Blatt erhielt die Anzeige und Rechtfertigung dieser Maßregel. Ob sie aber die Fluth auf die Dauer gestaut hat, ist zweifelhaft. Mitte October 1877 allerdings schien der Briefstrom nur noch zu rieseln. Indeß waren damals erst wenige Tage verflossen, seit der Reichskanzler von Gastein nach Varzin zurückgekehrt war, und möglicherweise wußte die Zudringlichkeit, die ihn früher hier geplagt hatte, noch nicht, wohin sie ihre Anliegen zu adressiren hatte.

Eine Kirche ist im Dorfe nicht vorhanden. Wer die Predigt hören will, muß nach dem eine kleine Stunde von hier entfernten Wussow gehen. Der Fürst nimmt, obwohl er, wie ich anderswo mehrfach angedeutet habe, ein gottesfürchtiger Mann ist, der seine Kraft in der Religion sucht, seine Pflichten auf sie begründet und den Tod als „janua vitae" betrachtet, am öffentlichen Gottesdienste wenig Theil — vielleicht aus Gesundheitsrücksichten.

Das Leben des Kanzlers in seiner Varziner Zurückgezogen-

heit ist ein sehr einfaches. Es ist im Wesentlichen Erholung von Geschäftsüberbürdung, Reichstagsreden und den bekannten traurigen „Frictionen" in guter Luft, Waldes- und Wiesengrün und ländlicher Abgeschiedenheit, dann rege Beschäftigung mit der von ihm, wie bemerkt, warm geliebten Landwirthschaft, endlich Genuß der Natur, zu der ihn gleichfalls zu allen Zeiten innige Neigung hingezogen hat. Er trägt hier nicht, wie in Berlin fast ausnahmslos, die Interimsuniform der gelben Küraſſiere, sondern im Hause einen schwarzen Anzug und — so wenigstens im Herbst 1877 — ein weiches weißes Halstuch mit blaßrothen und blauen Blümchen, beim Ausgehen oder Ausreiten aber eine dicke graue Joppe und einen breitrandigen Schlapphut mit hohem Kopftheil. Wie man weiß, litt er seit Jahren an Schlaflosigkeit. Durch die Gasteiner Kur im Sommer des letztgenannten Jahres hatte es sich wie mit Anderem so auch damit wesentlich gebessert. Infolge dessen stand der Kanzler früher als sonst auf, um schon bald nach neun Uhr einen Spaziergang zu machen, wobei ihn ein gelinder Regen und Wind nicht anzufechten schien. Dann begleiteten ihn der erwähnte schwere Knotenstock und seine Ulmer Doggen Sultl und Flörchen, von denen ihm jener vom Oberstallmeister des Königs von Baiern, Graf Holnstein, zum Geschenk gemacht worden war. Nicht lange nach meiner Anwesenheit in Varzin las man in den Zeitungen, daß ein schlechter Kerl, der unentdeckt geblieben, ihm den Hund, welchem der Fürst sehr zugethan war zu Schanden geschlagen, so daß er bald darauf verendet war. Indeß ist er ihm seitdem durch einen ganz ähnlichen, nur weniger gutmüthigen oder, wenn man will, argwöhnischeren ersetzt worden, der manchem unsrer Reichstagsabgeordneten als eine Art Mitgast bei den parlamentarischen Sonnabends-Routs

im Palais auf der Wilhelmsstraße — ich schreibe hier nach Hörensagen — begegnet sein wird.

Die Tagesordnung im Varziner Herrenhause ist etwa folgende. Zwischen zehn und elf Uhr setzt sich der Fürst mit der Familie und den etwaigen Gästen zu einem Frühstück nach englischer Art, bei dem ich ihn selbst aber nur Milch und dann eine oder zwei kleine Tassen schwarzen Kaffee trinken sowie etwas geröstetes Weißbrot nebst zwei weichgekochten Eiern essen sah. Bei dieser Gelegenheit legt man ihm die von der Post und dem Telegraphenamt eingetroffnen Sachen vor, über deren Erledigung er dann gewöhnlich sofort die nothwendigen Weisungen ertheilt. Kurz vor oder bald nach dem Lunch werden mit Pächtern, Bauern oder Förstern der Herrschaft sowie mit Handwerksleuten Privatgeschäfte besprochen. Zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags eine Ausfahrt in offnem Wagen oder ein Ritt weit hinaus ins Gelände, bisweilen, weil ein Neubau oder eine vor Kurzem angelegte Schonung oder der Fortschritt einer Feldarbeit zu besichtigen ist, oder weil der Fürst einem Fischzug in einem der Waldteiche seiner Güter beiwohnen oder den Holzpapiermühlen einen Besuch abstatten will, häufig auch nur der Bewegung und Erfrischung im Freien halber. Besuche bei Nachbarn oder von Seiten solcher scheinen selten vorzukommen, vielleicht, weil politische Ansichten und Absichten beide Theile von einander fern halten.

Vor dem Varziner Aufenthalt des Fürsten im Sommer und Herbst 1877 war ihm das weite Reiten schwer gefallen, und namentlich hatte ihn das Galoppiren angegriffen. Auch hier hatte sich die Heilkraft der Gasteiner Quellen bewährt. In den Octobertagen, nach deren Beobachtungen und Erlebnissen ich hier schildere und berichte, begleiteten wir zu Wagen den

Kanzler und den Grafen Herbert auf einem Rundritte, der uns auf Umwegen über Wald und Feld und Anger durch den größten Theil der südwestlichen Striche der Herrschaft bis auf die Höhe über Annenhof brachte, wo man Schloß Crangen mit seinen vier Thürmen und seinem blauen Landsee in der Tiefe vor sich hat, und dann über Wussow wieder zurückführte, und bei dem die beiden Reiter anfangs und zuletzt ziemlich große Strecken im Galopp zurücklegten. Sie waren mit geringen Unterbrechungen fast vier Stunden im Sattel gewesen.

Zwischen fünf und sechs Uhr Abends findet das Diner statt, welches sich während meines Aufenthalts in Varzin unter meist lebhaften und zuweilen recht denkwürdigen Gesprächen gewöhnlich bis nach sieben Uhr ausdehnte, und an dessen Schlusse der Fürst eigenhändig auch seine Hunde von einem Teller mit gekochtem Fleische zu speisen pflegte. Die hohe Gestalt in dem Lehn- und Armstuhle vor dem oberen Ende des Tisches, rechts und links von ihr die zu ihr aufblickenden beiden Thiere — gestrenge Kritiker mit „Mannesseelen" und dem üblichen allerernsthaftest empfundenen und doch hochkomischem Selbstgefühl, die mit „Lakaiengesinnung" und ähnlichen Artigkeiten um sich zu werfen gewohnt sind, werden es möglicherweise übel vermerken, wenn ich sage, daß mir dabei Bilder mit Wuotan und seinen beiden Wölfen in den Sinn kamen. Es soll mich aber so wenig anfechten und irre machen, wie das Gerede unsrer literarischen Börsianer, das über meine Auffassung des Kanzlers in der für minder vornehm geltenden Tagespresse erflossen ist. Plündert und schimpft hinterher — man ists von euch gewohnt. Klatscht oder pfeift — es wird mir zu allen Zeiten gleichgültig sein, unsagbar gleichgültig.

Nach dem Essen wird noch ein Stündchen im Billardsaale

bei einer Tasse Kaffee verbracht, wo der Fürst, wie erwähnt, gewöhnlich am Ofen neben der großen Vase mit der zur Germania gewordenen Borussia ein paar Pfeifen Tabak raucht und gelegentlich das Kaminfeuer mit den davor in einem Korbe bereitgestellten Tannenzapfen nährt. Gegen zehn Uhr trinkt man im Zimmer der Fürstin den Thee, von welchem deren Gemahl indeß in den Tagen meiner Anwesenheit sich nicht einschenken ließ, sondern nur ein Glas Milch genoß, und eine halbe Stunde vor Mitternacht begiebt man sich in der Regel in seine Schlafstube.

Noch sei bemerkt, daß bei den Mahlzeiten, soweit möglich, nur Selbstgezogenes, Selbsterbautes und Selbsterlegtes auf den Tisch kommt. „Fast alles, was hier gegessen wird", sagte der Fürst eines Abends zu mir, „stammt von meinen Gütern — auch aus Schönhausen — Fleisch, Wild, Fische, Gemüse, die Artischoken, die freilich hier nicht so gut gerathen wie im Süden, die Pfirsiche, die Wall- und Haselnüsse. Nur ein Schaf muß ich dann und wann von den Bauern kaufen, und um ein Rind zu schlachten, ist meine Wirthschaft nicht groß genug. Das kann blos Dietze, der in seiner Brennerei und Zuckerfabrik so viele Leute beschäftigt, die bei ihm essen".

Die Jagd überläßt der Kanzler schon seit einiger Zeit seinen Söhnen. Dagegen liebt er lange Wanderungen durch seinen Park noch wie zu Anfang, und derselbe verdient seine Zuneigung. Er ist ebenso groß als schön, voll Heimlichkeit, voll Abwechselung, voll Wipfelmusik. Stattliche Buchen und Eichen, an einigen Stellen auch Gruppen rothstämmiger Föhren mit schirmartig sich ausbreitendem Geäst erheben ihre Kronen über das Unterholz der Hügel oder über das Gras und Moos der lichteren Senkungen. Schlangenwege winden sich über seine Höhen und durch seine Tiefen. Schmale Pfade, von Gezweig

überhangen, kommen hinzu. Bisweilen tritt man auf eine Fahrstraße hinaus, wo sich eine Aussicht nach einem fernen stillen Waldhügel öffnet. Am Saume der Partie des Parkes, wo er an die vom Vorbesitzer des Kanzlers vorgenommene große Rodung mit ihren schwarzgrauen Furchen und ihren von Haidekraut überwucherten Gräben grenzt, schließt sich ihm seitwärts ein breiter, wellenloser Weiher mit Spiegelbildern der Wipfel und Wolken, Schilf und Seerosen an. Hier und da ladet eine Bank an einem weißen, auf der Wetterseite bemooften Buchenstamm mit Erinnerungszeichen, Anfangsbuchstaben von Namen u. dergl. zum Ausruhen und Meditiren ein. Der Fürst weiß jeden schönen Baum seines Parks zu nennen. Er scheint ihn von Grund aus studirt zu haben. Auch die Nacht, ihr Mond und ihre Sterne haben ihn hier wandeln sehen, und sicher ist ihm bei solchen einsamen Gängen mancher bedeutungsvolle Gedanke aufgestiegen, der nachher für uns, sein Volk, Frucht getragen hat. Unbewußt trägt er seinen Lieblingsort mit sich herum, selbst auf dem Feldzuge in Frankreich hatte er ihn mit; denn sein Bild erschien ihm mit sonnebeschienenen Stämmen im Traume. Wiederholt kam er in Varzin auf seine Beobachtungen und Betrachtungen im Parke zu sprechen, und sehr anmuthig wußte er selbst von seinen Dohlen zu erzählen, wie sie „ihren Kindern das Fliegen lehren", wie sie dieselben „später an die nahe Seeküste zur Würmerdiät führen", und wie sie „als vornehme Leute zum Winter in die Stadt, in die Thürme von Stolp und Schlawe ziehen".

Ich bin zu Ende mit meinem Berichte. Mehr von Varzin und dem, was ich dort vernahm und erlebte, vielleicht später in andrer Form und anderem Zusammenhang. Denn ich habe auch hier nicht blos Aeußerlichkeiten beobachtet und wohlbedacht

gesammelt. Für jetzt muß ich aber Abschied nehmen von dem gastfreien Landsitz, um die Leser nach andern Besitzungen des Fürsten zu führen. Mögen sie beim Scheiden mit mir den Wunsch theilen: Segen und Heil dem Hause und seinem Herrn — Slawa und Wawrezin — Ruhm und Lorbeern immerdar!

Siebenter Abschnitt.

Im Stammhause des Reichskanzlers.

Fahren wir auf der Lehrter Bahn von Berlin nach Stendal, so begegnen wir eine starke Viertelmeile von der Stelle, wo der Zug die Elbe überschreitet, links von den Gleisen einer Station, die sich Schönhausen nennt. Etwa zehn Minuten Weges davon streckt sich ein langes Dorf gleichen Namens hin, aus dessen Gärten zwei größere Gebäude und eine stattliche Kirche aufragen. Schon mancher Fremde hat hier für einen Tag Halt gemacht und ist nach dem Dorfe hinübergewandert, um zu sehen und zu zeichnen; denn wir haben hier den Geburtsort Bismarks vor uns, und das eine der beiden größeren Gebäude, das drüben bei der Kirche aus hohen Baumwipfeln hervorschauende, ist sein Stammhaus. Auch wir wollen einen Gang hinüberthun und zwar an der Hand von Erinnerungen an einen Besuch, den ich im Herbste des Jahres 1877, von Varzin kommend, dem Orte abstattete.

Schönhausen liegt flach in weiter Ebene. Nur wo die Kirche und das Geburtshaus des Reichskanzlers stehen, erhebt sich der Boden ein wenig über die Felder und Wiesen der

Gegend. Das Dorf hat über achtzehnhundert Einwohner und sieht recht wohlhäbig aus. Es bildet in der Hauptsache eine lange breite Gasse, die an den Fußwegen größtentheils mit Bäumen besetzt ist. Der Umstand, daß die Häuser an einigen Stellen dicht an einandertreten, verschiedene Handwerker und Krämer, drei oder vier kleine Gasthöfe und eine Posthalterei lassen den Ort mehr wie einen Flecken als wie ein Dorf erscheinen. Außer dem Bismarckschen Gute befindet sich hier noch ein zweites, welches fast noch einmal so groß als das des Fürsten ist und in früheren Zeiten ebenfalls im Besitze von dessen Familie war, gegenwärtig aber dem Deichhauptmann Gärtner gehört. Ich traf letzteren, als ich in den Ort gelangt war, auf der Straße vor seinem Hofe und erhielt von ihm auf meine Frage nach dem besten der hiesigen Gasthäuser freundlich den Bescheid, die Post sei zu empfehlen. Ich begab mich dahin und sah mich bei dem Besitzer des kleinen Dorfhotels, Herrn Hanxleben, wider Erwarten recht gut aufgehoben.

Nach vier Uhr hier angekommen, machte ich mich, bevor es Abend wurde, auf den Weg zu Inspector Kohnert, dem Verwalter des Fürsten, um bei ihm die mir von letzterem ausgestellte Empfehlung abzugeben, in der er gebeten wurde, mir das Haus und seine Umgebung zu zeigen. Er war in dem Augenblicke nicht daheim, „auf dem Felde", sagte die sauber gewaschne, sorgfältig frisirte Großmagd, bei der ich mich nach ihm erkundigte. Ich fragte nach der Frau Inspectorin und erfuhr, daß sie im Garten, wahrscheinlich im Lusthause sei. Eben hatte ich sie auf dem Wege dahin getroffen und ihr mein Anliegen mitgetheilt, als ihr Gemahl dazu kam, eine hochgewachsene kernige Gestalt mit blondem Vollbart und intelligentem Blick. Erst etwas kühl und zugeknöpft — vielleicht hatte er mit frühern Besuchen der Art verdrießliche Erfahrungen gemacht — wurde er rasch wärmer

und mittheilsamer, als er gewahr wurde, daß mich nicht die gewöhnliche Touristerei hierher geführt hatte, und nach einigen Minuten hatte ich offenbar sein Vertrauen gewonnen. Er fand vermuthlich, daß ich den Gutsherrn liebte, und das schien ihm auch so zu gehen.

Da es diesen Tag zu einer gründlichen Besichtigung des Hauses im Innern zu spät war, so wurde verabredet, sie am nächsten Morgen vorzunehmen, und zwar wollte Herr Kohnert selbst dabei mein Führer sein, da die Inspectorin Bellin, welche bisher den Besuchern des Gutes als Begleiterin gedient hatte, bei ihren hohen Jahren nicht recht mehr fortkonnte. Für jetzt wurde nur ein flüchtiger Blick auf das Aeußere des Hauses und die Alleen vor und neben ihm gethan. Jenes ist ein schmuckloses graugetünchtes Herrenhaus mit hohem steilem Dach und zwei Stockwerken über dem Erdgeschoß, welches letztere, wie an den Fenstergewänden zu sehen, ungewöhnlich dicke Mauern hat. Das Gebäude ist nicht viel tiefer, als es breit ist, so daß es fast einen Würfel bildet. Man sieht ihm an, daß es seit Jahren selten Bewohner gehabt hat. Die sinkende Sonne und der Herbst, welcher die Stelle vor der Thür mit gelben Blättern bestreut hatte, verstärkten den melancholischen Eindruck, welchen das verlassene Haus machte. Ueber der schlichten Flügelthür desselben, nach der weder eine Freitreppe, noch eine Rampe führt, sind zwei steinerne Wappen, rechts das Bismarcksche mit dem doppelten Dreiblatt, Klee und Eichenlaub, links das Kattesche, worin eine Katze mit einer Maus spielt, angebracht. Darunter liest man die Namen August v. Bismarck und Dorothee Sophie Katten und die Jahreszahl 1700. Jene bezeichnen das Ehepaar, welches das Haus zuerst bewohnte, diese giebt die Zeit an, in der dasselbe, nachdem es im dreißigjährigen Kriege zerstört worden und dann wüst gelegen, wieder aufgebaut wurde.

Wir waren unter verschiedenen Gesprächen wieder an die drei alten großen Kastanienbäume gekommen, welche den Platz vor dem Eingange beschatten, als Kohnert mich auf ein viereckiges Loch in dem Stamme des dritten aufmerksam machte. „Hier kann ich Ihnen gleich was zeigen, wovon die Andern nichts wissen", sagte er. „In dieses Loch haben die Bismarcks ihre Kelter gesteckt, wenn sie ihren Wein machten".

„Wein? Also sie bauen hier auch Wein? Zum Trinken?" fragte ich, halb verwundert und halb erschrocken, indem ich in dem Augenblicke nicht daran dachte, daß noch weit höher im Norden, bei Brandenburg, im Posenschen sogar Weinbau dieser Art verübt wird.

„Johannisbeerwein", erwiderte der Inspector.

Ich hatte — so unwissend sind wir Großstädter — davon noch nie gehört und gestand das, auch daß ich diese Gottesgabe einmal zu trinken verhoffte.

Die Antwort war, da könnte ich den Bismarckschen Wein von damals ja gleich einmal bei ihnen probiren. Ich sah keinen Grund, warum nicht, und nahm die Einladung zur Bereicherung meiner Kenntnisse an. Wir gingen in die Wohnung des Inspectors. Ich blieb bis acht Uhr, aß mit den liebenswürdigen Leuten zu Abend und probirte. Der Wein, den sich die Bismarcks einst an der großen Kastanie gekeltert, und von dem sich Inspectors noch alle Jahre eine Anzahl Flaschen bereiten, schmeckt recht gut, fast wie der süße Ungar, den man in der Sächsischen Schweiz bekommt, und man kann dabei unter guten Leuten ganz genau so aufgeräumt werden, wie wenn man anstatt Johannisbeer Johannisberger im Leibe hätte.

Wer daran zweifelt, der überzeuge sich durch einen Versuch im nächsten Sommer, wenn in seinem Garten diese Reben wieder tragen. Hier ist das Rezept, das mir die Güte der Frau

Inspectorin mittheilte. Man mische mit achtzehn Gewichtstheilen Johannisbeersaft vierundzwanzig Theile Zucker, der in Wasser aufgelöst worden, lasse die Mischung vergähren, ziehe sie auf Flaschen und stelle sie an einen kühlen Ort. Dann — ich habe hoffentlich nichts falsch verstanden oder vergessen — trinkt man davon gelegentlich mit netten Leuten. Nicht so, Frau Inspectorin? Inspectors sollen nämlich dieses Buch zu lesen bekommen, und so erlaube ich mir auf diesem Wege zu fragen und meinen schönen Gruß hinzuzufügen, zum Zeichen, daß ich angenehmen Menschen ein freundliches Andenken bewahre.

Der Inspector ertheilte bereitwillig Auskunft auf die Fragen, die ich in Betreff des Gutes und des Dorfes an ihn richtete. Er kennt beide seit mehreren Jahren, wenn ich nicht irre, seit 1872, wo er, der aus der Gegend von Zerbst gebürtig und ein Zögling von Dietze in Barby, einem unserer größten und intelligentesten Landwirthe, auf Empfehlung des letzteren hierher kam. Das Gut hat „Kapitalboden", indeß ist das Land etwas naß, und Drainagen lassen sich wegen der zu tiefen Lage nicht mit Vortheil anwenden. Trockne Jahre sind daher hier die besten. Das Areal der Besitzung, vom Fürsten vor einiger Zeit durch Hinzukaufen von drei Bauerngütern nicht unerheblich vergrößert, zerfällt in circa neunhundert Morgen Acker, etwa sechshundert Morgen Wiesen und Hutungen und ungefähr eintausend und dreihundert Morgen Wald, der meist aus Kiefern besteht, und von welchem gegen fünfhundert Morgen vom Fürsten selbst aufgeschont worden sind. Er hat auch einen Versuch mit hundert Stück Eichen gemacht, der wohl gelungen ist — ein Erfolg, über den er seine große Freude hat. Der Viehstand umfaßte, als ich Nachfrage hielt, einhundertundvierundzwanzig Stück Rindvieh und fünfundzwanzig Pferde und Fohlen. Auch an

der Fohlenzucht des Inspectors, der augenscheinlich ein tüchtiger, seiner Sache gewisser Landwirth ist, hat der Gutsherr als Sachkenner, wenn er, wie alljährlich, ein oder zwei Mal herkommt, sein Wohlgefallen. Ob Schafe gehalten werden, unterließ ich zu fragen. Im Walde giebt es Damwild, Rehe und Hasen, im Garten, der ungefähr zwanzig Morgen groß ist und in einen mit Obstbäumen und Gemüse bepflanzten Theil sowie in tiefer liegende parkartige Anlagen zerfällt, sind in jener ersten Hälfte die vorzüglichsten Obstsorten vertreten, die der Vater des Ministers aus Frankreich mitgebracht hat. Ursprünglich meist Zwergstämme, wie sie dort gezogen werden, sind sie, im Laufe der Zeit hochgegangen, zum Theil auch ihrer Größe nach achtbare Bäume geworden.

Das Dorf hat außer den beiden Rittergütern einige vierzig andere Güter, von denen siebenunddreißig Bauernstellen und theilweise von erheblicher Größe sind, und die übrigen auf Kossäthen fallen. Die Tracht der Bewohner des Ortes unterscheidet sich, soviel ich bemerken konnte, nicht mehr von der in den meisten norddeutschen Gegenden auf dem Lande üblichen. Die gewöhnliche Umgangssprache ist ein Dialekt, welcher den Uebergang aus dem Hochdeutschen zum Plattdeutschen bezeichnet. Früher wird das Erstere vorgewogen haben. Jetzt scheint das Umgekehrte der Fall zu sein.

Ehe ich mich verabschiedete, um am nächsten Morgen mich wieder einzustellen, hatte ich das Vergnügen, den neueingezogenen Herrn Lehrer und Küster von Schönhausen kennen zu lernen, der bei Inspectors seinen Antrittsbesuch machte und mir am Morgen die Kirche aufzuschließen versprach. Vom Pastor hörte ich, daß er zu den Strenggläubigen zählte. Das Dorf hatte unter seinen Bewohnern in dem Posthalter und den Seinigen auch eine katholische Familie.

Am folgenden Morgen war ich, wie verabredet, bei Zeiten in der Kohnertschen Wohnung, wo ich den Inspector bereit fand, mit mir die Wanderung durch die Säle und Stuben des Herrenhauses anzutreten und mir den Garten und den Park zu zeigen. Bevor ich die Leser einlade, uns dabei zu folgen, bemerke ich, daß jenes, wenn man durch die gemauerten Pfeiler des Eingangs in das Gut tritt, nicht sichtbar ist. Man sieht vielmehr hier nur links das vom Inspector mit seiner Frau bewohnte Haus, nach dessen Thür eine kleine Freitreppe hinaufführt, gerade vor sich, in der Entfernung einiger Schritte drei oder vier Reihen von Kastanien- und Lindenbäumen mit breiten schattigen Wipfeln und rechts Wirthschaftsgebäude mit der Düngerstätte. Erst um die Ecke zur Linken biegend, gewahren wir das vorhin seinem Aeußern nach geschilderte Haus, wo ehedem die Gutsherrschaft wohnte. Die Thür desselben ließ sich mit keinem der von Frau Bellin gesendeten Schlüssel öffnen, und so mußten wir unsern Weg durch die Hinterthür nehmen, zu welcher wir über den unmittelbar an das Haus stoßenden Friedhof gelangten. Dieselbe brachte uns zunächst im Erdgeschoß in eine weite, weißgestrichne, am Fußboden mit rothen Ziegelsteinen getäfelte Hausflur, in der wir verschiedenen alterthümlichen Schränken, einer Mitrailleuse aus der Kriegsbeute von 1870 und einem Kellerhals begegneten, an welchem einige Stufen hinaufführen. Die Thür in der Wand über dem Kellerhalse, unter welchem der Fürst seinen Nordhäuser alt werden läßt, geht in ein Zimmer, das früher für die Dienerschaft des Hauses bestimmt war. Jetzt warten hier, in Kisten und Ballen verpackt, allerlei Zeichen der Verehrung, welche Einzelne oder Korporationen dem Regenerator der Nation darbrachten, Modelle zu Statuen und Büsten, Ehrenbürgerbriefe u. dergl. auf Raum und Zeit zur Auferstehung und passenden Aufstellung. Auf der andern

Seite der Hausflur, links, wenn man das Gesicht der großen Vorderthür des Gebäudes zukehrt, führt eine weißlackirte Flügelthür in ein geräumiges Zimmer, das sich auf den Garten öffnet und darum der Gartensaal heißt. Die Tapete desselben zeigt auf ziegelrothem Grunde weiße und rothe Blumen. Der Fußboden besteht, wie beiläufig in allen Sälen und Stuben des Hauses aus einfachen Fichtendielen. Die Decke dagegen ist hübsch mit Stuckarbeit verziert, welche wieder das Bismarckſche und das Kattſche Wappen darstellt.

In die Hausflur zurückgekehrt, wenden wir uns der breiten etwas steilen Treppe von braunem Eichenholze zu, die im Hintergrunde derselben in das erste Stockwerk des Gebäudes führt, und gelangen zunächst durch eine weiße Flügelthür in den großen, im Verhältniß zu seiner Länge und Breite niedrigen Mittelsaal über der Hausflur. Derselbe ist an den Wänden mit weißer Tapete bekleidet und zeigt an der Decke und den beiden weißgestrichnen Kaminen Verzierungen von Stuck im Rokokostil. Zwischen den drei Fenstern stehen zwei birkene Kommoden. Auf der zur Rechten gewahren wir eine Gipsbüste Friedrich Wilhelms des Vierten, auf der zur Linken eine Marmorbüste des Fürsten in Civilanzug. Nicht weit hiervon bemerkt man auf einem Tischchen an der Wand eine in Kupfer getriebene Kolossalbüste desselben, die den Obertheil des Kissinger Denkmals darstellt. Neben der Kommode auf der rechten Seite trägt ein andrer an der Wand befindlicher kleiner Tisch die Gipsbüste Friedrich Wilhelms des Dritten. Dann folgt an derselben Wand eine weiße Flügelthür. Weiterhin begegnen unsere Blicke einem Schränkchen, hinter dessen Glasthür Tassen und Kannen von Porzellan mit dem Bismarckſchen Wappen stehen, während uns von oben her zwischen zwei Karaffen eine weibliche Büste von Gips ansieht, welche die verstorbene Frau des

Bruders des Fürsten darstellt. Ein zweiter Schrank mit Geschirr, dem ersten gegenüber, eine Anzahl Stühle an den Wänden und in der Mitte zwei unlackirte fichtene Tische vollenden die Ausstattung des Saales.

Der Inspector öffnet die weiße Flügelthür zur Linken, und wir treten in das Visitenzimmer mit seiner stark nachgedunkelten Oeltapete, welche Landschaften zeigt, und seiner Stuckdecke. Ein altes schwarzes Sopha erinnert an die ehemalige Bestimmung des Gemaches. Ein paar Bettstellen mit darin aufgestapelten Federbetten deuten an, daß es zuletzt andern Zwecken gedient hat.

An das Visitenzimmer, dessen Fenster auf den Rasenplatz vor dem Parke hinaussehen, stößt ein anderes, dessen Tapete auf grünem Grunde große goldne Chinesen zeigt. Neben dem weißen Kamine, über dem ein Oelgemälde, das Porträt einer Frau, hängt, befindet sich ein Ofen. In der einen Ecke bemerkt man einen Abguß von Rauchs Walpurga auf dem Hirsche, in der andern eine Nachbildung der Kißschen Amazone in Gips. Eine Nische, die mit einer rothen Portière von baumwollenem Stoffe verhangen ist, eine Kommode und zwei Sophas, das eine roth, das andere blaßgrün überzogen, bilden das übrige Zubehör und Geräth der ziemlich großen Stube, die einmal als Salon gedient zu haben scheint, und aus deren Fenstern man auf die Gänge und Baumwipfel des Parks hinausblickt.

Kehren wir in den Mittelsaal zurück und treten wir durch die Flügelthür neben der Büste Friedrich Wilhelms des Dritten, so gelangen wir wieder in die Stube, in welcher der Fürst v. Bismarck wohnte und arbeitete, als er noch einfach Herr v. Bismarck hieß. Die Tapete zeigt weiße Arabesken auf grünem Grunde, wie sie vor dreißig oder vierzig Jahren Mode waren. An der Wand rechts von der Thür steht ein grünes Sopha

und davor ein Tisch mit grünbezognen Polsterlehnstühlen. Ueber dem Sopha hängen drei Lithographien und das in Oelfarben ausgeführte Porträt der Mutter des Reichskanzlers in der Tracht der zwanziger Jahre, ein nicht unschönes, aber kaltes Gesicht, von dessen Original, wenn es hier richtig getroffen ist, der Sohn die gemüthlichen Züge seines Wesens nicht haben kann. Weiterhin folgt an derselben Wand über dem Kamin des Zimmers das Medaillonbild einer Dame, über die mein Begleiter keine Auskunft zu geben wußte. In der Ecke daneben, deren Wände statt der Tapete blau glasirte Fließen mit kleinen weißen Landschaften bedecken, befindet sich ein großer weißer Kachelofen, auf dem oben ein Stier von Gips steht. Die Ecke gegenüber nimmt ein großes braunes altväterisches Uhrgehäuse ein, dessen Werk ein zinnernes Zifferblatt und einen ungewöhnlich hellen Schlag hat. Vielleicht schreibt sich daher, daß der Bewohner dieses Gemachs sich gewöhnte, immer genau zu wissen, wie viel es geschlagen — auch an der Uhr der Zeit. An der Wand dem Sopha gegenüber begegnen wir einem altmodischen Schreibesecretär, und daneben hängen Stahlstiche und Lithographien von Bildern, die vor einem Menschenalter von sich reden machten: der Schutzengel der Wagnerschen Sammlung, des Rekruten Abschied, der heimkehrende Krieger, Johannes der Täufer als Knabe dem Jesuskinde huldigend, die Madonna Montfort und über der letzteren ein hübsches Porträt von Bürgers Molly. An einem der beiden Fenster des Zimmers, zwischen denen sich ein Spiegel befindet, kommen zu diesen nicht viel bedeutenden Kunstproducten einer vergangnen anspruchslosen Zeit noch ein paar in die Scheibe eingefügte Lichtbilder mit bunten Glasrahmen.

Aus dem Arbeitszimmer gehen wir durch eine Thür zur Rechten von den Fenstern in ein Ankleide- und Schlafgemach,

das auf den Kirchhof hinaussieht. Die Tapete desselben ist grau übertüncht, von der weißen Decke hängt eine topfförmige weiße Ampel mit einer grünen Guirlande herab, und auf dem Ofen sitzt ein Adler von Gips. Sonst enthält die Stube einen alten röthlichen Kleiderschrank, ein mit Leder überzogenes Sopha und zwischen den beiden Fenstern eine Kommode, über der ein Spiegel hängt. Ein breiter Vorhang von rothem Kattun theilt ein Stück vom Zimmer ab, und in diesem alkovenartigen Raume befinden sich zwei Bettstellen ohne Betten. Dieselben bezeichnen den Ort, wo am 1. April 1815 Otto von Bismarck das Licht der Welt erblickte.

Begeben wir uns von hier in das Arbeitszimmer zurück und von da in die daranstoßende Bibliothek, so haben wir eine ziemlich große, aber gleich allen übrigen Räumen des Hauses nach heutigen städtischen Begriffen niedrige Stube, die indeß unter Umständen behaglich sein kann, vor uns. Die Wände derselben sind rosenfarben angestrichen, und in ihrer Mitte steht ein schwerer, mit Wachstuch überzogner Tisch, an dem ein paar Generationen studirt haben können. Rechts von der Thür, durch die wir eingetreten sind, gewahren wir einen gelben Glasschrank mit drei Thüren, hinter deren Scheiben eine stattliche Anzahl von Büchern und Broschüren, darunter viele in Folio und Schweinslederband, zu sehen sind. Dann folgen in der nächsten Wand zwei Fenster, zwischen denen sich ein Stehpult mit Schublade befindet, auf dem ein Schränkchen ruht. Neben dem zweiten Fenster hat ein alter massiver Schrank aus Nußbaumholz, der schon den Erbauer des Hauses gekannt haben kann, und der vermuthlich ebenfalls Literatur beherbergt, mit seinen gewundenen Füßen Posto gefaßt. An der nächsten Wand treffen wir auf einen zweiten gelben Glasschrank, der wieder mit Büchern und Flugschriften, alten und neuen, gebundenen und blos gehefteten, an-

gefüllt ist. Die größeren Bände dieser Bibliothek sind, wenn ich nach einer Musterung von einigen Minuten urtheilen darf, meist von älterem Datum, viele aus dem vorigen Jahrhunderte. In dem zuerst erwähnten Schranke stoßen wir unter Anderm auf Büschings Erdbeschreibung und Gledows Reichshistorie, auf das Theatrum Europaeum, Zedlers Universallexikon aller Wissenschaften und Künste, auf Gottfrieds Chronik der vier Monarchien und auf die deutschen Schriften Luthers. Der andere Glasschrank verwahrt, wie es scheint, vorzugsweise schöngeistige Literatur, darunter Werke von Voltaire und Friedrich v. Schlegel. An derselben Wand, wie dieser Schrank, steht weiter einwärts im Zimmer ein schwarzer Divan, über welchem kleine Oel- und Pastellgemälde hängen, die Glieder der Bismarckschen Familie darstellen. In der letzten Wand befindet sich zunächst die Thür, die nach dem Arbeitszimmer führt. Daneben folgt ein Sopha mit gelblichem Muster auf grünem Grunde, über dem wir wieder einige kleine Bilder in Kupferstich oder Wasserfarben gewahren. Beim Ofen, hinter welchem die Wand mit blau und weißen glasirten Thonplatten belegt ist, schließt das Bild einer Dame, die mein Führer als eine Gräfin v. Schulenburg bezeichnete, und welche der Vater des Fürsten als Gemahlin heimzuführen bestimmt gewesen sein soll, die Dieß aber aus irgendwelchen Gründen nicht geworden ist, die Reihe dieser Porträts, von denen ich sonst noch ein hübsches kleines Brustbild der Großmutter des Reichskanzlers — es ist die von mütterlicher Seite, die Cabinetsräthin Mencke — hervorhebe.

Nachdem wir noch in die anstoßende kleine einfenstrige Stube mit ihrer blau und weißgemusterten Tapete, ihren alten verstäubten und verräucherten Kupferstichen, Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen, und ihrer riesigen Familienbibel, einen Blick gethan, begaben wir uns ins zweite Stock, wo sich

über dem großen Mittelsaale des ersten ein gleich geräumiger und ebenfalls von drei Fenstern erleuchteter Saal befindet. Derselbe enthält nichts als einige Schränke und links an der Wand den Stammbaum des Geschlechts derer v. Bismarck, der in seinen untern Theilen wie von Stichen oder Hieben beschädigt ist — „durch 1813 hier einquartierte Franzosen", berichtete mein Begleiter.

Die übrigen Stuben und Kammern dieser Etage scheinen gegenwärtig nur zu Rumpelkammern benutzt zu werden oder für gewöhnlich ganz leer zu stehen. In der einen wies mir Herr Kohnert die Kelter oder Presse, mit der man ehedem an der dicken Kastanie unten seinen Wein gemacht — eine sehr einfache Maschine, die ungefähr wie ein recht großer viereckiger Federkasten aussieht. Vielleicht wohnt in einer besonders abgelegnen, von diesen sonst nur von Holzwürmchen, webenden Spinnen und spielenden Sonnenstäubchen belebten Räumen mit ihrem halb abgebröckelten Kalkputz und ihren rostigen Schlössern und Thürangeln das Hausgespenst, von dem Hesekiel allerlei Schauriges zu erzählen weiß. Wahrscheinlicher ist indeß, daß es, verdrießlich über die neue Zeit, ausgezogen und in das „alte romantische Land" entflohen ist, gleich den kleinen Puken und Kobolden, die ehedem, halb tückisch, halb drollig, bei guter Behandlung gewöhnlich hülfreich und gefällig, wie anderwärts in norddeutschen Dörfern auch in den Ställen und Scheunen der Bauernhöfe Schönhausens, gespukt haben werden. Mir bei dem Inspector Gewißheit über die Sache zu verschaffen, schämte ich mich. Er sah nicht aus, als ob man ihm mit solchem Schnack kommen dürfte.

Wenn ich einen Rückblick auf das an diesem Morgen Gesehene werfe und mir den Gesammteindruck vergegenwärtige, den das Stammhaus des Reichskanzlers nach seinem Innern

zurückläßt, so gehört eine stark treibende Phantasie dazu, um es überhaupt mit romantischen Liebhabereien in Verbindung bringen zu können. Es ist jetzt ein unbewohntes Haus, still, einsam, todt und insofern ein wenig unheimlich. An sich aber hat es nichts Ungewöhnliches, nichts mittelalterlich Schauerliches oder Großartiges. Gesunde Augen, nüchterner Sinn begegnen nicht einem einzigen Zuge, der an eine Burg der Ritterzeit oder an ein stolzes Schloß in der Welt der Romane denken läßt. Nichts von dämmerigen Korridoren und Sälen mit finster oder wehmüthig auf uns herabschauenden Ahnenbildern, nicht das Geringste von hohlklingenden Fußböden, geheimnißvollen Wandschränken oder Winkeln mit gespenstigen Echos. Die dicken Mauern, die tief eingeschnittenen Fenstergewände geben dem mäßig alten Gebäude den Charakter stämmiger Ehrenhaftigkeit. Die niedrigen Zimmer mit den Stuckdecken drücken nur bescheidenen Wohlstand aus. Die Möblirung und die sonstige Ausstattung der Gemächer unterscheiden sich, abgesehen von den Wappen, in nichts von dem Bilde, welches in den ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts die Wohnung eines einigermaßen begüterten Bürgers darbot. Das Ganze ist noch heute wie vor vierzig Jahren, wo sein Geräth, seine Tapeten und seine Bilder neu und nach der Mode waren, das schlichte, einfache, anspruchslose Haus eines märkischen Landedelmannes, der sich um seine Wirthschaft selbst kümmert und sich dabei mit der gnädigen Frau, die desgleichen thut, ungefähr genügend, nach guten Ernten etwas mehr als genügend wohl befindet. Es ist ohne Zweifel behaglich gewesen. Jetzt aber fehlt ihm die Wärme der Bewohntheit. Man sollte es nicht des Morgens besuchen, wo das kalte bläuliche Sonnenlicht seine Verödung noch kälter macht. Man sollte sich die stillen, leeren Säle und Stuben vom Lichte des Nachmittags wärmen und vergolden

lassen und sich einen Abendwind dazu bestellen, daß er leise durch die Wipfel vor den Fenstern ginge und Sonnenblicke und Schatten wechselnd auf die Wände und Fußböden würfe. Das gäbe dann Leben in das todte Haus, und in der dadurch erzeugten Stimmung sähe man wohl auch mehr als das gaukelnde Licht- und Schattenspiel der Natur, sähe man wohl auch in der Bibliothek und dem Arbeitszimmer bedeutungsvolle Momente im Leben dessen, der einst hier lebte, aus der Vergangenheit zurückkehren und sich zu Bildern mit Fleisch und Blut gestalten.

Nachdem ich das Innere des Hauses in Augenschein genommen hatte, brachte mich mein Führer in den Garten daneben, der, wie bemerkt, in zwei Hälften, eine höher und eine tiefer gelegene, zerfällt, von welchen jene Obstbäume und einige Gemüsebeete enthält, während diese in einem Parke nach altfranzösischer Anlage besteht. Zwischen beiden zieht sich — wenn wir unter dem Doppelwappen über der Thür des Herrenhauses heraustreten, links — eine Allee alter breitwipfliger Linden hin, die rechts eine Strecke von einer Fachwerkmauer, der Hinterwand des einen Flügels der Wirthschaftsgebäude, links von einem offnen Raume, einem Grasplatze, begrenzt wird. In den Balken jener Wand gewahrt man zahlreiche Spuren von Schrotschüssen, welche nach der Mittheilung des Inspectors, der mich auf sie aufmerksam machte, von Schießübungen des Reichskanzlers in der Zeit herrühren, in der er noch der kleine Junker v. Bismarck war. Der offne Rasenplatz aber, der sich auf der andern Seite der Lindenallee hinzieht, erinnert durch die hier aufgefahrenen französischen Geschütze an das, was aus dem kleinen Schützen nach dem Willen der Vorsehung in späteren Jahren geworden ist, an den Heros, der Deutschland zu einigen und von Frankreich und Oesterreich zu befreien ersehen war. Es sind vier Kanonen, zwei kleine neue und zwei sehr große

alte. Die beiden letzteren, offenbar Festungsgeschütze, sind schön verziert und mit prächtiger hellgrüner Patina überzogen. Die Namen der nun zahm gewordenen metallnen Feuerdrachen — man weiß, daß die Gallier die Gewohnheit haben, ihre Kanonen wie wir die Schiffe zu taufen — sind: L'Autorité, Le Navarin, Le Ravissant und Le Champion.

Steigen wir auf der moosbewachsenen Treppe vor uns in den Park hinab, so befinden wir uns bald zwischen hohen Weißbuchenhecken in schmalen geradlinigen Gängen, bald im Schatten der Aeste und Blätter von Lindenalleen, die ebenfalls gerade fortlaufen. An der tiefsten Stelle liegt, von einem Graben oder einem kleinen halb ausgetrockneten Teiche umgeben, von Baumkronen überragt, ein Lusthaus. Hier und da steht eine Bildsäule von Sandstein, eine alte griechische oder römische Gottheit, welche die Zeit mit gelben Flechten bekleidet oder — vielleicht thaten es hier die bösen Franzosen, die oben den Stammbaum gemißhandelt hatten — um einen Kopf kürzer gemacht hat. Am Rande des Parks, wo ein hölzernes Brückchen über einen Graben ins sonnige Feld hinausführt, begegnen wir der Statue eines Herkules, der die Hand auf eine Stelle unter dem Rücken drückt, wie wenn es ihm da wehthäte. Die Leute in Schönhausen — ich meine die im Dorfe — nennen ihn, weil er die Tracht der Menschheit vor dem Sündenfalle trägt, den „Adam", und ein witziger Kopf unter ihnen hat die Sage aufgebracht, er halte die Hand an jenen Körpertheil, weil ihn der Schuß noch schmerze, den Junker Bismarck einst auf seinen Sitzapparat abgefeuert. Ob aus Verdruß darüber, daß er diesen Apparat denen, welche die Brücke vom Felde draußen kommend passiren, in nicht recht höflicher Weise zukehrt, oder aus welchem anderen Grunde, weiß ich nicht; ich kann nur bezeugen, daß die Spuren eines Schrotschusses noch deutlich zu erkennen sind.

Im Frühlinge sind die Gebüsche des Parkes ein Sammelplatz der Nachtigallen dieser Gegend, die mit andern sanglustigen Vögeln den Bewohnern des Gehöfts Morgen- und Abendconcerte geben. Jetzt, im Herbste, ist Alles still hier, wenn nicht der Wind die Wipfelorgel spielt, so still, daß man das Summen der Mücken über dem Teiche und das leise Geräusch hört, welches ein fallendes Blatt macht. Nur zuweilen erschallt aus den Lüften das Krächzen eines Raben, das Geschrei eines Mäusefalken, der droben seine Kreise zieht, oder das Rasseln und Pfeifen eines in der Ferne vorüberjagenden Eisenbahnzuges. Aus den Mauern zur Seite und auf den Treppenwangen sprossen die Halme und Stauden von Unkraut, und längst hat die Zeit an den einst glattgeschornen Wänden der Weißbuchenhecken die Kunst des Gärtners mit dem Zopfe verdrängt und der Natur wieder zu ihrem Rechte verholfen. Die Sonne des Nachmittags aber leuchtet an wolkenlosen Tagen so schön wie ehedem vor den Ausgängen der schattigen Alleen und durch das grüne Gezweig der Bosquets dieser Garteninsel im weiten baumlosen Gefilde.

Der kleine Park stimmt im Herbste, wo ich ihn sah, durch seinen Verfall ein wenig schwermüthig, auch wenn man die Kreuze der beiden Gräber nicht sieht, die er enthält, und in denen ein jung verstorbner Bruder und ein Vetter des Fürsten gebettet liegen. Auch der Obst- und Gemüsegarten ist wohl nicht mehr, was er früher gewesen sein wird. Die Beete, auf denen ehedem Blumen blühten und Kräuter für die Küche standen, sind gegenwärtig meist mit Luzerne bedeckt. Der Miniaturweiher in der Mitte, der eine Insel mit einer vom Fürsten gepflanzten Birke umgiebt, ist fast ohne Wasser. Das Gewächshaus dient als Stall, in welchem fremdländische Hühner gezüchtet werden. Die Reben, welche an der hohen Umfassungs-

mauer in Menge wachsen, hatten in diesem Jahre ihre Beeren nicht zur Reife gebracht, und ihre edlen Trauben hingen ungenießbar zwischen den vergilbten Blättern und Ranken. Einer schön gewachsenen Linde an der Nordseite der Mauer drohte der Untergang. Die Telegraphenverwaltung hatte — wohl aus Pietät gegen den Kanzler — den Wipfel des Baumes mit ihrer Leitung umgangen. Jetzt aber wurde von einer andern Behörde, wie mein Begleiter erzählte, auf Antrag des Chausseeinspectors verlangt, daß der Draht dicht am Baume hinlaufe — eine Forderung, die eine Verstümmelung desselben durch Hinwegnahme eines Theils des Wipfels einschloß. Ob das nothwendig war? Ich schlug zu Hause mein Notizen-Herbarium nach und fand darin folgende Ergebnisse der Studien, welche der französische Physiker Moucel in Betreff der Bäume als Leiter der Elektricität angestellt hat:

„Die Bäume sind durchaus mehr oder minder Leiter, und ihr Leitungsvermögen hängt von der Menge von Flüssigkeit ab, welche sie enthalten. Die Widerstandsziffer, die von den Blättern eines Baumes ausgeht, vorausgesetzt, daß nur einige derselben mit der Leitung in Berührung gebracht worden sind, variirt, rund gerechnet, zwischen zweimal- und viermalhundert-tausend Kilometern Telegraphendraht, d. h. der elektrische Strom findet in einem Baume den nämlichen Widerstand, den er beim Durchlaufen eines Telegraphendrahtes von circa sechsundzwanzig- bis zweiundfünfzigtausend Meilen Länge zu überwinden hätte. Der Widerstand im Stamme überschreitet in einer Höhe von sieben bis acht Metern, wenn der Erdboden als Zwischenmittel benutzt wird, bei stärkeren Bäumen nicht siebentausend Kilometer und wechselt bei Einschaltung kleiner metallischer Elektroden zwischen zwei- und siebentausend Kilometern. Man hat hier noch keine Ursache, sich zu sehr von

der Berührung der Drähte des Telegraphen mit den Blättern der Bäume zu scheuen; denn die auf diesen Linien angewendeten Isolatoren besitzen, wenn sie vom Rauche geschwärzt sind, ebenfalls keine größere Widerstandsfähigkeit. Der Leitungswiderstand gewöhnlicher Häuser ist sechzehn- bis zwanzigmal größer als jener der Bäume".

Ich muß es Fachmännern überlassen, zu entscheiden, ob hieraus Schlüsse auf unseren Fall gezogen werden können und welche.

Nächst dem Hause, in welchem der Reichskanzler geboren worden ist, in welchem er von 1845 bis 1851 meist gelebt, und wo er auch in den Jahren von da an bis 1867 wiederholt für längere Zeit seinen Aufenthalt genommen hat, und nächst den alten Bäumen im Garten und Parke, die Zeugen seiner ersten Kinderjahre, dann seines gährenden und überschäumenden Jugendhumors, endlich seines Heranreifens zum Politiker waren, die ihn von seiner Lehr- und Wanderzeit mit jedem Sommer klarer und freier wiederkehren sahen, bis er die Welt mit dem Rufe seiner Meisterschaft erfüllte, müssen wir wohl auch der Kirche einen kurzen Besuch abstatten, in der er getauft worden ist. Denn, wie im vorigen Abschnitt bemerkt wurde, der Fürst ist — man lasse sich durch seinen Kampf mit den Schwarzen vom geraden und krummen Horne nicht beirren — ein streng religiöser Mann, der die Kirche als Heilsanstalt werth hält, und das alte romanische Gotteshaus ist in der That sehenswerth. Nicht viele Dörfer Norddeutschlands werden eine so alte Kirche aufzuweisen haben, die so wohl erhalten ist, und die sich namentlich ihrem Aeußern nach so stattlich repräsentirt.

Die Schönhausener Kirche liegt auf derselben Bodenerhebung wie das Herrenhaus, doch ein wenig höher und stammt aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, genauer

aus dem Jahre 1202, also aus einer Zeit, wo das Heidenthum dieser Gegend noch nicht lange vor dem Christenthum gewichen war und Schwert und Pflug des Sachsen die slavische Art und Rede hier noch nicht völlig zum Verschwinden gebracht hatten. Von Ziegeln erbaut und mit zwei Reihen kleiner Rundbogenfenster versehen, macht sie mit ihren dicken Wänden und ihrem breitschulterigen Thurme den Eindruck, als ob sie in alter Zeit dem umwohnenden Landvolke bei feindlichen Einfällen zugleich als Burg und Zufluchtsstätte hätte dienen sollen. Der Form nach ist sie eine Basilika mit drei schmalen Schiffen, in welche Emporkirchen hinein gebaut sind. Das Innere gehört nach seiner Ausschmückung verschiedenen Stilen an. Noch von mittelalterlicher Kunst geschaffen scheint ein großes weißübertünchtes Kruzifix, das rechter Hand vom Eingange an der Wand befestigt ist. Gleichfalls alt können einige der Gruftplatten von Sandstein sein, welche, mit jetzt größtentheils abgetretnen Bildern und Inschriften versehen, den Fußboden bedecken, wo unter ihm Todte ruhn. Schon aus der Periode des Renaissance ist der Grabstein des Ritters Jobst v. Bismarck, der unter einem emporkirchenartigen Betstuhle neben der Kanzel in die Wand eingefügt ist und die Jahreszahl 1589 trägt. Die Kanzel, der Altar, welchen Fahnen schmücken, der herrschaftliche Chorstuhl, welcher, von braunem Eichenholz gezimmert und mit hübschen Ornamenten verziert, der Kanzel gegenüber aus der dort sich hinziehenden Emporkirche heraustritt, gehören ihrem Geschmacke nach in die zweite Hälfte des siebzehnten und in die erste des vorigen Jahrhunderts, aus welcher Zeit auch die an der Kanzelseite angebrachten Epitaphien herrühren. Eins derselben stellt den Landrath August v. Bismarck dar, dessen Namen wir auf dem Wappen über der Hauptthür des von ihm wiederaufgebauten Herrenhauses begegneten. Ein anderes, sehr groß und reich

geschmückt, zeigt in ovalen Rahmen die Oelbilder der Eltern desselben, des kurbrandenburgischen Obersten August v. Bismarck und dessen dritter Frau, Friedericke, Sophie, geborene v. Möllendorf, von denen ersterer, in seinen jungen Jahren Offizier unter Bernhard von Weimar, im Jahre 1670 gestorben ist. Nicht weit davon erinnert eine einfache Gedenktafel an die Mutter des Reichkanzlers, und schrägüber von diesem Memento hängt ein Oelgemälde, welches einen der letzten Pfarrer dieser Kirche darstellt.

An der schmalen Westseite der letzteren, dem Altar gegenüber, befindet sich eine stattliche Orgel, die vor Kurzem durch freiwillige Beiträge der Ortsangehörigen — es kamen gegen tausend Thaler zusammen — wieder in guten Stand gesetzt worden ist. An der Brüstung vor ihr liest man die Namen der in den letzten Kriegen Preußens für das Vaterland gefallenen Schönhausener, unter denen wir auch einem Oheime des Fürsten begegnen, der als Husarenoffizier in der Schlacht bei Leipzig tödtlich verwundet wurde. Unten in der Ecke rechts vom Eingange zu der verfallenen Treppe, die in den Thurm hinaufführt, liegt, durch eine Thür mit großem Schlosse abgesperrt, die Familiengruft der Bismarcks. Herr Kohnert erzählte mir hier: „Die Bauern von Schönhausen sahen sich genöthigt, auf einen neuen Kirchhof Bedacht zu nehmen, und wählten dazu einen Platz, der die hohe Wurth heißt. Man schrieb an den Fürsten, um anzufragen, ob er dort ein Erbbegräbniß haben wolle. Er antwortete freundlich mit schönem Dank für die Berücksichtigung, die Stelle hätte ohne Zweifel ihre Vorzüge, sie wäre ihm aber zu windig".

Begeben wir uns nun von Schönhausen über Wittenberge nach einer von dem Fürsten in späterer Zeit erworbenen Besitzung, dem mächtigen Complex von Waldgrundstücken im Lauenburgischen, welcher in dem Oertchen Friedrichsruhe seinen Mittelpunkt hat. Er besteht in dem sogenannten Sachsenwalde, einem großen Forste, der eine Fläche von ungefähr achttausend Hektaren bedeckt und, bei Reinbek, etwa zwei Meilen östlich von Hamburg, beginnend und sich bis Schwarzenbeck fortziehend, mit einem Arme bis an das Ufer der Elbe hinabreicht und seiner ganzen Länge nach von der Berlin-Hamburger Eisenbahn durchschnitten wird. Dieser Besitz war ursprünglich Domäne und wurde bald nach Beendigung des Krieges mit Frankreich vom Kaiser in seiner Eigenschaft als Herzog von Lauenburg dem Reichskanzler zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste überwiesen. Feldbesitz von Bedeutung war damals nicht damit verbunden, auch gab es zu dieser Zeit hier kein Schloß oder Herrenhaus. Neuerdings hat der Fürst die an den westlichen Saum des Waldes grenzenden kleinen Güter Silk und Schönau dazugekauft, zu welchem letzteren ein Wirthschaftshof gehört, von dessen geräumiger und elegant eingerichteter Inspectorwohnung man einen Theil der Gutsfelder und des Sachsenwaldes überblickt. Der Viehstand ist hier erheblich geringer als in Schönhausen. Wenn ich mich recht erinnere, sprach die freundliche Frau Inspectorin zu Schönau, die meinen Führer und mich in Abwesenheit ihres Mannes durch Haus und Ställe begleitete, von fünfzig Stück Rindvieh. Auch der Boden ist hier nicht so gut als der zum Stammhause des Kanzlers gehörige. Herrlich dagegen ist der Wald, in dessen Mitte in einem länglichen Thalkessel am Flüßchen Aue das Oertchen Friedrichsruhe sich hinzieht.

Letzteres ist neueren Ursprungs und besteht in der Hauptsache aus einem Stationsgebäude der Eisenbahn, einem kleinen Posthause, der netten Wohnung des Oberförsters, in welcher der Fürst bis 1878 abstieg, wenn er sich hier einige Tage aufhielt, einer Mühle, einem Gasthause, fünf oder sechs hübsch im Grünen gelegenen Villen, in welchen wohlhabende Hamburger ihre Sommerfrische abhalten, endlich aus dem Schlößchen des Reichskanzlers, welches, ursprünglich ein Logirhaus, „Frascati" genannt, vor drei oder vier Jahren von ihm angekauft und nach seinen Bedürfnissen umgebaut worden ist. Der ganze weit zerstreute Ort hat circa anderthalbhundert Einwohner. Diese Bevölkerung setzt sich hauptsächlich aus Forst-, Eisenbahn- und Postbeamten, unter denen der Oberförster, dem zugleich die Geschäfte eines Gemeindebevollmächtigten des Fürsten für die Herrschaft Schwarzenbeck, eines Standesbeamten und eines Ortsvorstandes obliegen, der vornehmste ist, dann aus den eben erwähnten wohlhabenden Privatleuten, dem Gastwirth, dem Müller und drei Handwerkern, einem Schmied, einem Schneider und einem Wollspinner zusammen, wozu noch einige Tagelöhner und Knechte kommen. Ackerbau wird nur in geringem Umfange betrieben. Eine Kirche ist nicht vorhanden.

Da die Verhältnisse hier einfach lagen, und keine Erinnerungen von Bedeutung aufzusuchen waren, auch die Zeit drängte -- sonst hätte ich gern noch mehr von dem herrlichen Walde gesehen — so war mein Besuch hier nur ein kurzer. Er genügte indeß, mich über den Charakter des Ganzen zu orientiren und mich in Oberförster Lange, an den ich vom Fürsten empfohlen war, einen liebenswürdigen und wohlunterrichteten Mann kennen lernen zu lassen. Ich besah mit ihm zunächst das Haus, mit dessen Einrichtung für den Kanzler man noch beschäftigt war, und in welchem dieser, da von hier aus Berlin

leichter zu erreichen ist, später vermuthlich länger seinen Aufenthalt für Urlaubszeiten nehmen wird. Dasselbe ist ein schon auf der Eisenbahnstation ziemlich in die Augen fallendes Gebäude mit einem Anflug von Schweizerstil, das in seinen drei Stockwerken reichlich Raum für einen vornehmen Haushalt, aber weder hohe noch geräumige Säle noch andere Einrichtungen hat, die den Eindruck besonderer Eleganz machen. Mehr schien der Fürst auf die Umgebung des Hauses verwenden zu wollen. Hinter der Terrasse neben letzterem, die bei meiner Anwesenheit in der Vollendung begriffen war, bahnte man durch die dort stehenden Gruppen hochstämmiger Buchen und Fichten geschlängelte Wege nach verschiedenen Punkten über der Aue, die eine anmuthige Aussicht auf den Lauf dieses vielgewundenen Gewässers darbieten. Andere Arbeiter waren mit Schaufeln und Schubkarren beschäftigt, den Gang des Baches malerischer zu gestalten und den Teich bei der Mühle, wo er sich sammelt, zu schlämmen. Alle Neubauten wurden mit schönen rothen Backsteinen ausgeführt, die man selbst erzeugte.

Später zeigte mir Herr Lange, indem er Pachter Peters seine Braunen anspannen ließ, eine gute Strecke des seiner Obhut und Bewirthschaftung befohlenen Waldes. Der Weg führte uns dabei zunächst unmittelbar hinter und dann wohl eine Viertelmeile seitwärts von dem Orte an prachtvollen Buchenbeständen mit Stämmen gerad und stark wie Tempelsäulen hin, wie man sie so schön hier oben wohl nur noch im östlichen Holstein zu sehen bekommt. Weniger imponirten die Eichen, die uns bei der Fahrt zur Linken blieben, weshalb sie der Oberförster — beiläufig ein Rheinländer, der vor seinem Eintritt in die Dienste des Fürsten die wildreichen Staatsforsten bei Zehdenick verwaltet hatte — allmählig durch Buchen zu verdrängen gedachte. An Holz wurde bei den damaligen gedrückten Preisen

verhältnißmäßig wenig verkauft. Etwas davon consumirte die große Pulverfabrik, welche ein Würtemberger an einer dicht an der Elbe gelegenen Stelle der hiesigen Bismarckschen Besitzungen angelegt hatte, und welche vortreffliche Geschäfte machen sollte.

„Wenn sich die Holzpreise für den Verkäufer besser gestalten", äußerte mein Begleiter, „so getraue ich mir ohne Schaden für den Forst jährlich aus diesen Wäldern Holz im Bruttowerthe von hunderttausend Mark heraus zu schlagen".

Ich weiß nicht, was für einen Nettowerth das ergiebt. Aus guter Quelle aber schöpfe ich die Behauptung, daß die 1872 in der Presse aufgetauchte und dann viel verbreitete Behauptung, die Lauenburgische Dotation gewähre dem Kanzler einen Jahresertrag von vierzigtausend Thalern, der beim Ablaufe der Pachterträge auf das Dreifache gebracht werden könne, eine starke Ueberschätzung war. Die Wahrheit ist, daß die dem Reichskanzler damals überwiesenen Domänen des Amtes Schwarzenbeck zu dieser Zeit 34,016 Thaler das Jahr eintrugen, eine Summe, welche 3500 Thaler Pacht für die Jagden und über zweitausend Thaler Pacht für Zwangs- und Bannrechte einschloß. Die zuletzt genannte Einnahme ist seitdem weggefallen. Dagegen ist die dem Pulvermüller auferlegte Pacht hinzugekommen. So wird der Jahresertrag der Lauenburgischen Besitzung des Fürsten gegenwärtig die Summe von hunderttausend Mark kaum sehr erheblich übersteigen. Ich erwähne das, weil nicht oft genug hervorgehoben werden kann, daß man den Kanzler vielfach wie für gesünder und mächtiger, so auch für reicher hält, als er in Wirklichkeit ist.

Der weitere Weg führte uns bei einer einsamen Wassermühle aus dem Walde heraus und nach dem hochgelegnen Schönau, von wo wir auf einer andern Straße, die klare, wasser- und forellenreiche Bille überschreitend, wieder durch

herrlichen Buchenforst nach der gastlichen Oberförsterei von Friedrichsruhe zurückkehrten.

Ich bemerke noch, daß der Sachsenwald in einigen seiner Reviere auch aus Nadelholz und zwar aus Kiefern besteht, und daß er einige Torfmoore einschließt, die indeß nicht von Bedeutung sind. Endlich mag erwähnt werden, daß er außer dem Oberförster noch sieben Förster zu Pflegern und Hütern hat, und daß die Jagd in ihm noch auf mehrere Jahre am Hamburger Liebhaber verpachtet ist.

Sollte das letztgenannte Verhältniß dem lebhaften Waidmannsgemüthe Herrn Langes nicht gefallen, so tröstet ihn wohl einmal eine fröhliche Jagd mit den Söhnen des Fürsten in dem Theile des Waldes, den man sich reservirt und in einen Wildpark verwandelt hat. Derselbe streckt sich bei Dassendorf, im Süden der Herrschaft, seitwärts von der Straße zwischen Bergedorf und Schwarzenbeck hin, und es werden in ihm außer Damhirschen und Sauen auch stattliche Exemplare des vornehmeren Edelwildes gehegt.

Zum Schlusse sei noch zweier anderer Güter kurz gedacht, von denen das eine zuerst, das andere zuletzt in den Besitz Bismarcks gelangte. Ich meine Kniephof, welches der Tummelplatz seiner wilden Uebergangsperiode vom Jünglinge zum Manne mit ihren hundert tollen Streichen war, und Reinfeld, welches in Johanna v. Putkamer seine Lebensgefährtin aufwachsen und am 28. Juli 1847 mit ihm die Ringe wechseln und Hochzeit halten sah. Beide Güter liegen in der Provinz Pommern, das erstgenannte etwa sieben Kilometer östlich von Naugard in anmuthiger Gegend mit Wald und Wiesen, nicht

fern vom Flüßchen Zampel, das andere dicht am linken Ufer der Stolpe, nicht weit von da, wo sie sich in die Ostsee ergießt, und ebenfalls in freundlicher Landschaft.

In Kniephof verlebte der Reichskanzler als Kind, da seine Eltern schon 1816 von Schönhausen hierher übersiedelten, den größten Theil seiner ersten sechs Jahre, und hier zog er, nachdem ihm sein Vater 1838 diese Besitzung abgetreten, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre als selbständiger Hausherr ein. Das alte Fachwerkhaus neben dem schönen Garten von Kniephof hat, seit letzteres in das Eigenthum eines Neffen des Fürsten übergegangen ist, einem stattlicheren Baue Raum machen müssen. Als es noch stand, wußte es allerhand Wunderdinge zu erzählen, die, von der Mythe weiter ausgebildet, die Edelhöfe und Dörfer zehn Meilen weit in der Runde mit dem Rufe des „tollen Junkers", der hier hauste, erfüllten. Schaudernd hörten junge Fräulein und deren Mütter und Tanten, kopfschüttelnd und ein schreckliches Ende weissagend deren Väter und Onkel von wüsten Gelagen, bei denen Fluthen von Champagner und Porter vertilgt worden, von Ritten, als ob der wilde Jäger daherkäme, von Pistolenschüssen, mit denen mitten in der Nacht die Gäste des Hauses geweckt wurden, von kecker Verspottung des Herkommens durch allerlei Unfug und Uebermuth. Das Vieles hiervon Wahrheit, konnte das alte Haus bezeugen, daß Manches wenigstens zur Hälfte Dichtung der Nachbarn, konnte es ebenfalls darthun, und das Unheil, welches gesetzte Leute aus dem Unfuge prophezeiten, ist gleichermaßen Phantasie geblieben. Der gährende Most setzte und klärte sich trotz seines Brausens zu seiner Zeit wie in andern Fällen, und was daraus geworden ist, weiß die Welt.

Wenn in jenen Tagen voll Sturm und Drang es einmal

hieß, er geht nach Indien, so war dabei das Körnchen Wahrheit, daß der Junker von „Kneiphof" — so hatte der Witz guter Freunde oder verdrießlicher Zuschauer dieses Treibens den Schauplatz desselben getauft — sich einmal mit dem Gedanken trug, auszuwandern. Aber das Ziel, das ihm dabei vorschwebte, war nicht das Land am Ganges und Himalaya, sondern ein beliebiger Punkt in dem polnischen Urwäldern, wo er ein Farmer- und Jägerleben zu beginnen gedachte.

Wenn man ihm allerhand Dinge, welche hergebrachte Manier und Routine auf den Kopf stellten, nachsagte, so mögen Geschichten wie die folgende Junge bekommen haben.

Einst hatte der Junker von Kniephof einen Husarenleutnant bei sich, der im Begriffe stand, einen Onkel in der Nachbarschaft zu besuchen, welcher viel auf Etiquette und wohlabgezirkelte Sitte hielt, und bei dem sich Gäste ähnlicher Art und Meinung zu einer großen Festlichkeit versammelten. Bismarck beredete in der Nacht vorher den Leutnant zu scharfem Zechen und brachte ihm auf diesem Wege so viel gute Getränke bei, daß er beträchtlich mehr als genug hatte. Dann ließ er am Morgen einen Wagen ohne Federn anspannen, auf dem er mit seinem Gaste nach dem Schlosse jenes Onkels fuhr. Die Wege waren nicht gut, der Regen der vorhergegangnen Tage hatte sie aufgeweicht und in Kothlachen verwandelt, so daß die beiden jungen Herren übel bespritzt ankamen, der Leutnant aber noch außerdem in seekranker Verfassung. Die Gesellschaft, die sie dort versammelt fanden, an die vierzig Personen, die Damen in großer Toilette, die Herren in Frack und weißer Binde, sah sie mit Blicken, die halb Staunen, halb Grausen waren, ins Zimmer treten, und der Husar wurde bald nachher unsichtbar. Bismarck aber setzte sich trotz des Abscheus, den die guten Leute

sichtlich vor ihm empfanden, heiter und gelassen mit ihnen zu Tisch und that, als ob an ihm nichts auszusetzen. Man sagte dann, es wäre doch merkwürdig, daß er gar keine Ahnung gehabt habe, wie unangenehm er aufgefallen sei.

Diese Anekdote ist gut verbürgt. Dagegen war es wieder die Mythe, die sich im October des Jahres 1877 auf einer hinterpommerschen Bahnstation in Gestalt eines derben naiven Landmanns zu mir ins Coupé setzte und unter verschiedenen andern hübschen Historien auch die erzählte, daß Bismarck in Kniephof ein altes gebrechliches, windschiefes Gebäude, statt es abtragen zu lassen, mit einer Kanone zusammengeschossen habe. Woher er nur die dazu nothwendige Kanone bekommen haben mag? fragt der geneigte Leser. Ich antwortete mit der Gegenfrage, ob mein wackerer Bauer nicht am Ende läuten, aber nicht anschlagen gehört, ob die aus ihm redende Volkssage nicht im dunkeln Drange ihres Schaffens den Minister Bismarck mit dem Junker Bismarck verwechselt hat. Wir alle wohnten mit diesem einst in einem alten, gebrechlichen, windschiefen Hause — Zum deutschen Bunde genannt — und das hat er allerdings, da es sich nicht abtragen ließ, nothgedrungen mit Kanonen zusammengeschossen, mit den Kanonen von Königgrätz.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß Kniephof im Leben des Reichskanzlers keineswegs blos Kneiphof gewesen ist. Es hatte im Entwickelungsgange desselben auch etwas Anderes zu bedeuten. Zwischen Stunden und Tagen voll Hitz und Hatz, voll Saus und Braus gab es hier auch Wochen ernsten Studirens für ihn, das sich namentlich über das Gebiet der Geschichte, aber auch auf philosophische Werke erstreckte, wie er sich denn hier eine Zeit lang mit keinem Geringeren als mit Spinoza beschäftigt hat. Mit dem Besuche, den er bekam, dis-

cutirte er politische Fragen, oft bis tief in die Nacht hinein, und zwar vertrat er dabei — 1848 hatte noch nicht seine Schatten geworfen — ziemlich freisinnige Anschauungen. Der „tolle Junker" war eine Zeit lang Kreisdeputirter, dann Abgeordneter im pommerschen Provinziallandtage, und zuletzt hätte er sich sogar zum Landrath wählen lassen können, da ernste und kluge Leute trotz alledem und alledem von seinem Wesen Gutes erwarteten, wenn auch schwerlich jemand seine ungeheure Zukunft ahnte.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt.

Amerikanische Wanderungen und Verwandelungen 1

Zweiter Abschnitt.

In den Kreisen der Gothaner 49

Dritter Abschnitt.

Im schleswig-holsteinischen Kriege und unter den Augustenburgischen . 72

Vierter Abschnitt.

Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig 162

Fünfter Abschnitt.

Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig 312

Sechster Abschnitt.

Bismarck in Varzin 344

Siebenter Abschnitt.

Im Stammhause des Reichskanzlers 385

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LT'D
TORONTO